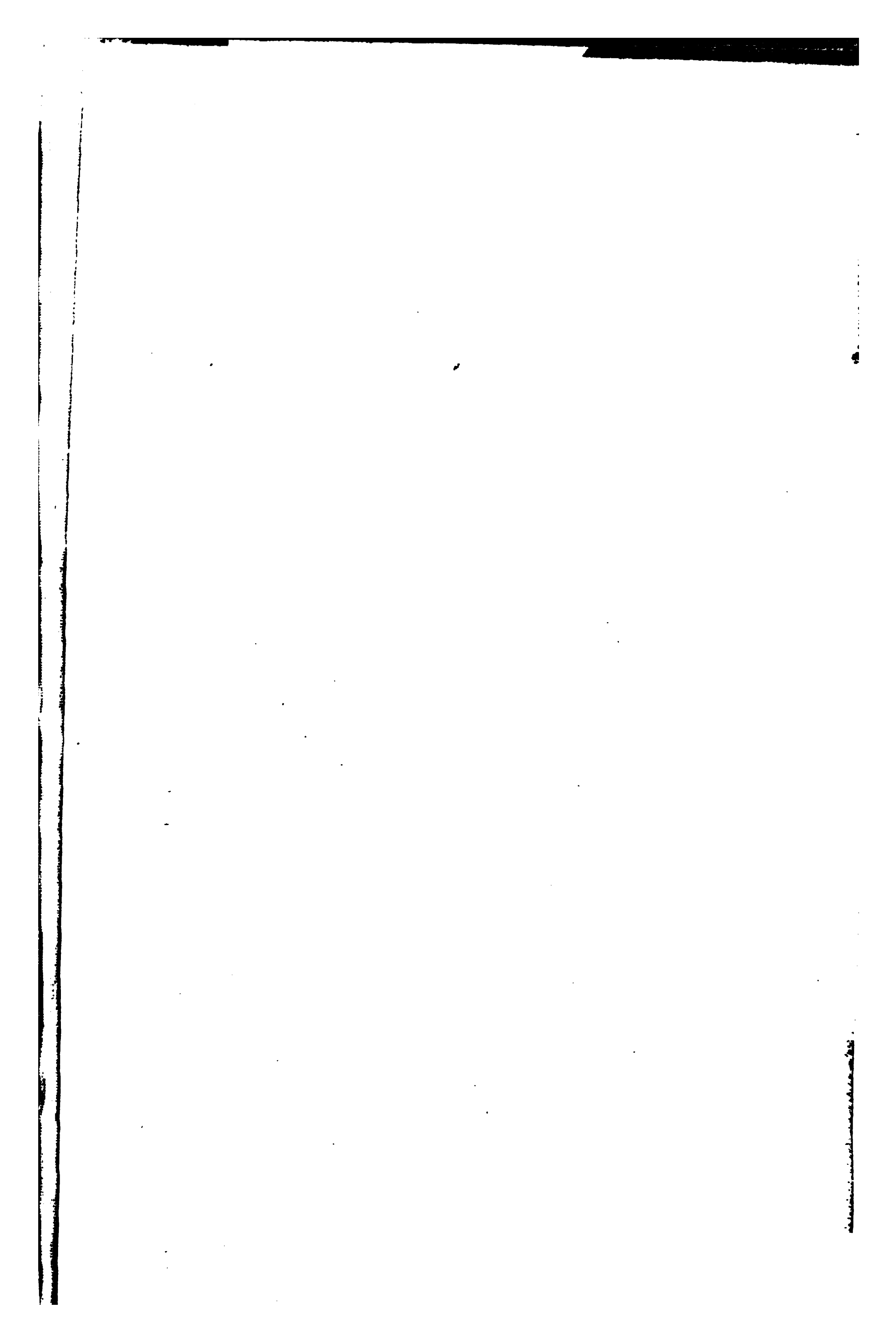
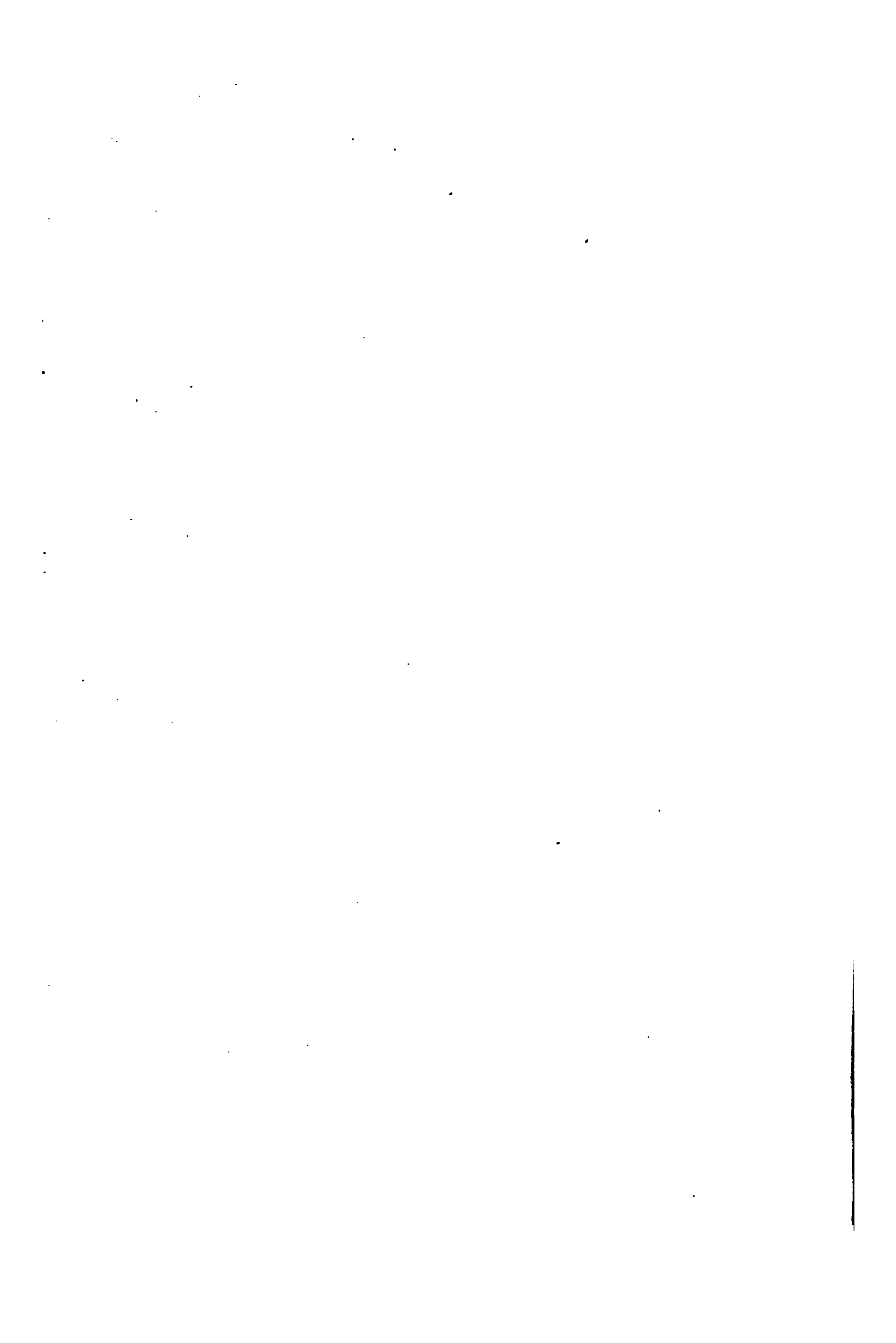






Aus dem Kaukasus.

Aus dem Kaukasus.

Reisen und Studien.

Beiträge zur Kenntnis des Landes.

Von

C. Hahn,

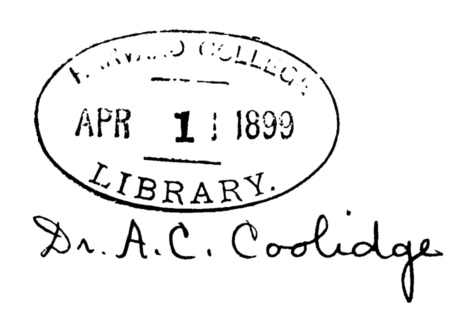
Professor am I. Gymnasium zu Tiflis



Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1892.



Ihrer Kaiserlichen Hoheit

der Frau Grofsherzogin

Anastasia Michailowna

von Mecklenburg-Schwerin,

Grofsfürstin von Rufsland

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom Verfasser.

Kaiserliche Hoheit!

Als Freund der Natur in den grofsartigen Schönheiten der kaukasischen Gebirgswelt schwelgend und in die hochinteressanten archäologischen und ethnographischen Probleme des Kaukasus und des bunten Gemenges seiner Völker eindringend, gedenke ich stets dankbaren Herzens des erlauchten Fürstenhauses, dessen gesegnetes Andenken in allen Gauen dieses Landes, dieser Perle des grofsen und mächtigen russischen Reiches, fortlebt und ewig fortleben wird. Mehr als ein anderer hat Eurer Kaiserlichen Hoheit ehrfurchtsvoll ergebener Diener diesem hohen Hause zu verdanken. Durch Deren Allerhöchste Eltern als Lehrer der jungen Grofsfürsten hieher berufen, habe ich im Kaukasus meine zweite liebe Heimat gefunden, hier meinen Herd und mein Glück begründet. So sei denn dieses Büchlein, mein Erst-

lingswerk in deutscher Sprache, als schwaches Zeichen dankbarster Ergebenheit und treuester Anhänglichkeit der Erlauchten deutschen .Fürstin gewidmet, welche jenem hohen Fürstenhause entsprossen und deren Wiege im herrlichen Kaukasus gestanden. Möge das Werkchen im Herzen Eurer Kaiserlichen Hoheit die angenehmsten Erinnerungen an Höchst Deren schöne Heimat und glückliche Jugendzeit wachrufen!

Tiflis im August 1891.

C. Hahn.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Aus dem alten Kaukasus.

Geographische, ethnographische und geschichtliche Notizen.

Vgl. G. H. Lünemann, Descriptio Caucasi etc. Lipsiae 1803, und meine in russischer Sprache erschienenen Bücher: „Nachrichten der Griechen und Römer über den Kaukasus". Bd. I. II. Tiflis 1884. 1890.

Schon im grauen Altertum genannt und mit einem bunten Kranz von Sagen umrankt, im Mittelalter fast verschollen, hat der Kaukasus, speciell Transkaukasien, im letzten Jahrhundert, namentlich in den letzten Decennien, die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf sich gelenkt. Leider ist seine älteste Geschichte mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt, welcher noch gar wenig gelüftet ist und den ganz zu heben wohl niemals gelingen wird. Der Spaten des Archäologen hat hier noch ein weites, fast jungfräuliches Feld und ganz sicher wird er reichen Lohn empfahen für seine Arbeit, wenn er da und dort die Erde aufschürft. Der Archäolog allein kann einige Lichtstrahlen werfen in das Dunkel, das die einst hier lebenden Völker und ihre Geschichte bedeckt; das Grab ist nicht immer stumm, oftmals ist es beredter als das Leben. Nicht epochemachende Kulturvölker sind es freilich gewesen, welche hier gewohnt haben; nicht solche Völker, welche sich mit der Bedeutung der Ägypter, Perser, Griechen und Römer auch nur halbwegs messen könnten; aber die Bewohner des Kaukasus sind mit jenen in Berührung gekommen, haben mit ihnen Beziehungen verschiedener Art unterhalten, so dafs doch auch von hier aus einiges Licht geworfen werden kann auf das Leben jener Völker, abgesehen davon, dafs auch die hiesigen Stämme als Glieder der grofsen Menschenfamilie einiges Interesse für sich beanspruchen. — Aber auch dann,

wenn einst die Archäologie die reichen, in kaukasischer Erde verborgenen Schätze ans Licht gefördert und gewissermafsen das Rohmaterial herbeigeschafft haben wird, wird die Aufgabe des Geschichtsforschers ungemein schwierig sein, Klarheit und Ordnung zu schaffen in dem ungeheuren Chaos von Völkervermischungen und Völkerverdrängungen, welche auf der mächtigen, von einem Wall grofsartig-prächtiger Gebirge nach zwei Seiten hin umgebenen Landenge stattgehabt haben. Zwar haben die grofsen Wogen der Völkerwanderung den Kaukasus nicht direkt berührt, aber gleich dem Strome, welcher, seine Ufer überschreitend, im weitesten Umkreis seine Wasser ergiefst und zurücktretend da und dort Seen und Tümpel zurückläfst, so haben auch die Völkerstämme ihre Fluten in verschiedene Teile des kaukasischen Landes hineingeschickt. Oftmals wirkten diese Hochfluten zerstörend, feste Städte und blühende Ansiedelungen sind verwüstet worden und haben, neugegründet, ein anderes Ansehen gewonnen. Der ewige Kreislauf der Natur, Vergehen und Entstehen, hat in historischer Zeit auch diesem Lande seinen Stempel aufgedrückt, nur die majestätischen Berge stehen noch ruhig in ihrer alten, erhabenen Pracht, so grofs und stolz wie vor tausend und aber tausend Jahren, stumme Zeugen der gewaltigen Umwälzungen und Ereignisse, die sich zu ihren Füfsen zugetragen.

Was einstweilen dem Geschichtschreiber zu Gebote steht, sind hauptsächlich die zerstreuten Nachrichten über den Kaukasus, welche wir bei den alten griechischen und römischen Schriftstellern finden (die armenischen und grusinischen kommen, als der späteren Zeit angehörend und wenig glaubwürdig, kaum in Betracht). Die Nachrichten jener Alten in Kürze zusammenzufassen, ist Zweck dieser Abhandlung, welche für einen weiteren Kreis von Lesern bestimmt ist, für

die das Detail von geringem Interesse sein dürfte. Man mufs wirklich Respekt gewinnen vor den alten Schriftstellern, wenn man die grofsen Erfolge bedenkt, welche Schliemann und andere berühmte Archäologen an der Hand derselben erzielt haben. Es ist ein angenehmes Gefühl zu wissen, dafs man den Alten bis zu einem gewissen Grade trauen kann, und mit mehr Interesse dringt man in ihre Schriften ein. Wir finden auch über den Kaukasus bei ihnen ziemlich reichliches Material, aber leider fehlt uns noch ein zweiter Schliemann, der mit gleicher Energie und ebenso so grofsem Verständnis sich hier ans Werk der Ausgrabungen machte.

Nicht alle Teile des Kaukasus freilich waren, wie das die Sache selbst mit sich bringt, den Alten in gleichem Mafse bekannt. Die westlichen, der damaligen civilisierten Welt näher gelegenen Teile zogen zuerst die Aufmerksamkeit auf sich. Homer schon erwähnt den Zug der Argonauten in das Land, das er „Aia“ nennt. Er stellt sich dasselbe vor als eine Insel am Rande der Welt, wo die rosenfingrige, nebelgeborne Morgenröte ihren Wohnsitz habe und von wo der glänzende Helios aufgeht, der nimmer aufhört zu leuchten. Gebieter im Lande ist König Aietes. Seit Pindar, welcher den Zug der griechischen Helden näher beschreibt, nahm man an, dafs Homer unter „Aia“ Kolchis verstanden habe, das Land mit den fabelhaften Reichtümern am Pontus Euxinus. Die Mär von diesen Reichtümern war es wohl auch, welche die unternehmenden Griechen an den Ufern von Kleinasien, besonders die Mileter anreizte, das schwarze Meer zu befahren. Die Schiffe derselben drangen vom 8.—6. Jahrhundert v. Chr. in die östlichen Winkel des Meeres vor; Handelsbeziehungen wurden angeknüpft und zu deren Förderung Kolonieen gegründet. Der

Pontus Axinus — „der ungastliche“ — wurde seitdem ein Euxinus, ein „gastfreundlicher“. Leider aber hatten jene Kaufleute mehr Interesse für Handel als für Geschichte und Geographie, und so haben sie keine Nachrichten über jene Gegenden hinterlassen. Bei Hekatäus und Äschylus findet sich zum ersten Male der Name Kaukasus, ihre sonstigen Angaben sind spärlich. Zur selben Zeit giebt uns etwas ausführlichere Nachrichten Skylax von Karianda, aber wieder hauptsächlich über Kolchis und den Phasis (Rion).

Der Vater der Geschichte, Herodot, giebt uns zuerst eingehender Aufschlufs über unser Land, das er teilweise aus eigener Anschauung kannte; bei ihm treffen wir wertvolle Notizen über den Ursprung der kaukasischen Völker, ihre Sitten und Gebräuche, sowie ihre Handelsbeziehungen. Xenophon und andere haben für unsern Zweck wenig Bedeutung, dagegen müssen wir die Argonautica des Apollonius von Rhodus (250—210 v. Chr.) erwähnen. Zwar läfst der Dichter seiner ungebändigten Phantasie freien Lauf und in seinem Heldengedicht ist viel mehr Dichtung als Wahrheit, aber diese Phantasiegebilde entbehren doch nicht ganz der reellen Unterlage; dem Dichter müssen die und jene Beschreibungen von Land und Leuten in Kolchis zur Verfügung gestanden haben. Dem Geographen Strabo gebührt das Verdienst, eine eingehendere Beschreibung der kaukasischen Länder gegeben zu haben, welche bei manchem Fehlerhaften, das mitunterläuft, doch recht wertvolles Material giebt[1]. Er selbst war auch im Lande. Später haben im Kriege mit Mithridates römische Heere die Landenge zwischen den

[1] Er nennt z. B. das kaspische Meer einen Teil des nördlichen Eismeeres, führt den Araxes als selbständigen Flufs an, welcher nicht weit von der Mündung der Kura ins Meer fällt, etc.

beiden Meeren durchquert, dann folgten die Zusammenstöfse mit den Albanern, Iberern und andern kaukasischen Stämmen, so dafs Plinius und Ptolemäus[1] schon reichen Stoff zur Verfügung hatten. Die späteren Kämpfe der Römer und der Legionen des byzantinischen Reichs mit den Persern um die Oberherrschaft in Iberien und Kolchis, welche sich hier in den ersten Jahrhunderten nach Christus mit wechselndem Kriegsglück abwickelten, haben die byzantinischen Schriftsteller beschrieben, unter denen Prokopius und Agathias die fruchtbarsten waren.

Versuchen wir nun die Nachrichten der Alten über den Kaukasus zusammenzustellen. Die fälschlich da und dort als weite durchgehende Ebene dargestellte Landenge zwischen dem kaspischen und schwarzen Meer, deren Breite etwa 75 geographischen Meilen gleichkommt, galt im Altertum als viel schmäler. Einige (z. B. Posidonius) behaupten, dafs die kürzeste Entfernung zwischen beiden Meeren nicht mehr als 150000 Schritt betrage und dafs der Phasis (Rion) eine Verbindung zwischen ihnen herstelle. Diese Annahme brachte denn auch den Seleucus Nicator (357—281 v. Chr.) auf den Gedanken, einen Verbindungskanal zu bauen, aber der Tod hinderte ihn daran, sein Vorhaben auszuführen. Davon, dafs das Niveau des kaspischen Meeres viel niedriger ist als das des schwarzen, wufsten die Alten nichts; möglicher-

[1] Die unrichtigen Gradbestimmungen des Ptolemäus sind erst im 18. Jahrhundert richtig gestellt worden. Seine Fehler kommen daher, dafs er den Erdumfang um 1/6 zu klein angab, während schon Eratosthenes (276—196 v. Chr.) denselben fast richtig gefunden hatte.

weise war auch der Unterschied damals noch kein so grofser. Der Wirklichkeit kam Ptolemäus am nächsten, welcher die Breite der Landenge auf 60 Meilen berechnet.

Strabo und Ptolemäus zählen den Kaukasus zu Asien. Bei ihnen gelten als Grenzen zwischen Asien und Europa der Tanais (Don), der mäotische „Sumpf" (asowisches Meer), der euxinische Pontus, die Propontis und der Hellespont. Vorher galten der Phasis und der Araxes als Grenzscheiden zwischen den beiden Weltteilen. Es ist wohl auffallend, dafs eine so natürliche Grenze, wie das kaukasische Gebirge, von den Alten unbeachtet blieb; es läfst sich das nur so erklären, dafs sie von der Höhe, Richtung und Ausdehnung der gewaltigen Berge keine klare Vorstellung hatten. Aristoteles (Meteorol. 1, 13) nennt den Kaukasus eines der höchsten Gebirge der Welt, das vom mäotischen Meer aus zu sehen ist; wenn alles ringsum dunkel geworden ist, ist es noch lange beleuchtet; auch morgens, lange vor Tagesanbruch, werden die Berge schon von den goldenen Strahlen der Sonne beschienen. Arrian stellt den Kaukasus mit den Alpen zusammen und sagt, dafs er nicht minder gewaltig hoch sei als diese. Das Gebirge galt für schwer zugänglich, namentlich im Süden; dennoch hat der römische Feldherr Pompejus es mit seinen Legionen im Kriege mit Mithridates überschritten. Als Pässe waren bekannt die kaukasische Pforte für den Weg von Iberien nach Sarmatien und das albanische oder kaspische Thor in der Nähe des kaspischen Meeres. Plinius beschreibt die kaukasische Pforte folgendermafsen: „Ein ungeheures, durch plötzliche Unterbrechung der Bergkette entstandenes Naturwerk. Das Thor der Pforte ist mit eisenbeschlagenen Balken gesperrt; mitten darunter strömt ein übelriechender Flufs (Terek) und auf einem diesseits liegenden Felsen erhebt sich

ein befestigtes Kastell, Cumania (Kumnis-Ziche) genannt, um unzähligen Völkern den Durchgang zu verwehren. Hier also, nicht weit von der iberischen Stadt Harmastis, ist ein Weltteil durch Thore abgeschlossen."

Als Teile des kaukasischen Gebirges werden genannt die keraunischen Berge, welche sich nach Nordosten zum kaspischen Meer erstrecken, während der westliche Teil den Namen koracische (auch heniochische) Berge trägt. Der südliche Teil, welcher das Bassin des Cyrus und des Phasis trennt, heifst moschisches Gebirge. Das letztere umrahmt mit seinen Fortsetzungen das schwarze Meer im Osten und ist von dichten Wäldern bedeckt, in welchen räuberische Stämme hausen. Diese unzugänglichen Berge mit ihren steil abfallenden Felsenwänden und schrecklichen Abgründen haben dem Mithridates als Versteck für seine grofsen Schätze gute Dienste geleistet, wie er auch selbst, von Pompejus verfolgt, hier Zuflucht suchte. Einer der Gipfel dieses Gebirgs, der Theches, hallte einst wieder von dem Jubel der aus dem kleinasiatischen Feldzug zurückkehrenden Griechen (Xenophon). Sie erblickten von hier aus zum ersten Mal wieder das Meer, das sie in die Heimat bringen sollte. Andere Teile des Kaukasus tragen die Namen: Strobilus, kaspische Berge und amazonische Berge.

Dieses Gebirge enthält in sich die Quellgebiete grofser Flüsse. Zum kaspischen oder hyrkanischen Meer sendet der Kaukasus vor allem den Cyrus (Kura). Aus den iberischen und koracischen Bergen kommend durchfliefst er die fruchtbare Ebene zwischen Kolchis und Armenien und bildet die natürliche Grenze zwischen beiden. Von den Zuflüssen tragen einige den jetzigen nahekommende Namen, z. B. Aragus (Aragwa) und der Alazonius (Alasan), der gröfste Zuflufs aber von Norden her ist der Kambyses (Jora?) und

von Süden der Araxes. Alle diese Flüsse werden als schiffbar geschildert. Die Kura bildet bei ihrer Mündung ein Netz von 12 Armen, welche aber sehr seicht sind. Die starke Strömung setzt eine Menge Sand und Schlamm ab. Unter den Küstenflüssen werden erwähnt: Albanus (Ssamur) und Casius (Koissu?). Zwischen diesen beiden befand sich nach Ptolemäus das albanische Thor; zu Füfsen des nördlichen Kaukasus flossen der Alontas (Terek) und der Udon (Kuma).

Zum Bassin des Pontus Euxinus gehört der Phasis (Rion); er soll seinen Namen haben von Phasis, dem Sohne des Kolchus[1]. Er entspringt unter dem Namen Boas in den moschischen Bergen und bildet die Grenze zwischen Kleinasien und Kolchis; er wird im Unterlauf schiffbar und fällt bei der Stadt Phasis (Poti) ins Meer. Er ist reifsend, sein Wasser kalt und so leicht, dafs es auf der Oberfläche des Meeres schwimmt. Die Fasanen, welche in seinen Niederungen in grofsen Mengen hausen, verdanken ihren Namen dem Flufs. Seine Zuflüsse sind der Glaucus (Techur?) und Hippos (Zcheni-Zchali). Die Kwirila scheint vielfach mit dem Rion verwechselt worden zu sein. Über den Phasis führen nicht weniger als 120 Brücken, was auf bedeutenden Verkehr schliefsen läfst. Von andern Flüssen seien noch genannt der Acampsis (Tschoroch-Su), ferner der Anticites oder Hypanis (Kuban) und der Tanais, welcher nach einigen Älteren auf dem Kaukasus entspringen soll; ein Fehler, welchen übrigens schon Strabo verbessert hat. —

---

[1] Nach Pseudo-Plutarch hat der Flufs seinen Namen von Phasis, dem Sohne des Helios und der Okyrrhoe (Schnellfliefserin), der Tochter des Oceans. Phasis tötete seine Mutter, welche er auf Ehebruch ertappte, und warf sich, mit Wahnsinn geschlagen und von den Erinyen verfolgt, in den Arctur, welcher nach ihm den neuen Namen erhielt.

Gehen wir nun über zu den kaukasischen Ländern und Völkern. Kolchis, Iberien und Albanien waren in der Reihenfolge von Westen nach Osten die alten Namen der drei gröfseren Ländergebiete, welche man jetzt als Transkaukasien bezeichnet. Das Land war berühmt durch seine aufserordentliche Fruchtbarkeit in den Niederungen, während die rauheren gebirgigen Teile vortreffliche Weiden boten. Die Benennung Kolchis finden wir zuerst bei Pindar und Äschylus, vorher hiefs das Land Aia. Seine Berühmtheit verdankt der Landstrich der bekannten Argonautensage; es ist aber in neuerer Zeit, wie bekannt, von einigen Gelehrten bezweifelt worden, ob das Endziel der Argonautenfahrt wirklich Kolchis gewesen sei[1]. Prokopius nennt die ganze Gegend Lazica. Als Grenzen werden angegeben nach S.-W. das pontische Reich, nach W. der Euxinus bis zur Mündung des Flusses Korax; nach N. die kaukasischen Berge, nach O. das moschische Gebirge, nach S. Armenien. Man fafste also unter Kolchis zusammen die jetzigen Landschaften Immerethien, Mingrelien, Gurien und Abchasien. In anziehender Weise wird das Land von Apollonius aus Rhodus in seinen Argonautica geschildert. Wir setzen die Sage als bekannt voraus, möchten aber auf einige interessante Momente derselben hinweisen.

Vor allem eine kurze Bemerkung über die Prometheussage. Die Argonauten vernahmen, als sie sich dem Ufer näherten, über sich ein lautes Geräusch. Erstaunt blickten

[1] Arrian (100—160 n. Chr.) erzählt, man habe ihm in Phasis einen Anker von der Argo gezeigt; „er war von Eisen“, sagt er, „aber er schien mir nicht so alt zu sein, obgleich er nach Gröfse und Gestalt den jetzigen Ankern nicht gleicht. Zugleich zeigte man mir auch Stücke eines andern steinernen Ankers, welcher eher von der Argo abstammen könnte.“ Andere Denkmäler von Jasons Zug fand er nicht.

sie in die Höhe und bemerkten einen Riesenvogel, welcher zu seiner Beute flog. Es war der Adler des Prometheus, welcher ihm an der Leber hackte. Ohne auf die Sage näher einzugehen, bemerken wir nur, dafs Anklänge an dieselbe sich bei verschiedenen kaukasischen Stämmen finden lassen. Eine naheliegende Parallele dazu bietet die Sage vom gefesselten Amiran, worüber die Leser in meiner Reise nach Tuschetien und Pschawien das Nähere finden.

Dann möchten wir aber auch wohl gerne wissen, was für eine Bewandtnis es mit dem goldnen Vliefs (vom lat. vellus) hat. Diese Frage hat schon die Alten beschäftigt. Eustathius in seinen Kommentaren zu Dionysus Periegetes erklärt die Entstehung der Sage in folgender Weise: In den Gebirgen oberhalb der Kolcher wohnen die Thoanen (Swaneten), deren Flüsse Gold führen; da nun das Gold mittelst ins Wasser gelegter Schaffelle gewonnen wird, so soll daraus die Sage entstanden sein. Ein anderer Schriftsteller Charax behauptet: das goldne Vliefs bedeute eine besondere Kunst, mit goldenen Buchstaben zu schreiben; das Geheimnis dieser Kunst sei auf Häuten (Pergament) aufgezeichnet gewesen, und die Argonauten haben, um in Besitz des Geheimnisses zu gelangen, die Fahrt unternommen. Viel gekünstelter noch ist die Erklärung des Diodor von Sicilien. Wie bekannt, hängt die Sage vom goldnen Vliefs enge zusammen mit dem Namen des Phryxus; der nun soll mit seiner Schwester nicht auf einem Widder durch die Luft geflogen sein, sondern sein Schiff soll am Schnabel die vergoldete Figur eines Widders getragen haben. Es müfste also das Schiff oder die Figur wenigstens in Kolchis geblieben sein. Andere wieder behaupten, dafs ein skythischer König, der Schwiegersohn des Königs Aietes, sich gerade zu der Zeit, als Phryxus ankam, in Kolchis aufgehalten habe. Ihm gefiel Phryxus sehr und

er bat sich beim König Aietes den hübschen griechischen Jüngling aus. Der König erfüllte seine Bitte, der Erzieher des jungen Griechen aber, namens Krios (was im Griechischen „Widder“ bedeutet), wurde nach der Sitte des Landes als Fremdling den Göttern geopfert. Vorher aber wurde ihm die Haut abgezogen und solche mit Nägeln im Tempel befestigt. Durch ein Orakel darauf aufmerksam gemacht, dafs er ums Leben kommen soll, sobald diese Haut gestohlen werde, umgab Aietes den Tempel mit einer festen Mauer, stellte eine starke Wache auf und liefs die Haut vergolden, damit der Glanz die Aufmerksamkeit der Wächter auf sich ziehe. Dionysius überläfst uns die Wahl zwischen diesen verschiedenen Erklärungen.

Was für eine Bewandtnis hat es aber mit dem schrecklichen Drachen, welcher das Vliefs bewacht haben soll, und was bedeuten die ehernen, feueratmenden Stiere, welche in der Sage vorkommen? Auch hier weifs uns Dionysius eine rationelle Erklärung zu geben. Die Wächter sollen taurische Krieger gewesen sein (das griechische Wort „tauros“ bedeutet „Stier“). Weil nun diese Krieger gepanzert waren und mit den Fremden, welche ihnen in die Hände fielen, höchst grausam verfuhren, so hiefs man sie „feueratmende Stiere“. Nun bleibt aber noch der Drache zu erklären. Die Sage von demselben soll einfach dadurch entstanden sein, dafs der Anführer jener Wächter „Drakon“ hiefs.

Weist die Argonautensage unzweifelhaft auf frühe Beziehungen der Griechen und Kolcher hin, so finden wir bei Herodot noch andere Anzeichen eines frühen Verkehrs dieses Volkes mit dem Auslande. Ja, er sagt, die Kolcher stammen von Ägyptern ab, welche sich im Kaukasus niedergelassen und die alten Bewohner entweder ausgerottet oder aber sich mit ihnen verschmolzen haben. Der ägyptische König

Sesostris (1400 v. Chr.) war nämlich auf seinen Zügen auch einmal nach Kolchis gekommen, wo ein Teil seines Heeres zurückblieb. Von dieser ägyptischen Soldatenkolonie sollen die jetzigen Bewohner abstammen. Äufsere Merkmale befestigen Herodot in seiner Ansicht: die Kolcher haben dunkle Hautfarbe und krauses Haar, in Sprache und Gebräuchen haben sie Ähnlichkeit mit den Ägyptern, die Art der Bearbeitung des Hanfs ist die gleiche; auch besteht in Kolchis die Sitte der Beschneidung, welche wir im Anfang nur bei Ägyptern und Äthiopen finden.

Die Kolcher wurden frühe auch Lasen genannt. Hippokrates schildert ihr Land wie folgt: Die Niederungen des langsam fliefsenden Phasis sind sumpfig, heifs, feucht und mit Wald bedeckt. Zu jeder Zeit des Jahres fällt dort reichlicher Regen. Die Menschen verbringen ihr Leben im Sumpf; inmitten des Wassers bauen sie sich auf Pfählen Häuser aus Holz und Reisern. Sie verlassen die Wohnungen nur, um in die Stadt oder auf den Markt zu gehen. Als Verkehrswege dienen zahlreiche Kanäle, als Verkehrsmittel Kähne aus einem einzigen Baumstamm verfertigt (noch jetzt im Gebrauch). Die Einwohner geniefsen warmes, stehendes und vom Sonnenbrand faules Wasser. Die Früchte des Landes sind schlecht, nicht saftig und kommen infolge der Feuchtigkeit oftmals nicht zur Reife. Der über den Wassern aufsteigende Nebel bedeckt beständig die Gegend. Bei diesen eigentümlichen und ungünstigen klimatischen Verhältnissen unterscheiden sich die Bewohner in ihrem Äufsern sehr wesentlich von andern Menschen. Sie sind hoch von Wuchs, aber so fett, dafs man die Gelenke bei ihnen nicht unterscheiden kann. Die Farbe der Haut ist gelblich-grün, wie bei denen, welche an Gelbsucht leiden. Ihre Stimme

ist ungewöhnlich rauh [1], da sie unreine und feuchte Luft einatmen, welche so dicht ist wie Flaum. Sie vermeiden jegliche Arbeit, welche sie ermüden könnte (haben sich seitdem wenig verändert). Die Jahreszeiten sind wenig unterschieden. Südliche Winde sind hier vorherrschend: selten weht der örtliche, sehr starke, heifse und unangenehme Wind „Kenchron“. Nordwind ist selten und hat derselbe weder Kraft noch Bedeutung. Nicht ganz im Einklang damit steht Strabos Schilderung, welcher das Land als ungemein fruchtbar beschreibt: es ist aber möglich, dafs sich das Klima durch Aushauen der Wälder allmählich verbessert hat. Er rühmt namentlich die Fülle von Holz, welches auf den Flüssen zum Meere geflöfst und dort zum Schiffsbau verwendet wird. Das Land erzeugt nach ihm sehr viel Lein und Hanf; berühmt ist die kolchische Leinwand [2], sogenannte „sardonische“, welche in andere Länder ausgeführt wird; andere Produkte sind Wachs, Harz und Honig; letzterer ist aber bitter. Xenophon erzählt, dafs die griechischen Soldaten, welche von diesem Honig naschten, einige Tage wie Betrunkene umhergingen; einige bekamen Erbrechen und Durchfall und verloren längere Zeit das Bewufstsein. Plinius findet den Grund dafür in dem Umstande, dafs die Bienen den Honig von der gelbblühenden, stark duftenden Azalea pontica sammeln. — Was wir über die Bewohner noch hier hinzufügen wollen, ist, dafs sie den Himmel und die Erde anbeten [3], sich in Leinwand kleiden (jetzt tragen sie meistens

---

[1] Die immerethinische Sprache — ein Dialekt der grusinischen — hat wie diese eine Menge sehr harter Kehllaute.

[2] Wahrscheinlich ist unter dem Schilf, aus welchem nach Kallimach die Kolcher Leinwand bereiten, nichts anders als der wilde Hanf zu verstehen, welcher hier massenweise wächst.

[3] Die Kolcher nahmen übrigens sehr früh das Christentum an und werden schon im 6. Jahrhundert als eifrige Christen gerühmt.

rauhes, selbstverfertigtes Wollenzeug). Wenn sie in den Krieg ziehen (sie dienten z. B. im 4. Jahrhundert nach Chr. im römischen Heer), so tragen sie hölzerne Helme, kleine Schilde aus Rindsleder, kurze Lanzen und grofse Messer. Sie haben den eigentümlichen Brauch, ihre Toten nicht zu begraben, sondern binden die Leichen in Ochsenhäute und hängen sie so an Bäumen auf; nur Frauen werden begraben, damit die Erde auch ihr Teil bekomme. Fremden war nicht zu raten, hierher zu kommen, sie wurden den Göttern geopfert. Der energischen Königstochter und „Giftmischerin“ Medea haben die kolchischen Frauen es möglicherweise zu verdanken, dafs sie als kriegerisch und furchtlos geschildert werden.

Die Kolcher (Lasen) und die ihnen benachbarten Völker standen seit alter Zeit in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis von den Persern. Sie schickten alle fünf Jahre dem Perserkönig 100 Jünglinge und ebenso viele Jungfrauen zum Geschenk. Später kam Kolchis unter das Scepter der Könige von Pontus, und Mithridates z. B. schickte dahin seine besten Freunde als Statthalter. Nach dem Sieg über Mithridates schenkten die Römer das Land dem pontischen und bosporanischen König, nach dessen Tod seine Gemahlin Pythodoris die Zügel der Regierung ergriff. Später waren die Kolcher wieder den Römern tributpflichtig; es wurden im Interesse des Handels bei ihnen, besonders unter Trajan, einige Festungen und Handelsfaktoreien angelegt. Noch zu Zeiten Konstantins d. Gr. standen römische Kastelle an der Mündung des Phasis, und Kolchis war wegen völligen Salzmangels auf das oströmische Reich angewiesen. — Im 6. Jahrhundert nach Christus war das Land ein beständiges Streitobjekt zwischen Persern und Römern, welche sich hier lange mit wechselndem Glücke bekämpften; die Lasen mufsten

sehr oft der Gewalt weichen und waren klug genug, sich in der Regel auf die Seite des Stärkeren zu stellen. Ein dunkles Blatt in der Geschichte des Landes bildet die meuchlerische Ermordung des Königs Gubaz durch römische Feldherren, welche er der Unthätigkeit und Feigheit im gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Perser beschuldigt hatte (554 n. Chr.). Den beiden Feldherren Rusticus und Johannes wurde dafür der Prozefs gemacht und sie wurden hingerichtet. Solches geschah unter Kaiser Justinian. Als erfreuliches Ereignis stellen wir dem gegenüber die Heirat des lasischen Königs Johannes mit der Tochter des Kaisers Michael Palaeologus (1281). Jene Kriege zwischen Persern und Römern konnten nicht dazu beitragen, den Wohlstand des Landes zu heben; doch trat nachher eine verhältnismäfsig lange Zeit der Ruhe und Erholung ein. Später, zu Anfang des 13. Jahrhunderts fielen die Scythen (Tataren) unter Chalai in Kolchis ein, nachher kamen die Verheerungszüge der Türken unter den Sultanen Paichasit und Amurat.

Zu den Kolchern wurden auch die benachbarten kleineren Völker gerechnet, von welchen wir hier die wichtigsten nennen. Am Meere wohnen in der Reihenfolge von S. W. nach N. W. die Machelonen und Heniochen. Der Ursprung der letzteren wird hergeleitet von Spartanern, welche am Zug der Argonauten teilgenommen hatten. Veranlassung zu dieser Sage gab wohl die Bemühung, sich den Namen des Volkes zu erklären. Nun hatten die griechischen Helden bekanntlich ihre Wagenlenker, im Griechischen „heniochoi“ geheifsen. Von zweien solcher Wagenlenker soll der Name des Volkes kommen. Die Heniochen lebten zwar gröfstenteils im Gebirge, hatten aber nach Strabo einen Küstenstrich von etwa 100 Stadien inne. Viel Rühmliches wird ihnen nicht nachgesagt. Aristoteles nennt sie einfach Menschen-

fresser. Strabo erzählt, dafs sie in Gemeinschaft mit den benachbarten Achaern (auch griechischer Abkunft) sich für die Unfruchtbarkeit ihres Bodens durch Seeraub zu entschädigen wufsten. Zu diesem Zweck bauten sie lange, schmale Schiffe, in denen nicht mehr als 30 Mann Platz hatten. Ganze Flotten solcher Schiffe überfielen die Handelsfahrzeuge und Küstenstädte am schwarzen Meer. Die Bewohner des kimmerischen Bosporus waren schlau genug, den gefährlichen Nachbarn in ihren Buchten Zuflucht zu gewähren, und kauften ihnen die Beute ab, worunter sich oftmals auch Menschen befanden. Wenn dann die Heniochen, welche keine geschützten Buchten hatten, von einem solchen Streifzug zurückkamen, so luden sie die Boote auf die Schultern und trugen sie in ihre Wälder. Weiter seien noch die Abasgen genannt, in welchen sich die heutigen Abchasen unschwer erkennen lassen. Dann die Suanen und Suanokolchen[1]. Diese sind nach Strabo sehr unreinlich, aber kriegerisch und mächtig. Sie gehorchen einem König, welchem 300 Ratsherren zur Seite stehen. Für den Kriegsfall konnten sie 200 000 Krieger ins Feld stellen. Die Flüsse der Suanen sind goldhaltig. Die Pfeile vergiften die Suanen mit einem gewissen Saft, welcher einen schrecklichen Geruch verbreitet.

Zuletzt sei noch einiges erwähnt über die Ortschaften des Landes. Unter den Städten an der Küste ist von hohem Interesse die Stadt Dioscurias, deren Lage übrigens bis auf den heutigen Tag nicht genau festgestellt ist. Da sie bei den alten Schriftstellern fast beständig mit dem reichen

---

[1] Andere Völker: Zydreten, Apsilen, Sannigen, Koraksen, Kolen, Melanchläner (Schwarzröcke), Gelonen, Phthirophagen (Läusefresser, nach andern „Leute, welche Cedernüsse — Pinus cembra — essen“); Kephalotomer (Kopfabschneider), Monralen (Mingrelier), Bruchen etc.

Pityus (Pizunda) zusammen genannt wird und nach Strabo im östlichen Winkel des schwarzen Meeres liegt, so mag die Annahme richtig sein, dafs Dioscurias in der Nähe des heutigen Suchum lag. Eine Kolonie von Milet (nach der Sage von Wagenlenkern der Dioscuren gegründet, welche mit der Argo hierher kamen), war es lange Zeit ein reicher Hafen und Stapelplatz für alle möglichen Waren, namentlich für Salz; 300 Völker versammelten sich hier zum Zweke des Handels und hatten, um sich verständigen zu können, 130 Dolmetscher nötig. Im letzten Jahrhundert v. Chr. ward die Stadt zerstört, scheint aber später unter dem Namen Sebastopolis wieder zu hoher Blüte gelangt zu sein. In den Kriegen mit den Persern wurde es von den Römern geschleift, ebenso wie Pityus, weil man befürchtete, dafs Chosroes sich daselbst festsetzen könnte. Kaiser Justinian I baute die Stadt wieder auf und machte sie zur starken Festung, so dafs sie für uneinnehmbar galt. Auch schmückte er sie mit Magazinen und andern Gebäuden, so dafs die Stadt durch ihren Reichtum und Glanz berühmt war. — Was die endgültige Feststellung der Lokalität erschwert, ist der Umstand, dafs sich das Terrain in jener Gegend ohne Zweifel im Laufe der Zeit verändert hat; das Ufer scheint sich gesenkt zu haben[1]. Man kann nämlich jetzt noch in der Bucht von Suchum Mauern entdecken, welche unter dem Wasser weit ins Meer hineingehen. Auch findet man auf dem Grund der Bucht von Zeit zu Zeit allerlei kostbare Gegenstände; vor etwa 15 Jahren wurde unter anderm

---

[1] Über vulkanische Erscheinungen am schwarzen Meer berichtet der zur Zeit des Arrian lebende Schriftsteller Phlegon Trallianus in seiner Schrift „Von den Erdbeben". Er erzählt, dafs während einer starken Erderschütterung im kimmerischen Bosporus sich ein Hügel in einen feuerspeienden Berg verwandelt habe.

eine goldene Krone gefunden. In den Umgebungen von Suchum haben sich bis auf den heutigen Tag verschiedene, sehr interessante Ruinen erhalten, welche leider noch wenig erforscht sind.

Als zweite Stadt nennen wir Phasis (Poti), früher an der Mündung des gleichnamigen Flusses gelegen, ebenfalls eine Kolonie von Milet. Sie ist nach Strabo von drei Seiten von Wasser umgeben, auf der einen Seite vom Fluſs, auf der andern von einem See (Paleostoma?), auf der dritten vom Meere (lag also damals noch am Meer). Arrian beschreibt den Ort so: „Die Festung mit einer Garnison von 400 auserlesenen Kriegern scheint mir von der Natur selbst stark befestigt zu sein. Sie ist umgeben von zwei sehr starken Gräben. Die Mauern waren früher aus Lehm, die Türme von Holz, jetzt aber sind beide aus gebrannten Ziegeln aufgeführt. Der Platz ist sehr fest und mit Kriegsgeräten aller Art versehen, mit einem Wort, ist so ausgerüstet, daſs niemand von den Barbaren sich auch nur zu nähern wagt und daſs die Garnison keine Belagerung zu befürchten hat. Da aber die Anlegestelle für die Schiffe und der Raum auſserhalb der Festung, welcher von alten Soldaten und Handelsleuten bewohnt wird, nicht geschützt ist, so dachte ich von jenem Doppelgraben um die Festung bis zum Fluſs einen Graben zu ziehen, welcher die Häuser auſserhalb der Festung gegen feindliche Überfälle sicher stellen könnte.“ Die Römer verbanden später den Phasis und den Dokonfluſs durch einen Kanal. Es ist ausgemacht, daſs die Stadt sich immer mehr vom Meere entfernt, und man hat berechnet, daſs sie seit dem 6. Jahrhundert n. Chr. bis zum 16. Jahrhundert mit einer Schnelligkeit von $1^1/_2$ Saschenen jährlich zurückgegangen ist. Die Stadt war ein

wichtiger Stapelplatz namentlich für indische und central-asiatische Waren.

Weiter sei erwähnt die Stadt Petra, etwa an der Stelle des heutigen Ziche-dsiri, wo die Russen im Jahre 1877 so schwere Kämpfe mit den Türken zu bestehen hatten. Petra lag am Meere. Früher wenig bekannt, ward es von Justinian stark befestigt und reich ausgeschmückt. Die Fundamente der Festungsmauern waren gröfstenteils auf den Felsen gebaut, ein kleiner Teil auf einen Damm. Hier spielten sich in der Mitte des 6. Jahrhunderts blutige Kämpfe zwischen Persern und Römern ab. Die Stadt wurde bald von den Römern, bald von den Persern belagert, öfters zerstört und wieder aufgebaut. Bei einer solchen Belagerung suchten die Perser unter anderm die römischen Belagerungsmaschinen mittels Naphtha[1] in Brand zu setzen. Als die Römer im Jahre 550 die Stadt nach langwierigen Kämpfen stürmten, wunderten sie sich sehr, dafs in der Festung noch Wasser vorhanden war, während sie doch die Wasserleitung abgeschnitten hatten. Die schlauen Perser hatten nämlich drei Wasserleitungen übereinander angelegt. Als die Römer nach der Zerstörung der obersten Leitung durch Gefangene erfuhren, dafs die Garnison immer noch Wasser habe, gruben sie tiefer und zerstörten die zweite; daran, dafs noch eine dritte Leitung vorhanden sein könne, hatten sie nicht gedacht. Im 10. Jahrhundert wird die Stadt Petra als Bischofssitz genannt, welcher dem Metropoliten von Phasis unterstellt war. —

Im Binnenlande lag die Stadt Cyta (früher Aia), bei Prokopius zum ersten Mal Kutatisium genannt, was dem heutigen Namen Kutais ja sehr nahe kommt. Plinius giebt

---

[1] Man findet in jenen Gegenden Spuren von Naphthaquellen.

die Entfernung vom Meere mit 15000 Schritt an. Die Stadt ist nach Stephanus Byzantius vom Hippos und Cyaneos umflossen, Namen, welche nicht recht passen wollen. In der Argonautensage wird uns berichtet, dafs die Argo den Flufs Phasis aufwärts gefahren sei. Nun wollen aber einige Neuere die Stadt Aia viel näher zum Meere setzen und nicht mit dem jetzigen Kutais identifizieren. Der Umstand, dafs sich daselbst keine warmen Quellen finden und dafs Aia nach den Angaben einiger Schriftsteller (Mimnermus, Scepsias) am Meere lag, hat zur Vermutung geführt, dafs Aia in der Nähe des heutigen Dorfes Nakalakewi seine Stelle hatte. Dieses Dorf liegt im Bezirk von Nowo-Senaki auf einem Gebirgsausläufer, der in die Rionniederung vorspringt. Bis dahin soll sich einst das Meer erstreckt haben. 3—4 Werst von diesem Orte finden sich sehr ergiebige, warme Mineralquellen, und nebenan umfangreiche Ruinen mit gewaltigen Türmen, massiven Mauern und einem unterirdischen Gange zum Techurflufs. Wir entschliefsen uns nicht, diese Streitfrage endgültig zu entscheiden, hegen aber doch einige Zweifel an der Richtigkeit jener Hypothese, indem so manches nicht recht dazu stimmen will und wir namentlich bei Nakalakewi die zwei Flüsse nicht finden können, welche die Stadt umflossen haben sollen.

Wenn wir uns von Kutais nach Osten wenden und dem Laufe der Kwirila (früher wohl mit dem Rion verwechselt) folgen, so kommen wir an den Festungen Scanda und Sarapanis vorbei über den Surampafs (moschisches Scheidegebirge) nach Iberien. Die Ruinen von Sarapani sind noch heute gut erhalten und liegen in nächster Nähe der Bahn auf einer mäfsigen Anhöhe. Sie sind sehr umfangreich, so dafs „eine ganze Stadt in derselben Platz gehabt hätte".

Iberien, das heutige Grusien, wird geschildert als ein

fruchtbares und reiches Land, durchströmt von dem mächtigen Kyros und seinen Zuflüssen, und von drei Seiten von hohen Bergen wie von einem natürlichen Wall umgeben. Die Grenzen sind das moschische Gebirge gegen Kolchis, nach Süden schied der Kyros von Armenien, nach Osten der Alasan von Albanien, nach Norden schlofs der grofse Kaukasus die Landschaft ab. Den kleineren Teil des Landes bildeten die Ebenen an dem Mittellauf der Kura; dort lebte ein ackerbautreibendes, friedliches Volk, welches eine der armenischen und medischen ähnliche Staatsverfassung hatte. Der gebirgige Teil wurde von kriegerischen Stämmen bewohnt, welche eine ähnliche Lebensweise führten wie die benachbarten Scythen und Sarmaten; sie beschäftigten sich, soweit das Land das erlaubte, mit Ackerbau. Jedenfalls standen die Iberer auf einer höheren Stufe der Kultur als die benachbarten Kolcher. Strabo berichtet, dafs in Iberien viele Städte und Dörfer zu finden seien mit regelmäfsig gebauten Häusern und Ziegeldächern, ferner giebt es dort Kaufläden und viele öffentliche Gebäude. Als Beweis für den Reichtum des Landes mag die Nachricht des Geschichtschreibers Plutarch dienen, dafs der König der Iberer dem siegreichen Pompejus ein Bett, einen Tisch und einen Thron aus lauterem Gold zum Geschenk gemacht habe.

Die geschichtlichen Quellen fliefsen, was Iberien betrifft, viel spärlicher als bei Kolchis. Bei Herodot finden wir die Nachricht, dafs im 7. Jahrhundert v. Chr. die (dem finnischen oder türkischen Stamm angehörigen) Chasaren alles verheerend durch das kaspische Thor ins Land eindrangen und in Transkaukasien, besonders Iberien und weithin nach Süden bis Kleinasien und Syrien sich alles unter-

warfen[1]. Gegen sie sollen die aus riesigen Steinen aufgebauten Mauern bei Derbent aufgerichtet worden sein, welche sich etwa 360 Werst weit einwärts ziehen.

Iberien war eines derjenigen Länder, welche sehr früh das Christentum angenommen haben. Eine Frau, deren Namen nicht genannt wird (wohl die heilige Nina der grusinischen Chronik), brachte die Einwohner durch allerlei Wunderthaten dazu, dafs sie dem Götzendienst entsagten und sich zum christlichen Glauben bekannten. Es scheinen aber doch viele wieder bald abgefallen zu sein; denn im Jahre 432 n. Chr. liefsen sich viele Iberer taufen, veranlafst durch das freiwillige Märtyrertum des Säulenheiligen Johannes. Später hat das Land für den christlichen Glauben, der dem persischen Einflufs nichts weniger als günstig war, schwere Kämpfe bestanden und war der Schauplatz blutiger Zusammenstöfse zwischen Römern (in deren Heere auch Hunnen dienten) und Persern. Zeitweise mufsten sogar die Könige mit Weib und Kind das Land verlassen und bei den Römern Zuflucht suchen. Unter Kaiser Heraklius wurde Iberien zwischen Persern und Römern geteilt, erstere mufsten aber bald ihren Teil wieder herausgeben. Später kämpften Sarazenen und Türken mit den Römern um das Land; noch später war es den Scythen d. i. Tataren tributpflichtig.

Wer die ursprünglichen Bewohner von Iberien gewesen sind, ob es Troglodyten waren oder ob jenes in Höhlen wohnende Volk ausgestorben oder verdrängt worden, ist nicht ausgemacht. Nach einigen stammen die Iberer aus Thessalien (Tacitus); nach andern (Arrian) von den euro-

[1] Einige wollen von den gefangenen Iranern, welche auf dem Rückweg mitgenommen wurden, die Ironen, wie sich die Osseten selbst nennen, ableiten.

päischen Iberern ab (die Ähnlichkeit des Namens hat wohl zu dieser Annahme Veranlassung gegeben); wieder andere Schriftsteller berichten, die Iberer stammen aus Jerusalem[1]. Jedenfalls führen die Könige ihren Ursprung auf David zurück und nennen sich Verwandte der Gottesmutter. Merkwürdigerweise findet sich bei Plinius die Nachricht, dafs die Iberer sich in ganz Spanien angesiedelt haben.

Das Volk zerfiel in vier Kasten; die erste Kaste war der Adel, aus welchem der König gewählt wurde. Ob das Königtum ein erbliches war, ist in früheren Zeiten nicht ersichtlich; in der genealogischen Tafel des Konstantin Porphyrogenetes, also in der byzantinischen Zeit, folgt der Sohn dem Vater auf dem Throne nach. Aus dem Adel wurde auch der oberste Richter und der Feldherr gewählt. Ob blofs der Adel wählte oder das ganze Volk, wird nicht berichtet; der zweite Stand war der der Priester, welche auch als Schiedsrichter bei Streitigkeiten auftraten; den dritten Stand bildeten Krieger und Ackerbauer. In Kriegszeiten brachte das Volk viele Myriaden von Soldaten auf; der vierten Klasse gehörte das gewöhnliche Volk, die königlichen Bauern und andere Arbeiter an. Das Vermögen blieb ungeteilt in jeder Familie, und niemand als dem Familienoberhaupt stand freie Verfügung darüber zu.

Die Iberer waren sehr tapfere Soldaten, eine Eigenschaft, welche sich bei den Nachkommen erhalten hat. Spiefs und Schleuder waren ihre Waffen. Sie dienten vielfach als Elitetruppen auch in fremden Heeren. So hatte z. B. Kazan, der Chan der östlichen Tataren im 14. Jahrhundert n. Chr.,

---

[1] Die Juden scheinen zeitweise hier eine grofse Rolle gespielt zu haben, denn auf den Gräberfeldern bei Mzchet hat man auch Steine mit hebräischen Inschriften gefunden.

eine glänzende Leibgarde, in welcher hauptsächlich Iberer, ausgezeichnete und erprobte Krieger dienten. Man rühmte den kriegerischen Geist, die ritterliche Kühnheit dieser Truppe ebenso wie ihr liebenswürdiges Wesen, welches man als Ausflufs ihres christlichen Glaubens darstellen zu müssen glaubte. Der Chan hatte in den Schlachten das gröfste Vertrauen auf seine Kaukasier, welche anstatt der Fahne das Zeichen des Kreuzes vor sich hertrugen. Mit Hülfe der ausgezeichneten Soldaten besiegte er den arabischen Sultan und kam sogar bis vor Jerusalem. Der Zug dahin sollte eine Belohnung für die Iberer sein. Er wufste nämlich, dafs diese sehr betrübt darüber waren, dafs die Sarazenen das Grab des Erlösers in ihren Händen haben und dasselbe schänden. Aber leider gelang es dem Chan nicht, die Stadt zu erobern, obgleich er dem Sultan eine empfindliche Schlappe beibrachte.

Von alten Städten in Iberien wird am häufigsten genannt Harmastis, Harmozica oder Harmactica, dessen Ruinen man auf einem Berg auf dem rechten Ufer der Kura erkennen will, nicht weit von der Stelle, wo die Aragwa in dieselbe mündet. Es war zugleich eine starke Festung, deren Bau in der grusinischen Chronik dem Kartlos, dem Stammvater der Grusiner, zugeschrieben wird. Ihr gegenüber lag auf der andern Seite des Flusses Seumara oder Seusamora. Im alten Surmium steckt vielleicht der Name des jetzigen Suram; im alten Gorysene der des jetzigen Gori. Die spätere Residenz der iberischen Könige soll gleichbedeutend sein mit dem Mestleta des Ptolemäus; unter dem jetzigen Namen wird es sehr spät genannt, ebenso wie das heutige Tiflis. Sehr interessant wäre es, die alte Benennung von Uplis-Ziche (von der Bahn aus sichtbar) zu finden, einer Felsenstadt auf dem linken Ufer der Kura, 7 Werst unter-

halb Gori, welche ebenfalls aus uralter Zeit stammt; ja es geht die Sage, dafs Alexander d. Gr. diese Stadt belagert und erobert habe. Von der Festung soll unter der Kura ein geheimer Gang zu der auf dem andern Ufer liegenden kleinen Felsenstadt geführt haben; der Gang läfst sich bis zum Flufs noch heute verfolgen. Es werden noch verschiedene andere feste Plätze an der Kura genannt, welche beweisen, wie wichtig das Thal dieses Flusses als Handelsweg war, zugleich aber auch Zeugnis ablegen für die Unsicherheit der damaligen Handelsstrafsen und dafür, dafs die Grusiner sich nur hinter Mauern und Türmen sicher fühlen konnten.

Östlich und nordöstlich von Iberien, von diesem durch den Alazonius (Alasan) getrennt, lag am Unterlauf der Kura die Landschaft Albanien. Der nördliche und westliche Teil des Landes — Cambysene — war bergig, hatte wenig Wasser und rauhes Klima. Die übrigen Teile von Albanien, reichlich vom Cyrus und seinen Zuflüssen bewässert, zeichneten sich durch Fruchtbarkeit aus. Strabo beschreibt diese Gegend mit Begeisterung und erzählt, dafs dort die zartesten, immergrünen Gewächse gedeihen (was jetzt noch in Lenkoran der Fall ist) und herrliche Früchte tragen; er vergleicht das Land mit der Heimat der Cyklopen,

> . . . . . welche, der Macht unsterblicher Götter vertrauend,
> Nirgend bauen mit Händen, zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht;
> Sondern ohn' Anpflanzer und Ackerer steigt das Gewächs auf,
> Weizen sowohl und Gerst', als edele Reben, belastet
> Mit grofstraubigem Wein und Kronions Regen ernährt sie.
> (Od. 9, 157 ff.)

In diesem gesegneten Lande lebte ein schönes, friedliches Volk, welches aber als träge geschildert wird. Über seine Abstammung finden wir bei Justinus (im 2. Jahrhundert n. Chr.) die fabelhafte Mär, die Albaner seien mit

Herkules einst von den Albanerbergen aus Italien hierher gekommen. Deshalb sollen sie auch die Soldaten des Pompejus wie Brüder aufgenommen und ihre Sprache verstanden haben. Tacitus behauptet, dafs die Albaner sowohl als die Iberer mit Jason aus Thessalien hergewandert seien, als jener nach dem Raub der Medea zum zweiten Mal den Kaukasus besuchte. In späterer Zeit wurde das friedliche Volk, wohl durch Umstände gezwungen, ein sehr kriegerisches. Dio Cassius und Ammian halten es für einen Stamm der scythischen Massageten, welche unter dem Namen der Alanen in Gemeinschaft mit jenen räuberische Einfälle in die benachbarten Länder machten. Unter Vespasian unternahmen sie einen solchen Raubzug nach Medien und Armenien (Josephus), so dafs der König Wologes die Römer zu Hülfe rief. Im 4. Jahrhundert nach Christus waren sie sogar an der Donau, wo sie in der Schlacht bei Philippi das Heer des römischen Kaisers Gordian aufs Haupt schlugen. Später von den Hunnen bedrängt, sahen sie sich genötigt, sich mit diesen zu verbinden und mit ihnen nach Gallien und Spanien zu ziehen, wo sie von den Goten geschlagen als selbständiges Volk verschwanden. Diese Identifikation der Alanen und Albaner wird von vielen bekanntlich verworfen; ebenso ist es fraglich, ob man berechtigt ist, das Volk mit den Osseten zusammenzustellen.

Trotz der Ergiebigkeit des Bodens, vielleicht auch gerade wegen dieser, beschäftigten sich die Albaner mit Viehzucht, Fischfang und Jagd. Sie waren vorzügliche Jäger und hatten trefflich abgerichtete Hunde, von denen im Altertum fabelhafte Erzählungen umgingen, die allerdings etwas nach Jägerlatein klingen. So berichten Plinius und Solin, die albanesischen Hunde seien stärker als die wilden Tiere und nehmen den Kampf mit wilden Stieren (wohl Auer-

ochsen, welche jetzt im Kaukasus sehr selten sind und nur noch im Kubangebiet vorkommen sollen), ja sogar mit Löwen mit Erfolg auf. Einen solchen Hund von ungewöhnlicher Gröſse hatte der König von Albanien Alexander dem Groſsen, als er nach Indien zog, zum Geschenk gemacht. Über seine Stattlichkeit erfreut, befahl Alexander Bären, dann Eber und darauf Damgemsen vor ihm loszulassen; er blieb aber voll Verachtung unbeweglich liegen. Der hochherzige Feldherr, den diese Trägheit in einem so gewaltigen Körper verdroſs, lieſs den Hund töten. Der König erfuhr dieses und schickte einen andern, jedoch mit dem Bedeuten, Alexander möge ihn nicht an kleinen Tieren versuchen, sondern an einem Löwen oder einem Elephanten; er habe nur zwei solcher Hunde gehabt, und würde auch dieser getötet, so sei keiner mehr vorhanden. Alexander zögerte nicht, und alsbald sah er einen Löwen niedergestreckt. Darauf befahl er einen Elephanten vorzuführen, und nie freute er sich mehr über irgend ein anderes Schauspiel. Zuerst erhob der Hund, während sich an seinem ganzen Körper die Haare sträubten, ein ungeheures Gebell, sprang dann mit wachsendem Mute heran und drang bald von dieser, bald von jener Seite auf das Tier ein, indem er es im geschickten Kampfe, der hier vor allem nötig war, bald angriff und bald vor ihm auswich, bis er es durch fortwährendes Drehen im Kreise niederwarf und der Boden in seinem Falle zitterte. — So zu lesen bei Plinius in seiner Naturgeschichte. Mit solchen Hunden freilich mag die Jagd einen ganz besonderen Reiz gehabt haben; an allerlei Wild war wohl auch kein Mangel; noch jetzt herrscht in jenen Gegenden groſser Reichtum an solchem.

Die Albaner waren nichts weniger als habgierig. Strabon führt als Beweis dafür an, daſs sie nicht einmal Münzen

hatten; sie konnten nur bis 100 zählen, hatten weder Gewichte noch Mafse und führten Tauschhandel. Sie waren meist arm. Nach altem Brauch wurde den Toten alle Habe mit in das Grab gelegt, so dafs sich keine Reichtümer anhäufen konnten.

Bei aller Friedensliebe waren sie dem Feinde, der sie angriff, gegenüber sehr kühn und tapfer. Gegen Pompejus führten sie 60000 Mann zu Fufs und 20000 vortreffliche Reiter ins Feld. Ihre Bewaffnung bestand aus Wurfspeeren, Bogen und Pfeilen; sie trugen Panzer und Helme aus Tierhaut, dazu einen Schild so grofs wie eine Thüre.

Über ihre Verfassung erfahren wir, dafs das Volk sich in 12 Geschlechter teilte, deren jedes früher einen eigenen König hatte; zu Strabos Zeiten waren sie von einem einzigen König beherrscht. Über ihre Sprache verlautet nur, dafs sie in 20 Dialekte zerfiel.

Dagegen haben wir über Religion und religiöse Gebräuche der Albaner ziemlich genaue Angaben. Ihre Religion ist ein Gemisch verschiedener Religionen, als deren oberstes Prinzip das Licht gilt; Sonne, Zeus und Mond werden angebetet; persischer, griechischer und phönicischer Einflufs macht sich hier geltend; letzterer ist vorwiegend, denn der Mond hat den Vorzug vor allen andern Gottheiten. Der Tempel der Mondgöttin lag nicht weit von den Grenzen Iberiens. Der Oberpriester war nach dem Könige die wichtigste Person; sein Gebiet waren die geheiligten Ländereien, seine Unterthanen die Diener am Heiligtum. Viele Priester erhielten von der Gottheit die Gabe der Weissagung. Im Ansehen besonderer Heiligkeit und hervorragender Weissagungsgabe standen diejenigen, welche als Einsiedler in den Wäldern lebten. Die eifrigsten Einsiedler wurden auf Geheifs des Oberpriesters eingefangen, in Ketten geschlagen

und ein Jahr lang mit ausgesuchten Speisen genährt. Nach Ablauf dieser Frist wurden sie mit auserwählten Opfertieren der Gottheit geopfert. Derjenige, welcher den heiligen Speer (die einzige Waffe, mit welcher man einen Menschen für diesen Zweck töten durfte) in Händen hielt, näherte sich dem Opfer und stach es in die Seite; aus der Art und Weise sowie der Richtung, wie der Verwundete zu Boden fiel, weissagten die Priester die Zukunft. Dann wurde die Leiche ausgestellt, wer wollte, konnte herantreten und durch deren Berührung sich von Sünden reinigen. Dem Leser wird es nicht schwer fallen, Anklänge in bekannten Religionen zu finden.

Zu Albanien wird von Strabo auch Caspiana (Lenkoran) gerechnet, von welchem das kaspische Meer seinen Namen erhalten hat. Das Volk hatte die eigentümliche Sitte, die Greise und Greisinnen, sobald sie das 70. Lebensjahr erreichten, in der Wüste auszusetzen und den Hungertod sterben zu lassen.

Von Städten sind zu nennen nördlich von der Mündung der Kura, also etwa in der Nähe des heutigen Baku — Gaetara, am Albanusflufs (Ssamur) — die Stadt Albana, nördlich vom Kasius (Koissy) am Meere — Thiauna. Im Innern des Landes an der Mündung des Alasan in die Kura — Osica und in der Nähe des albanischen Engpasses — Chabala.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle in den Bergen lebende Völker aufzeigen. Wir begnügen uns damit, darauf hinzuweisen, dafs die Völker nördlich von der Hauptkette einfach Sarmaten und weiter nach Osten asiatische Sarmaten genannt wurden; sie waren den Alten wenig bekannt. Einige Schriftsteller beschäftigen sich eingehend mit den ebenfalls in den Bergen lebenden Amazonen und erzählen von ihnen allerlei pikante Geschichten, aus welchen hervorgeht, dafs

sich diese Damen einer besondern Sittlichkeit nicht befleifsigt haben. —

Zum Schlufs unseres Artikels geben wir noch eine kurze Übersicht über die wichtigsten Handelsstrafsen im Kaukasus, welche eigentlich bis auf den heutigen Tag dieselben geblieben sind. Drei Umstände förderten hauptsächlich die Handelsbeziehungen der kaukasischen Völker und ihrer Nachbarn; vor allem natürlich die geographische Lage des Landes als Durchgangspunkt für den Verkehr von Centralasien, Persien und Indien mit Europa; zum zweiten die Nähe zweier Meere, zu welchen schiffbare Flüsse führten, und zum dritten die natürlichen Reichtümer des Landes, deren viele auch jetzt noch den Unternehmungsgeist der Völker zu edlem Wettstreit herausfordern und noch lange nicht gehoben sind. Neben dem Transithandel war auch der Binnenhandel entwickelt dank den friedlichen Nachbarn, den Armeniern und Mediern im Süden und den Aorsen im N. W. am Tanais (Don).

Der bequemste Handelsweg war das Meer noch in weit höherem Grade als jetzt. Wir haben schon oben gesehen, wie die Griechen schon sehr früh mit den östlichen und nordöstlichen Ufern des schwarzen Meeres Handelsbeziehungen anknüpften. Die unternehmenden Mileter vor allem gründeten hier eine Menge von Kolonieen, wo sie ihre Waren aufstapelten und durch Tauschhandel sich grofse Reichtümer erwarben. Eine solche blühende Kolonie war das schon erwähnte Dioscurias, der Stapelplatz für indische und einheimische Waren. Aber auch die Kolcher sollen das Meer für Handelszwecke benutzt haben und wir begegnen ihren Kolonieen im fernen Westen am Nordostufer der Adria. Pomponius Mela und Plinius erzählen, dafs in Istrien — Pola, in Illyrien — Olzinium und Oricum von ihnen gegründet worden

seien, wohinter wir allerdings ein Fragezeichen zu stellen nicht umhin können.

Einer der Haupthandelsartikel waren Sklaven (der Handel mit Tscherkessenknaben und -mädchen hat bis auf die neueste Zeit fortgedauert). Für die schönen Knaben und Mädchen des Kaukasus wurden grofse Summen bezahlt. Die Hauptmärkte waren Tanais und Phanagoria am asowschen Meer. Tierfelle, Bauholz, Harz, Honig, Wachs und Leinwand produzierten die kaukasischen Länder in bester Qualität und grofser Menge. Gold, Silber und Eisen wurden seit uralter Zeit daselbst gewonnen. Von Teppichen verlautet noch nichts, obgleich Herodot erzählt, dafs die Kaukasier aus einigen Pflanzen Farben gewonnen haben, mit welchen sie auf Wolle allerlei Figuren aufzeichneten; auch rühmt er die Haltbarkeit der Farben, welche weder vom Waschen noch von der Zeit sich verlieren. In der Stadt Phasis (Poti) wurden in indischen Erzeugnissen: Edelsteinen, Baumwolle etc. grofse Geschäfte gemacht. Der Handel war dem Charakter der damaligen Zeit entsprechend hauptsächlich Tauschhandel und gab den Griechen Gelegenheit, auch die Produkte ihres eigenen Landes anzubringen; sie führten Wein, Kleider und vor allem Salz ein, nach welchem hier grofse Nachfrage war. Es scheinen also die Salzreichtümer von Kulpi, Kagisman etc., welche zu Tag liegen, noch nicht bekannt gewesen oder nicht ausgebeutet worden zu sein. Das Salz war unter andern auch der Grund politischer Abhängigkeit der kaukasischen Völker von ihren Lieferanten.

Zwei grofse Handelsstrafsen führten durch den Kaukasus. Die eine von Indien zum Oxus und von da (nach Strabo) nicht zur See, sondern zu Land zum Südufer des kaspischen Meeres zum Kyrus (Kura). Von da gelangte

man in 5 Tagen ins Thal des Phasis und weiterhin zum schwarzen Meer. Der zweite Hauptweg für den Verkehr kreuzte den ersten, hatte seinen Ausgangspunkt in Armenien, durchschnitt Kambysene, Albanien und Iberien und ging dann über die Berge zu dem unternehmenden Handelsvolk der Aorsen, welche bei Armenien und Medern indische und einheimische Waren aufkauften und sie mit Kamelkarawanen zum asowschen Meer, nach Tanais und Phanagoria brachten. Der Weg über die Berge war sehr gefährlich und viele Karawanen gingen hier zu Grund. Man wendete sehr originelle Mittel an zum Schutze gegen Verschüttungen durch den Schnee. Die Leute trugen lange Stangen mit sich, welche im Fall von Verschüttungen ihnen die Möglichkeit gaben, unter dem Schnee noch Luft zu schöpfen, und zum andern den Zweck hatten, die nachfolgenden Karawanen auf die Stelle aufmerksam zu machen, wo eine Karawane verschüttet liege, damit diese sie ausgraben können. Die Aorsen erwarben sich durch ihre gewagten Unternehmungen ungeheure Reichtümer, denn sie hatten grofse Vorräte an Gold und goldenen Gefäfsen aller Art.

II.

Die Völker des Kaukasus nach ihrer ethnologischen Klassifikation.



Wohl in keinem Lande der Erde findet man auf einem Gebiet von ca. 10000 Quadrat-Meilen mit einer Bevölkerung von beiläufig 7 Millionen ein solch buntes Völkergemisch wie im Kaukasus. Erzählt doch schon der Geograph Strabo (66 v. Chr. bis 24 n. Chr.), dafs in der Stadt Dioskurias am schwarzen Meere, deren Lage freilich noch nicht endgültig festgesetzt ist, sich 70, ja nach anderen 300 Völker versammeln, die alle ihre eigenen Sprachen haben. „Und", fügt er bei, „sie alle sind Völker vom Kaukasus." Derselbe Strabo zählt allein im östlichen Teil von Transkaukasien, in Albanien, 26 verschiedene Sprachen. Die arabischen Geographen (u. a. Al-Asisi) geben dem Kaukasus den Namen „Gebirg der Sprachen" (dschebal alsuni), weil in demselben 300 Sprachen gesprochen werden. Die Forschungen von Güldenstett, Schiefner und besonders Uslar haben zwar die grofse Menge der Sprachen in verwandte Gruppen zusammengefafst, aber trotz dieser Reduzierung ist die Zahl derselben immer noch eine sehr grofse geblieben. Nach verschiedenen Versuchen, namentlich von seiten des statistischen Komitees, ist nun in neuester Zeit wieder die schwere Aufgabe in Angriff genommen worden, die bunt zusammengewürfelte Bevölkerung des Kaukasus zu sortieren, und hat sich um diese Arbeit der Sekretär der Geographischen Gesellschaft in Tiflis, Staatsrat Ssagursky, bedeutende Verdienste erworben. Eine Hauptschwierigkeit bei Lösung dieser Auf-

gabe bleibt freilich immer noch die, dafs verschiedene Sprachen kaukasischer Völkerstämme noch nicht gehörig (einige derselben gar nicht) erforscht sind. Hier eröffnet sich den Linguisten noch ein weites Feld der Thätigkeit[1]. Wir geben im Folgenden die durch die Arbeit des Herrn Ssagursky gewonnenen Resultate.

Die Mitte des Kaukasus und den Westen von Transkaukasien bewohnen Völker, deren Verwandtschaft mit irgend einem anderen Volke bis jetzt nicht nachgewiesen werden kann. Es ist die kartwelische (iberische) Gruppe und die der östlichen und westlichen Bergvölker. Man kann sie „kaukasisch" nennen, da sie ausschliefslich im Kaukasus vorkommen. Alle gehören sie zur weifsen Rasse; da aber ihre Sprachen keine Verwandtschaft haben mit den anderen Sprachen der Repräsentanten dieser Rasse, so hat ihnen der bekannte Gelehrte Fr. Müller den Namen „isolierte Bergvölker" gegeben.

Die Gruppen der eigentlichen „kaukasischen" Völker sind im Norden, Osten und Süden von Völkern der weifsen und der mongolischen Rasse eingeschlossen. Später kam in den Kaukasus das jetzt dort herrschende Volk der Russen (Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts) und mit ihnen erschienen auch die Vertreter anderer europäischer Völker. — Wir geben nun im Folgenden eine Art Register der kaukasischen Völker.

A. Die weifse Rasse.

I. Die indo-europäische (arische) Völkerfamilie.

Da sind es vor allem die Russen, welche im Nordkaukasus (Ciskaukasien) die Mehrzahl der Bevölkerung aus-

[1] Übrigens haben manche Stämme nachgewiesenermafsen ihre ursprüngliche Sprache gegen andere vertauscht.

machen; über eine Million derselben wohnt im Kubangebiet und über 700000 im Gouvernement Stawropol und im Terek-Gebiet. Dagegen ist in Transkaukasien die Zahl der Russen bedeutend geringer und beträgt ungefähr 115000 Seelen. Neben den Russen kommen von slawischen Völkern noch in der Stärke von einigen Tausenden die Polen vor, deren viele zu verschiedenen Zeiten in den Kaukasus verschickt worden sind, dann noch in geringer Zahl Tschechen; Letten finden sich noch weniger. Stärker vertreten als diese letzteren ist die romanische Rasse (Moldauer, Rumänen, Franzosen und Italiener). Am schwarzen Meere namentlich finden wir moldauische Kolonieen mit über 1000 Köpfen. Die germanische Rasse ist in teilweise sehr wohlhabenden Ansiedelungen in Cis- und Transkaukasien verbreitet und über 21000 Köpfe stark. Mehr als doppelt so stark ist der pelasgische Stamm vertreten. Griechische Kolonieen neueren Ursprungs finden sich im ganzen Kaukasus, besonders reichlich im Gebiet von Kars (ca. 23000 Seelen). Im ganzen beläuft sich die Zahl der Griechen auf ca. 47000 Seelen.

Wir gehen über zum iranischen Stamm. Da haben wir vor allem die Osseten zu nennen, welche sich keilförmig zwischen die drei Gruppen der obengenannten eigentlichen kaukasischen Völker einschieben. Sie wohnen in einer Stärke von 75000 Köpfen vornehmlich im nördlichen Kaukasus, im Terek-Gebiet, im Centrum des kaukasischen Gebirgskammes, in den Schluchten des Mittellaufs des Terek und seiner Nebenflüsse. Ein Teil dieses Volkes hat den Hauptkamm überstiegen und hat sich im Süden desselben in das vom grusinischen Volk bewohnte Gebiet am Oberlaufe der Ljachwa, der Ksanka und des Rion eingedrängt. Im Gouvernement Tiflis zählt man ihrer ca. 5000, Gouvernement Kutais ca. 3000. Die Gesamtzahl der Osseten wird

auf ca. 130000 Köpfe berechnet. Ihre Sprache trägt die Spuren sehr alten iranischen Ursprungs an sich und zerfällt in den tagaurischen oder eigentlichen iranischen und den digorischen Dialekt.

Die Perser, welche einst eine so grofse Rolle, namentlich im östlichen Teil von Transkaukasien, gespielt haben, sind als ständige Bevölkerung nur noch mit ca. 12000 Köpfen vertreten; weitaus die Hälfte davon kommt auf das Gouvernement Baku. Ziemlich stark sind sie auch in Tiflis und in Batum vertreten.

Weiterhin folgen die Taten mit einer der neupersischen nahe verwandten Sprache. Sie bewohnen in einer Anzahl von ca. 82000 hauptsächlich das Gouvernement Baku und den Süd-Daghestan. Ebenso klingt sehr stark an die neupersische Sprache an die Sprache eines weiteren iranischen Stammes, der Talyschinzen in Lenkoran, mit 43000 Köpfen; ihre Sprache enthält jedoch mehr als die anderen verwandten Sprachen Reste der alten Zendsprache.

Die Kurden sprechen zwar eine der neupersischen verwandte Sprache, welche aber vollkommenes Recht hat, ein eigenes, selbständiges Idiom genannt zu werden. Sie leben im Süden von Transkaukasien, hauptsächlich im Gouvernement Eriwan und Elisabethpol, auch im Gebiet von Kars. Sie nomadisieren mit ihren Herden im Gebiet von Batum und im Gouvernement Tiflis. Man zählt ihrer 72000. Ihre Sprache hat zwei Dialekte: den kurmandschischen und den Ssasà-Dialekt. Ersteren Dialekt sprechen die auf russischem Gebiet lebenden Kurden.

Weitaus das zahlreichste Volk der arischen Familie im Kaukasus sind die Armenier, welche man früher zur iranischen Gruppe rechnete. Sie bilden nach den neuesten Forschungen ein besonderes Volk, welches allerdings in

seiner Sprache sich als naher Verwandter jener Gruppe erweist. Am stärksten sind sie vertreten im Gouvernement Eriwan (gegen 290 000), dann im Gouvernement Elisabethpol (200 000) und im Gouvernement Tiflis (160 000). Im Gouvernement Baku leben ca. 25 000, im Gebiet von Kars ca. 37 000; am geringsten ist ihre Zahl im westlichen Kaukasus (12 000). In Ciskaukasien zählt man gegen 27 000 Armenier. Dort treffen wir sie hauptsächlich in Kisljar, Mosdok (einer Kolonie von Tiflis), in Stawropol, Wladikawkas und Edessia. Im ganzen berechnet man die armenische Bevölkerung im Kaukasus auf mehr als 750 000 Seelen, wobei die sogenannten katholischen Armenier mit inbegriffen sind.

Die Indier sind vertreten durch Zigeuner. Ihre Zahl ist gering, ein Teil derselben nomadisiert seit langer Zeit im Kaukasus.

II. Die semitische Völkerfamilie.

Juden wohnen seit langer Zeit im Kaukasus und scheinen zeitweise eine grofse Rolle gespielt zu haben. Sie teilen sich in die sogennannten Bergjuden im Daghestan und Terekgebiet, welche den tatischen Dialekt sprechen, und die sogenannten grusinischen Juden, welche sich der grusinischen Sprache bedienen. In neuerer Zeit sind viele Juden aus Rufsland eingewandert. Im ganzen wird ihre Zahl auf 38 000 Köpfe berechnet.

Andere Vertreter der semitischen Völkerfamilie sind die Aisoren und Chaldäer. Erstere trifft man im Gouvernement Eriwan, in der Steppe Karajas und in Tiflis. Hier finden sich auch Chaldäer. Die Zahl beider Völker übersteigt nicht 3000.

III. Die eigentlich kaukasischen Völker.

Diese zerfallen in drei grofse Gruppen: Die kartwelische (iberische), die westlichen Bergvölker und die östlichen Bergvölker.

Zur ersten Gruppe gehören die Grusiner. Man unterscheidet die eigentlichen Grusiner im Gouvernement Tiflis, in Karthalinien und Kachetien (im Bassin des Mittellaufes der Kura und eines grofsen Teiles des Oberlaufes dieses Flusses). Wenn man zu ihnen die sogenannten Ingiloizen rechnen will, welche im sakatalischen Gebiete wohnen und den Islam angenommen haben, so erhalten wir eine Zahl von ca. 310 000. Ferner die Berg-Grusiner, ebenfalls im Gouvernement Tiflis: die Chewsuren, Pschawen und der gröfste Teil der Bewohner von Tuschetien. Ihre Zahl beträgt ca. 20 000; dann die Immerethier und Gurier im Gouvernement Kutais in einer Stärke von ca. 380 000 Köpfen. Hieher gehören auch die Adscharen, Kobuletzen und überhaupt die Grusiner im Gebiet von Batum. Man trifft sie dort überall, hauptsächlich aber in den wilden unzugänglichen Schluchten des Bezirks von Artwin. Ihre Zahl beträgt ca. 46 000. Die Gesamtzahl der Grusiner beläuft sich auf etwa 755 000 Köpfe.

Zur kartwelischen Gruppe gehören noch die Mingrelier im Gouvernement Kutais (200 000), die Lasen im Kreis von Batum, am Ufer des schwarzen Meeres (ca. 2000), und die ca. 12 000 Köpfe starken Suaneten im Gouvernement Kutais. Die Mingrelier sprechen eine der grusinischen sehr nahe verwandte Sprache. Von den Lasen ist die Mehrzahl unter türkischer Herrschaft geblieben. Ihre Sprache kommt der mingrelischen sehr nahe und wird von vielen nur für eine dialektische Abweichung gehalten. Die Sprache der in

ihren fast unzugänglichen Bergen abgeschlossen lebenden Suaneten entfernt sich am weitesten von den anderen Sprachen der kartwelischen Gruppe.

Zu den westlichen Bergvölkern gehören die Abchasen (Assega). Die eigentlichen Abchasen bewohnen den Suchumer Kreis in einer Anzahl von 32 000 Köpfen. Ein anderer Zweig derselben sind die sogenannten Abasinzen; sie wohnen unter verschiedenen Namen in der Stärke von 10 000 Köpfen im südöstlichen Teil des Kuban-Gebietes, gröfstenteils im Bezirk von Batalpaschinsk. Die Gesamtzahl der Assega beträgt 42 000.

Ferner gehören hierher die Tscherkessen (Adyge). Die Hauptmasse derselben (ca. 72 000) wohnt unter dem Namen Kabardinzen im Terek-Gebiet (Grofse und Kleine Kabarda), in den Ebenen des Bassins der Malka, auf dem rechten Ufer des Terek bis zum Flusse Kurp. Der Terek trennt die Grofse und Kleine Kabarda. Aufserdem wohnen die Adyge unter verschiedenen Namen zerstreut im Süden des Kuban-Gebietes, nördlich von den Abasinzen. Die zahlreichsten Stämme sind die Abadsechen (c. 16 000), die Bscheduchen (ca. 12 000), die Kabardinzen (ca. 12 000), die Besleneewzen (ca. 6000) und die Schapsugen (ca. 2500) und so weiter. Die Gesamtzahl der Adyge im Kuban-Gebiet beträgt ca. 57 000. Rechnet man noch dazu die Reste der Adyge im Schwarzen-Meer-Kreis, so erhält man die Gesamtsumme von ca. 120 000 Köpfen. Die Tscherkessen haben alle eine Sprache, welche aber in zwei Dialekte zerfällt, den kabardinischen oder obertscherkessischen und den niedertscherkessischen Dialekt. Übrigens ist die niedertscherkessische Sprache noch wenig erforscht.

Wir gehen über zu den östlichen Bergvölkern. Da sind vor allem zu nennen die Tschetschenzen und die mit

ihnen durch Abstammung und Sprache verwandten sogenannten Kistinen. Ihre Sprache ist der lesghischen nahe verwandt.

Die Tschetschenzen wohnen im Terek-Gebiet, östlich von den Osseten, zwischen dem Terek-Flufs und der südlichen Grenze des Terek-Gebiets, von Darjal bis zu den Quellen des Aktasch. Jedoch ist dieses Gebiet nicht durchaus von Tschetschenzen bevölkert, da dazwischen hinein die Ländereien der Kosaken und Kumyken liegen. Sie zerfallen in eigentliche Tschetschenzen, im Kreis von Grosnoe, die Bergtschetschenzen im argunischen Kreis, die Auchowzen im Kreis von Chasaw-Jurt, und die Itschkerinzen im Kreis von Weden. Ihre Gesamtzahl im Terek-Gebiet beträgt ca. 195000. Verwandt mit ihnen sind die Inguschen im Kreis von Wladikawkas. Diese sind aus Kistetien ausgewandert, einer Gebirgslandschaft, welche sich im Norden von Tuschetien und Chewsurien und weiterhin nach Westen bis zum Makaldon (Zuflufs des Terek) und zur Aragwa erstreckt. Die Juguschen wohnen in einer Stärke von ca. 28000 Köpfen im Kreis von Wladikawkas; die sogenannten Kistinen (ca. 3000) bewohnen den Norden der Bezirke Tioneti und Duschet im Gouvernement Tiflis.

Bedeutend zahlreicher als die Tschetschenzen sind die lesghinischen Völker. Sie bewohnen hauptsächlich den Daghestan, welchen die Araber einst das „Gebirge der Sprachen“ genannt hahen. Alle lesghischen Sprachen zeigen Verwandtschaft untereinander. Einige derselben sind mehr verbreitet, wie z. B. die avarische, die darginische und kurinische Sprache. Diese Völker haben einst eine hervorragende Rolle im Daghestan gespielt. Zu den weniger verbreiteten Sprachen gehören die kasikumuksche und tabasaranische. Aufserdem finden wir dort noch einige Sprachen, welche nur einige Tausend Menschen sprechen. Nach den

Forschungen von Uslar und Schiefner bilden mehrere dieser Sprachen nahe unter sich verwandte Gruppen. Andere stehen mehr isoliert da, obwohl sie Anklänge an das Lesghische zeigen, Leider sind die von Uslar begonnenen Forschungen nach seinem Tode nicht fortgesetzt worden. Eines aber scheint dennoch festzustehen, nämlich, dafs die Lesghier und Tschetschenzen eine besondere Familie bilden, welche mit keinem der bis jetzt in ethnologischer Beziehung erforschten Völker irgendwelche Verwandtschaft hat.

Wir teilen hier die bis jetzt errungenen Resultate der Wissenschaft mit. Nach diesen zerfallen die lesghischen Völker in fünf Hauptgruppen.

Die erste Gruppe ist die avarisch-andische. Hierher gehören vor allem die Avaren, das zahlreichste lesghische Volk. Ihre Sprache ist im ganzen Hochdaghestan von Norden nach Süden die allgemein gebräuchliche, was sich durch die einstige hohe politische Bedeutung dieses Volkes erklären läfst. Die Mehrzahl der Avaren wohnt im Gunib-Kreis im mittleren Daghestan und im avarischen Kreis im westlichen Daghestan. Sie sind nicht weniger als 100 000 Köpfe stark. Weiter drangen die Avaren früher in den jetzigen sakatalischen Kreis ein, wo sie jetzt mit ca. 30 000 Köpfen die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Auch in Terek-Gebiet zählt man ihrer über 12 000. Die Gesamtzahl der Avaren berechnet sich auf ca. 142 000 Köpfe.

Im andischen Kreis (im Westdaghestan), dem sprachreichsten im ganzen Daghestan, wohnen acht Stämme, die verschiedene, allerdings untereinander verwandte Sprachen sprechen. Unter ihnen ist der zahlreichste (7000) der andische Stamm. Die anderen heifsen Karatinzen, Tschamalalzen, Tindalzen, Bagulalzen, Achwachzen, Botlichzen und Godoberinzen. Im ganzen beläuft sich ihre Zahl mit dem

andischen Stamm zusammen auf ca. 24 000. Die Dialekte dieser Völker zeigen Verwandtschaft mit der avarischen Sprache.

Im andischen Kreis wohnen noch die Didoizen und die mit ihnen verwandten Chwarschinzen (ca. 6000); über ihre Verwandtschaft mit den anderen aufgeführten Stämmen läſst sich bis jetzt noch nichts Bestimmtes sagen.

Die zweite Gruppe ist die darginische. Die dazu gehörigen Völker bewohnen hauptsächlich den östlichen Teil des Daghestan und sprechen so nahe aneinander anklingende Dialekte, daſs man sie als eine Sprache ansehen kann. Diese Völker tragen nicht überall den Namen Darginzen, welcher mehr politische als ethnische Bedeutung hat. (Das Wort „Dargua" bedeutet Bündnis, Darginzen also = Föderierte.) Die Zahl der Darginzen übersteigt 90 000.

Die dritte Gruppe ist die kurinische. Die Kurinzen bewohnen einen ziemlich breiten und langen Landstrich zu beiden Seiten des Ssamur im südlichen Daghestan (in einer Stärke von beiläufig 87 000): auſserdem wohnen sie im Bezirke Kuba (Gouvernement Baku) und in geringer Anzahl im Bezirk von Nucha (Gouvernement Elisabethpol). Im ganzen beträgt ihre Zahl 131 000 Köpfe.

Verwandt mit der Sprache der Kurinzen ist die Sprache der Rutulzen und Zachurzen am Oberlauf des Ssamur-Flusses, welche zusammen ca. 26 500 Seelen stark sind.

Die vierte Gruppe bilden diejenigen Völker, deren nahe Verwandtschaft mit den lesghischen Stämmen noch nicht nachgewiesen ist. Das sind die Laken (oder Kasukumuchzen) im mittleren Daghestan mit ca. 35 000 Köpfen, dann die Tabasaranzen im südlichen Daghestan (ca. 17 000), die Artschinzen, die den wenig volkreichen Aul Artschi, 30 Werst von Kumuch, bewohnen, auſserdem noch die Ka-

putschinzen im mittleren Daghestan. Zu dieser Kategorie gehören noch die Nachbarn der Tabasaranzen, die Agulen, ferner die Kryszen, Dschekzen, Budugzen und Chinalugzen im Gouvernement Baku, vornehmlich im Bezirk von Kuba. Die Chinalugzen sprechen einen den anderen Bergvölkern ganz unverständlichen Dialekt. Die zahlreichsten unter ihnen sind die Dschekzen (gegen 6000) und die Kryszen (gegen 5000).

Die fünfte und letzte Gruppe bilden die Udinen, ein lesghischer Stamm, welcher sich seit undenklichen Zeiten in Transkaukasien festgesetzt hat. Sie sind vielleicht die Nachkommen der in den armenischen Chroniken erwähnten „Afghanen" (Albaner). Die Armenier hatten einen grofsen Teil dieses Volkes sehr früh zum Christentum bekehrt, aber der christliche Glaube hatte keine tiefen Wurzeln geschlagen, und die Udinen haben nach dem Einbruch der Tataren den Islam und vieles von der tatarischen Sprache und Lebensweise angenommen. Nur in zwei Dörfern des Bezirks von Nucha hat sich noch die udinische Sprache erhalten bei einer Bevölkerung von ca. 10 000 Köpfen. Die Sprache der jetzigen Udinen hat zwar die Grundzüge der lesghischen Sprachen behalten, hat sich aber stark mit Elementen der tatarischen Sprache zersetzt, auch finden sich in derselben viele armenische Wörter.

Neben der weifsen Rasse ist im Kaukasus mit mehr als einer Million Köpfe vertreten:

B. Die mongolische Rasse.

I. **Der Turkstamm.**

Die Völker dieses Stammes kamen in den Kaukasus von Süden und Norden; nach Transkaukasien drangen sie

aus der Türkei und Persien ein. Die Zahl der letzteren übersteigt die der von Norden Gekommenen bedeutend.

Wir besprechen zuerst die Vertreter dieses Stammes in Transkaukasien. Da haben wir vor allem die aderbeidshanischen Tataren. Sie kamen, wie ihr Name zeigt, aus der persischen Provinz Aderbeidshan. Ihr Dialekt, in welchem sich der Einflufs der persischen Sprache geltend macht, zeichnet sich durch grofse Einfachheit aus und ist leicht zu erlernen. Mit Unterstützung der persischen Schahe setzten sie sich im südöstlichen Teile von Transkaukasien fest. Die von ihnen unterworfenen Udinen nahmen den Islam und ihre Sprache an und wurden gänzlich „tatarisiert“. Auch andere tatarische Völker haben ihre Sprache angenommen, welche einen ganz anderen Typus tragen, wie z. B. die Mugalen, welche jetzt hauptsächlich im Kreis von Ssakatali wohnen (in einer Stärke von mehr als 21 000 Köpfen). Die aderbeidshanischen Tataren sind auch in den Uferstrich des südlichen Daghestan eingedrungen, bis hin nach Derbent und noch nördlicher, wo sie mit den Kumyken, einem türkischen Stamm, der von Norden kam, zusammenstiefsen. Die dichteste Masse genannter Tataren treffen wir in den drei transkaukasischen Gouvernements Elisabethpol (ca. 360 000), Baku (305 000) und Eriwan (212 000). Nach annähernder Berechnung beträgt die Zahl der den aderbeidshanischen Dialekt sprechenden Bevölkerung ca. 940 000. Diese Bevölkerung ist, wie wir oben gesehen haben, gemischt und gehört ihrem Typus nach gröfstenteils zur weifsen Rasse.

Ferner haben wir hier zu nennen die Türken. Sie bewohnen hauptsächlich die im letzten Kriege von Rufsland eroberten Gebiete: das Gebiet von Kars (über 42 500) und das frühere Gebiet von Batum (ca. 34 000). Hier halten

sie einen bedeutenden Teil des artwinischen Kreises besetzt, genauer: Schawschet, den ganzen Bezirk von Ardanutsch und den südlichen Teil des artwinischen Kreises. Sie wohnen auch in Batum (ca. 3000) und in einigen Ortschaften in der Nähe dieser Stadt. Zu den Türken werden von einigen auch die sogenannten „Tataren“ gerechnet, welche in den Bezirken von Achalzich und Achalkalaki wohnen. Auch finden wir Türken in zwei Dörfern des Bezirkes non Ossurgeti (in Gurien) und in einigen Ansiedelungen am Ufer des Schwarzen Meeres. Auf solche Weise beträgt die Gesamtzahl aller Türken im Kaukasus ca. 100 000.

Von anderen Turk-Völkern sind in Transkaukasien noch vertreten: Turkmenen (Tarakamanzen). Sie kamen aus der Türkei. Ihre Sprache unterscheidet sich von der türkischen. Im Gebiet von Kars zählt man ihrer über 9000, in geringer Zahl finden wir sie auch bei Achalzich unter dem Namen „Tarakjama“. Aufserdem sind noch zu erwähnen die Karapapachen (in einer Stärke von 23 000 Köpfen) im Gebiet von Kars. Über ihr Herkommen und ihre Sprache können wir bis jetzt nichts Bestimmtes sagen.

Weniger zahlreich sind die Turk-Völker in Ciskaukasien oder dem Nordkaukasus vertreten.

Wir erwähnen zuerst die Nogaizen. Der bedeutendste Einfall turischer Völker in das Gebiet des nördlichen Kaukasus fand unter Tschigis-Chan im 12. Jahrhundert statt. Die erste Stelle unter den von Nordosten eindringenden Horden nahmen die Nogaizen ein. Sie setzten sich mit anderen Horden in den Steppen von Südrufsland zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meer fest. Aber im 14. Jahrhundert begannen die Wanderungen der Adyge. Die Kabardinzen, ein Zweig dieses Volkes, nahmen den Nogaizen die jetzige „Grofse Kabarda“ weg und isolierten dadurch

diejenigen Tataren, welche in den Oberläufen der die Grofse Kabarda durchströmenden Flüsse wohnten. Weiterhin wurde ein Teil der Nogaizen nach dem Oberlauf des Kuban und den benachbarten Gegenden gedrängt (ca. 5000), ein anderer Teil bezog die Nomadensitze im östlichen Teil des Gouvernements Stawropol, wo sie noch jetzt als Nomaden herumziehen (ca. 44 000). Einige nomadisieren auch noch an der Grenze zwischen dem Gouvernement Stawropol und dem Terek-Gebiet. Aufserdem finden wir über 3500 im Kreis von Chasaw-Jurt im Terek-Gebiet. So sind also die Nogaizen auf einem grofsen Raum zerstreut.

Die Kumyken erschienen auch im Kaukasus im 12. Jahrhundert. Sie sind der Sprache nach Verwandte der Nogaizen und zählen mit diesen zusammen zum nogaischen Zweig des turischen Stammes. Sie wohnen weiter nach Süden, im Norden von Derbent längs dem Ufer des Kaspischen Meeres und dann nach Nordwest hin bis zum Katschkalikoffschen Gebirge im Terek-Gebiet. Sie sind ein Kulturvolk, das auf seine auf einer niederen Kulturstufe stehenden Nachbarn einen bildenden Einflufs ausübt. Sie wohnen im Daghestan und im Terek-Gebiet in den Kreisen von Chasaw-Jurt und Kisljar. Man zählt ca. 77 000, von denen auf den Daghestan ca. 40.000 kommen.

Die kabardinischen Bergvölker, welche wir hier noch zu nennen haben, haben keinen allgemeinen Namen und werden meist nach den von ihnen bewohnten Gegenden benannt. Sie wohnen im Oberlauf der Flüsse, welche die „Grofse Kabarda“ durchströmen, und bilden dort sogenannte „Gesellschaften“ oder „Gemeinden“ unter verschiedenen Namen, wie Balkarzen, Bisingen, Chulamzen, Tschegemzen, Urusbiewzen. Ihre Zahl beträgt ca. 13 000. Man sagt, dafs ihre Sprache mit der der Kumyken und Nogaizen verwandt

sei; leider sind aber bis jetzt keine genaueren Forschungen angestellt worden.

Zu dem nogaischen Zweig gehören noch die Karatschaewzen, welche in einer Stärke von 19000 Köpfen am oberen Kuban und seinen Zuflüssen wohnen. Aufserdem finden wir im Gouvernement Stawropol, am Unterlauf des Kalaus und der Kuma nomadisierend, die sogenannten Truchmenen, welche ohne Zweifel aus den transkaspischen Steppen hierher gekommen sind, aus den Gegenden, wo die zum uigurischen Zweig der turischen Gruppe gehörenden Turkmenen ihr Nomadenleben führen. Truchmenen zählt man ca. 18000.

II. Der rein-mongolische Stamm.

Repräsentanten desselben im Kaukasus sind die Kalmyken. Die Sprache derselben gehört zur mongolischen Gruppe der uralisch-altaischen Sprachen. Die Kalmyken sind von ihren Nachbarn, den Kirgisen, auf das rechte Ufer der unteren Wolga gedrängt worden. Später ist ein Teil dieses Volkes in die Steppen des Gouvernements Stawropol südlich vom Manytsch übergezogen. Ein Teil der Kalmyken nomadisiert zeitweise auch in den Steppen am linken Ufer des Terek, im Kreise von Grosno. Die Gesamtzahl aller Kalmyken beläuft sich auf ca. 10000..

III. Der finnische Stamm.

Die einzigen Vertreter des finnischen Stammes im Kaukasus sind die Esthen. Sie haben sich meist erst in letzter Zeit im Kaukasus, im Gouvernement Stawropol (ca. 950 Seelen) und im Schwarzen-Meer-Kreis (etwa 300 Seelen) angesiedelt. Ihre Gesamtzahl beträgt etwa 1400. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau.

III.

Eine Fufstour in die ossetischen Alpen.

(Sommer 1888.)

Bei einem Blick auf die Reliefkarte des Kaukasus machen wir die Wahrnehmung, dafs gerade in der Mitte des gewaltigen Gebirgskammes beim Adai-Choch von Norden eine Parallelkette an ihn herantritt, welche sich bis zum Kaspischen Meer erstreckt und in einer mittleren Entfernung von circa 20 Werst von der Hauptkette sich hinzieht. In dieser Kette stehen in der Reihenfolge von Westen nach Osten die Bergriesen Adai-Choch, Gimarai-Choch, Kasbek, Tebulos-Mta, Donos-Mta, Djulgi-Dagh und Alachun-Dagh, von welchen einige noch nicht erforscht und nicht gemessen sind. Die Hauptkette und die nördliche Parallelkette sind durch sieben Querketten miteinander verbunden, welche sechs kesselartige Hochthäler bilden. Das interessanteste unter ihnen ist wohl das von Osseten[1] bewohnte Hochthal des Nar-Don. Den einzigen Ausgang aus diesem Hochkessel bildet im Norden das Thal des aus der Vereinigung des Nar-Don mit dem Mamison-Don entstandenen Ar-Don („wütendes Wasser"), eines Zuflusses des Terek, während von Süden, Osten und Westen nur im Sommer zugängliche Pässe von 9000—10 000′ Höhe dahin führen. Unter diesen

[1] Die Osseten bewohnen die Ebene von Wladikawkas und beide Abhänge des Kaukasus in den Schluchten des Terek und seiner Zuflüsse: Ardon, Phiagdon, Giseldon und Uruch auf dem Nordabhang, und der Ljachwa, Ksana und Aragwa auf dem Südabhang. Ihre Zahl betrug 1881 circa 111 000 Köpfe.

Pässen sind die bekanntesten und am meisten benützten der Pafs von Roki (über 9900′) und der Mamison-Pafs, auch Tschantschachi genannt (9400′)[1]. Beide liegen unter der Schneelinie[2], waren aber Ende Juni dieses Jahres noch mit ungeheuren Massen von Schnee bedeckt.

Jenes Hochthal des Nar-Don eben war das Hauptziel unserer Reise. Wir wollten gewissermafsen in das Herz von Ossetien eindringen. Die Marschroute, welche wir uns auf Grund der Karten des russischen Generalstabes festsetzten und demgemäfs auch ausführten, war folgende: Von der Station Gori (Bahn Tiflis-Batum) die Ljachwa hinauf über den Roki-Pafs[3], dann den Nar-Don hinunter bis zum ossetischen Dorfe Tschmi, von da den Mamison-Don hinauf zum Mamison-Pafs und von dort den Rion hinunter bis

---

[1] Die Höhenmessungen sind mit dem Aneroïd vorgenommen worden.

[2] Die Schneelinie beginnt auf dem Südabhang des Kaukasus westlich vom Suram-Gebirge, der Wasserscheide zwischen Kura und Rion, im Mittel mit 9600′, östlich von demselben bei 10 500′ und weiter nach Osten sogar erst mit 12 200′. Am Nordabhang liegt die Schneelinie überhaupt 1000—1500′ höher. Diese eigentümliche Erscheinung hängt zusammen mit den topographischen und klimatischen Verhältnissen der kaukasischen Landenge. Im westlichen Teile von Transkaukasien ist durch die Nähe des Schwarzen Meeres und das Vorherrschen der feuchten, vom Meer kommenden Winde die Zahl der Niederschläge fast dreimal gröfser als im Osten vom Suram-Gebirge, welches die Verbindung zwischen dem grofsen und kleinen Kaukasus bildet und der weiteren Verbreitung der feuchten Winde ein Ziel setzt. Aufserdem bedingt in der östlichen Hälfte von Transkaukasien die Nähe der trockenen und heifsen Steppen von Transkaspien eine Verringerung der Niederschläge. Daher steigt die Schneelinie auf dem Südabhang des Kaukasus von Westen nach Osten. Der Unterschied der Schneelinie auf dem nördlichen und südlichen Abhang erklärt sich dadurch, dafs an den Nordabhang grofse Steppen angrenzen, welche den Bergen mehr Wärme und weniger Feuchtigkeit zuführen, als sie dem Südabhang eine Reihe von Hochplateaus zuführt.

[3] Die über den Kaukasus projektierte Bahn soll auch diese Route einschlagen.

Kutais. Als Zeitraum unserer Reise waren zwei Wochen bestimmt; wir endigten sie aber in zehn Tagen.

Durch die Grofsartigkeit und Üppigkeit der Natur ist diese Tour wohl eine der interessantesten Touren im Kaukasus, die für einen tüchtigen Fufsgänger keine allzugrofsen Schwierigkeiten bietet.

Man ist gewöhnt, wenn man den Kaukasus mit der Schweiz vergleicht, hauptsächlich auf das Grofsartige, Wüste und Öde desselben hinzuweisen, auf seine kahlen Felspartieen und den Mangel an lebenspendendem Wasser. Das trifft allenfalls bei der sogenannten grusinischen Heerstrafse (Tiflis-Wladikawkas) zu. Nicht so ist es in den ossetischen Alpen. Hier haben wir infolge der Wasserfülle und reichlichen Niederschläge ein ganz anderes Bild. Hier ist das Grofsartige mit dem Lieblichen in seltener Harmonie vereinigt, und jedem, welcher vom Kaukasus ein richtiges Bild gewinnen will, ist es zu raten, auch diesen Teil des Gebirges zu besuchen. Durch einen Teil desselben führt die sogenannte „ossetische Heerstrafse“ (Wladikawkas-Mamison-Pafs-Oni-Kutais), welche im Sommer sogar mit leichten Wagen befahrbar ist.

Ende Juni machten wir uns auf den Weg, ausgerüstet mit allem, was für eine Reise im Kaukasus nötig ist. Einige Lebensmittel und Getränke, welche unterwegs nicht überall zu haben sind, sowie einige wärmere Kleidungsstücke, unter denen die „Burke“[1] nicht fehlen darf, bildeten unser Gepäck, welches vier Lastpferde schleppten.

Bei Gori fällt die „Grofse Ljachwa“, deren Lauf etwa

---

[1] Die „Burke“ ist eine grofse, aus Ziegen- oder Kamelhaaren verfertigte Rotonde, welche von allen Kaukasiern getragen wird und gegen Kälte und Regen schützt.

100 Werst beträgt, in die Kura. Sie bewässert mit ihrem Hauptzuflufs, der „Kleinen Ljachwa“, eine fruchtbare, dichtbevölkerte Ebene von der Form eines Dreiecks, welche bei einer Breite von 1/2 bis 7 Werst in die Länge eine Ausdehnung von etwa 40 Werst hat. Diese Ebene ist von Grusinern bewohnt, welche aber durch ihre Arbeitsamkeit und ihren Sinn für Ordnung den diametralen Gegensatz bilden zu ihren Stammesgenossen, z. B. in Tiflis und dessen Umgebungen. Letztere bringen ihr Leben im dolce far niente hin und zeichnen sich bei grofser Trägheit noch besonders durch Unreinlichkeit und Unordentlichkeit aus. Hier dagegen in der Ljachwa-Ebene sehen wir überall reinliche Dörfer mit wohlangebauten Gärten und sorgfältig eingezäunten Feldern, Wege und Kanäle sind fast allenthalben auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt. Neben den grusinischen Sakli (Erdwohnungen mit flachen Dächern) stehen kleine nach europäischer Manier gebaute Häuschen. Bei jedem Haus ist ein reinlicher Hof und Garten, in welchem mächtige Nufs- und Obstbäume Schatten gewähren gegen die sengenden Strahlen der südlichen Sonne; eine Menge kleiner und grofser Kanäle spendet der dürstenden Erde das wachstumfördernde Nafs. In den Höfen stehen auf vier Pfählen grofse, aus Weiden geflochtene, mit Stroh bedeckte Cylinder, in welchen das Getreide bewahrt wird und gegen Mäuse und Ratten sowie gegen Feuchtigkeit sicher geschützt ist. Überall offenbart sich die sorgliche Hand des Menschen.

Etwa im Mittelpunkt dieser Ebene liegt ein grofses Dorf, Zchinwal, das einst in der Geschichte von Grusien als bedeutender Handelsplatz eine ziemliche Rolle gespielt hat, jetzt aber fast ganz seine Bedeutung verloren hat. Juden, welche einen grofsen Teil der Bevölkerung ausmachen, unterhalten noch spärlichen Handel. Wir fanden

in dem an der Brücke gelegenen Duchan ein nach asiatischen Begriffen ziemlich gutes Unterkommen in zwei Stuben und auf einem geräumigen Balkon. Die Stuben in den Duchans haben meist als einziges Möbel eine lange Tachte, d. i. eine 5—7 Fuſs breite Bank, welche sich längs einer Wand durch das ganze Zimmer zieht und mit einem asiatischen Teppich bedeckt ist. Wenn wir diesen Teppich, der in der Regel einer Menge von Insekten aller Arten und Gröſsen als Sammelplatz dient, entfernen und die Tachte mit einer gehörigen Schichte Insektenpulver bestreuen, dann die Burke darauf ausbreiten, so haben wir ein ziemlich komfortables Nachtlager, dürfen uns aber nicht einbilden, daſs unser Schlaf ein süſser und völlig ungestörter sein werde. Trotz aller Vorsichtsmaſsregeln regt sich, sobald das Licht ausgelöscht ist, allerlei Getier und setzt uns empfindlich zu, und mancher Reisende sieht schon nach der ersten Nacht am ganzen Leibe aus wie eine rotpunktierte Forelle. Unsere Nachtruhe wurde übrigens auch gestört durch das Gedudel von Drehorgeln, welche in die schöne Mondnacht die schauerlichsten Weisen hinausflöteten zum groſsen Ergötzen der asiatischen Zuhörer, welche ihre charakteristischen Tänze dazu aufführten. Nebenan rauschte das Wasser des wilden Stromes, der schon oftmals die hölzerne, hochgelegene Brücke weggerissen hat. Auch von der uralten steinernen Brücke ragen nur noch spärliche Reste der Uferpfeiler hervor, während der Mittelpfeiler gänzlich verschwunden ist. Als wir anderen Tages das Dorf verlieſsen, zogen am Ende desselben mächtige Linden auf einer kleinen Anhöhe unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir traten näher hinzu und fanden in ihrem Schatten die Ruinen einer alten Kirche. Also auch hier, wie in der Heimat, in Schwaben, die Linde bei der Kirche. Damals, als das Heiligtum zer-

stört wurde, waren die Linden, die unserer Viere nicht umfassen konnten, wohl noch junge Bäume, welche die Hand der Zerstörer verschonte, und, während der von Menschen errichtete Bau längst in Trümmer zerfallen ist, stehen diese Schöpfungen der in der Natur sich offenbarenden Gottheit frisch und grün in voller Kraft und Schöne. Und eigentümlich, oftmals scheint es, als ob auf den Stätten der Verwüstung und Zerstörung sich ein üppigeres Wachstum entfalte als an anderen Orten. So triumphiert die Natur über die Werke von Menschenhand.

Hinter Zchinwal steigt die Ebene allmählich an; wir befinden uns etwa 3000 Fufs über dem Meer; die hohen, bewaldeten Berge, welche nach Art der Schenkel eines gewaltigen Dreiecks nach zwei Seiten hin die Ebene abschliefsen, treten einander näher und näher, und in demselben Mafse nähern sich auch Strafse und Flufs. An der Spitze des Dreiecks beginnt eine enge Schlucht, der Flufs hat sich hier durch Kalkfelsen mit Mühe Bahn gebrochen; in der Thalsohle bleibt kein Platz mehr für den Weg, welcher sich an den steilen Halden bald höher, bald niedriger die Berge entlang hinschlängelt. Ein buntes Gemisch von allerlei Sträuchern: Jasmin, wilder Schneeball (viburnum opulus), Rhododendron, Hollunder, Pimpernufs (staphilaea pinnata) etc., hebt sich über den üppigen Farrenkräutern, dem frischen Gras und dem üppigen Blumenteppich. Da, wo die Halden weniger steil sind, erblicken wir Frucht- und Maisfelder und hinter ihnen, am Rande des Waldes kleine Holzhäuschen aus horizontalen, ineinander gefügten Balken mit weit hervorragenden Dächern aus leichten Brettern, die, wie in der Schweiz, mit Steinen beschwert sind. Wir sahen solche Häuschen in der Nähe und konnten trotz aller Bemühung keinen einzigen Nagel und kein Stückchen

Eisen in denselben entdecken; was sich nicht einfügen läfst, wird mit Weidenruten festgebunden.

Wir überschreiten auf einem glatten Balken einen reifsenden Zuflufs der „Grofsen Ljachwa“ von rechts, den Paza-Don [1], während unsere Pferde mit grofser Anstrengung durch das wilde Wasser waten. Hier am Paza-Don liegt das letzte grusinische Dorf; hier beginnt Ossetien.

Es war Sonntag. Scharen von Osseten, welche von einer Beerdigung nach Hause zurückkehrten, gesellten sich zu uns. Sie waren sehr begierig, den Zweck unserer Reise zu erfahren. Sie hielten uns für Ingenieure, welche in Angelegenheiten des Eisenbahnbaues ihre Gegend bereisen, und beruhigten sich erst, als wir sie versicherten, dafs die Bahn bestimmt werde gebaut werden. Wir waren froh, sie los zu werden, als wir das erste ossetische Dorf erreichten, um so mehr, als sie alle dem „raki“, d. i. Fruchtbranntwein, gehörig zugesprochen hatten und angetrunken waren. Trunk und Schmaus darf ja bei keiner Beerdigung fehlen. Unser Absteigequartier war die Schule, da im Dorfe kein Duchan vorhanden war. Der Lehrer, ein Ossete, nahm uns freundlich auf und bewirtete uns mit herrlichen Kräutern (wie sie hier allgemein gegessen werden) und ossetinischem Käse. Dieser sollte für die nächsten Tage einen wesentlichen Bestandteil unseres täglichen Brotes ausmachen. Er ist sehr fett und wohlschmeckend, wenn man sich etwas an den Beigeschmack

[1] In Ossetien heifsen alle Flüsse „Don“ = Wasser. Man vermutet, dafs die Osseten auch dem grofsen Don-Flufs den Namen gegeben (vielleicht auch der Donau?) und früher, sogar noch im Mittelalter, die Steppen im Norden des Kaukasus bewohnt haben, von wo sie durch die Kabardiner verdrängt wurden und sich genötigt sahen, teilweise über die Hauptkette nach Süden zu wandern und sich neue Wohnstätten zu suchen. — In Grusien und Mingrelien haben die Flüsse häufig den Zusatz Zchali, was ebenfalls Wasser bedeutet.

gewöhnt hat, welchen die Mischung von Schaf- und Ziegenmilch mit Kuhmilch giebt. Da es sehr kühl war, so waren wir froh, in gedecktem Raume, wenn auch auf dem Fufsboden, ein Nachtlager zu finden.

Am anderen Morgen mufsten wir uns früh vom Lager erheben, denn von allen Seiten, lange vor der festgesetzten Zeit, strömte die lernbegierige Jugend herbei. Viele derselben kamen hoch zu Rofs aus entfernten Dörfern, manche mufsten über die reifsende Ljachwa übersetzen, was meist zu Pferd geschieht. Nur erwachsene, kräftige Männer können den Flufs durchwaten, und selten getraut sich das einer allein. In der Regel waten sie zu Dreien, einander fest an Schultern oder Gürteln fassend. Die ossetischen Knaben waren alle, ohne Ausnahme, sehr kräftige Kinder mit roten Wangen, hellen Haaren und blauen Augen. Wir riefen einen Jungen her und baten ihn, uns seine Bücher zu zeigen. Er öffnete ein Buch, dessen Seiten in zwei Teile geteilt waren; auf der einen Seite stand der ossetische Text[1] in lateinischen Lettern (einige wenige Buchstaben, welche das lateinische Alphabet nicht hat, sind durch verabredete Zeichen ausgedrückt), auf der anderen Seite die russische Übersetzung. Der Knabe las uns recht geläufig den russischen Text mit reiner, deutlicher Aussprache. Überhaupt sind die Osseten sehr lernbegierig und nach der Aussage des Lehrers auch recht fähig. Wir trafen sehr viele erwachsene Osseten, welche geläufig russisch lesen und schreiben konnten. Russisch verstehen fast alle Männer und sprechen mit reiner Aussprache, was immerhin auf die geistigen Fähigkeiten des Volkes einen günstigen Schlufs

[1] Die ossetische Sprache gehört nach neueren Forschungen zum iranischen Zweig der arischen Völkerfamilie. Ihre nächsten Verwandten sind die persische, kurdische und afghanische Sprache.

ziehen läſst. Überhaupt hatten wir mehrfach Gelegenheit zu hören, wie sehr die Osseten vom Nutzen der Schulen überzeugt sind und wie sehr sie bedauern, daſs mehrere Schulen eingegangen sind. Die zum Unterhalt derselben bestimmten Summen sollen von einigen Beamten zwecklos verschleudert oder in die Tasche gesteckt worden sein.

Schon im ersten ossetischen Dorfe machten wir Bekanntschaft mit den heiligen Bäumen der Osseten[1]. Es wurde uns ein solcher Baum, eine Linde (übrigens nicht nur der Linde kommt Heiligkeit zu, ebensogut auch anderen Bäumen) gezeigt, unter welcher sich das Volk versammelt, um seine Andachten zu verrichten. Unter diesen Bäumen werden Gottesdienste gehalten, Ehen eingesegnet u. dgl. Sehr oft stöſst man in Ossetien auch auf heilige Heine, in welchen unter den Bäumen groſse Haufen von Reisig herumliegen. Jeder Ossete, welcher an einem solchen Heine vorübergeht, hält es nämlich für seine Pflicht, dort ein Stück Holz, gewissermaſsen als Opfergabe, nachzulassen; oft finden wir auch Garn über die Zweige einiger Bäume gespannt, ähnlich wie wir in Grusien oftmals Kirchen mit solchen Fäden umspannt sehen. Welche Bedeutung dieselben haben, konnte ich bis jetzt nirgends mit Bestimmtheit erfahren. Einige behaupten, es sei eine Opfergabe, andere, diese Fäden zeigen gewissermaſsen die bindende Kraft eines gethanen Gelübdes.

Mit merklicher Steigung geht der Weg weiter neben dem Fluſs her, welcher wilder und wilder rauscht und von rechts und links aus den Bergen Zuflüsse empfängt, die an Wildheit die Ljachwa noch übertreffen. Ein groſses Glück,

[1] Die Osseten sind Christen, nur wenige Mohammedaner. Doch hat sowohl die christliche als die mohammedanische Religion bei ihnen starke Beimischung aus dem Heidentum.

wenn die Stege über dieselben nicht weggerissen sind, denn das Übersetzen zu Pferd ist mit grofsem Zeitverlust und mit Gefahr verbunden. Diese Bergpässe sind überhaupt bei einer Reise im Kaukasus das Gefährlichste, und der Wanderer thut wohl, wenn er nach Gewittern und anhaltenden Regengüssen von seinem Vorhaben absteht, über dieselben zu setzen. Die stärksten Tiere können dem Anprall des Wassers nicht widerstehen, sie werden mit dämonischer Gewalt fortgerissen und durch die im Flufsbett starrenden Steine und Felsstücke bald in unförmige Massen verwandelt. Die Bewohner dieser Thäler verstehen das sehr wohl und bauen, wo sie nur können, Brücken wenigstens für Fufsgänger. Auf beiden Ufern werden an einer schrägen Unterlage aus Erde oder Steinen, der höhere Teil dem Flufs zugewendet, dicke Balken aufgelegt, deren untere Enden mit grofsen Steinen beschwert sind, während die oberen Enden über das Wasser hineinragen. Auf diese Weise wird die Entfernung zwischen den beiden Ufern verringert und die Brücke selbst beträchtlich über den Wasserspiegel gehoben. Auf jene Balken werden dann die eigentlichen Träger gelegt und auf diese die Querhölzer. Manche dieser Brücken tragen zwar kaum einen Reiter mit seinem Pferd, sind aber für Fufsgänger ein sehr wichtiges Verkehrsmittel. An anderen Stellen, bei nicht zu breiten Waldbächen wird oftmals ein am Ufer stehender Baum so gefällt, dafs er quer über den Bach zu liegen kommt, und der Stamm bildet den Steg, während die nach oben stehenden Zweige gewissermafsen die Stelle eines Geländers versehen, indem sie den Händen einen Haltpunkt bieten.

Das Ljachwa-Thal ist in seiner oberen Hälfte von prachtvollen Hochwäldern bestanden, welche dem Wanderer kühlen Schatten gewähren und oft kaum die Bläue des Himmels

durchblicken lassen. Manchmal eröffnet uns eine Seitenschlucht einen etwas weiteren Blick, und schon tauchen in der Ferne schneebedeckte Kuppen von 10—11000 Fuſs Höhe auf. Zunächst wandeln wir im herrlichen Laubwald unter Buchen, Erlen, Espen, Birken und Linden, später, etwas über 4000 Fuſs über dem Meer, geht der Laubwald nach und nach in Tannenwald über. Prächtige Exemplare von Rottannen strecken ihre Gipfel zum Himmel empor und bilden mit ihrem dunklen Grün einen effektvollen Kontrast gegen das hellere Grün der Laubhölzer. Stellenweise stoſsen wir auf die elegante Nordmannstanne (Abies Nordmanniana). Der Holzreichtum des Thales wird von den Bewohnern gehörig ausgenützt; wir sehen auf der Ljachwa eine Menge von Stämmen schwimmen, welche einzeln geflöſst werden, auch bemerken wir im Walde von Zeit zu Zeit groſse Lager aufgespeicherter Schindeln. Das Flöſsen der Stämme ist hier mit groſsen Schwierigkeiten verknüpft. An den im Fluſs hervorragenden Steinen und Felsen stauen sich die Stämme auf und legen sich quer über das Wasser, den nachfolgenden den Weg versperrend. Da sieht man denn oft acht bis zehn Männer im Wasser stehen, bemüht mit langen Stangen solche widerspenstige Stämme wieder in die Strömung zu stoſsen; kaum aber ist ein solcher Stamm einige zwanzig Schritte geschwommen, so bleibt er wieder hängen und die anstrengende Arbeit muſs von neuem beginnen.

In der Ljawa und ihren Zuflüssen kommen köstliche Forellen vor, von welchen wir aber leider keine einzige zu Gesicht bekamen. Wohl trafen wir Osseten, welche angelten. Die Angel ist ein aus Draht verfertigter Haken ohne Widerhaken; die Angelschnur, aus weiſsen Roſshaaren verfertigt, ist sehr kurz, die Angelrute sehr lang. Ein abergläubisches

Vorurteil gebietet dem Fischer, jedesmal, wenn er auf Fischfang ausgeht, eine neue Rute zu schneiden, sonst hat der Fischer kein Glück. Ich weiſs nicht, ob die Osseten, die wir angeln sahen, jenen Brauch eingehalten hatten oder nicht; jedenfalls — Fische sahen wir bei ihnen nicht.

Eine sehr eigentümliche Erscheinung bilden in den Wäldern die in der Regel an Quellen aufgebauten kleinen Hütten, d. h. Schindeldächer auf vier Pfählen, und darunter eine Bank oder eine Bettstelle. Diese Hütten sind geliebten Verstorbenen geweiht, welche sich, nach dem Glauben der Osseten, von Zeit zu Zeit hier einfinden, um auszuruhen. Ein oder mehrere Male im Jahr versammeln sich die Angehörigen des Verstorbenen hier zu einem Schmaus, bei welchem das Andenken des Verstorbenen geehrt wird. Beim Weggehen läſst man ihm Teile der Mahlzeit und des Getränkes zurück. Ein ähnlicher Brauch findet sich, soweit mir bekannt, bei keinem anderen kaukasischen Volke.

Bald treten wir in die Region der Nadelhölzer. Doch weist der Rand des Waldes in der Nähe des Flusses ein buntes Gemisch von Laubgesträuchen auf; stellenweise schimmern die weiſsstämmigen Birken zwischen Tannen hervor. Am Wasser selbst stehen saftige Weiden und Erlen, eingesäumt von Cornelkirschen und blühenden Schneeballenbäumchen, dazwischen schlingt sich das köstlich duftende Geisblatt (Lonicera caprifolium) und der immergrüne Epheu. Neben den weiſsen Schirmblüten des Hollunders prangt auf hohem eleganten Stengel die gelbe Lilie, der weiſse Kelch der Päonie und die verspäteten Primeln. Unsere in Süddeutschland einheimischen Arten (Primula veris und Primula elatior) blühen hier weniger reichlich als eine andere Art mit dunkelbraunen und schwarzen Punkten auf der gelben Oberfläche des Kelches. Riesige Exemplare von Rittersporn

mit seinen gezackten Blättern tragen im Aufbrechen begriffene grofse Knospen, an denen sich schon die weifse und dunkelblaue Farbe erkennen läfst. Aber neben der Lieblichkeit der Natur und dem üppigen Wachstum des Bodens zeigen sich hier auch schon die Schrecken der Gebirgswelt, die alles zerstörenden und durch kein Hindernis aufzuhaltenden Schneestürze, die von jetzt an häufig auftreten. Von ferne sehen sie sich an wie schmutzige Lehmmassen, die mit Blättern bedeckt sind; da und dort ragen Stämme und Felsstücke aus der Masse hervor. Tritt man näher, so fühlt man am kalten Hauche der Luft, dafs hier grofse Schneemengen liegen. Diese Schneestürze kommen meist durch enge und steile, tief eingeschlitzte Klingen herunter, durch welche Bergwasser strömen. Diese bohren sich dann nach und nach unter dem Schnee einen Weg und da, wo die Lawine aufhört, unten im Thale, gähnen uns Schneethore entgegen. Der Weg ist 20—30 Fufs hoch mit Schnee bedeckt, wild braust darunter das Wasser, über welches wir auf sicherer Schneebrücke übersetzen. Diese Schneestürze haben eine solche Mächtigkeit, dafs sie auch die südliche Sonne nicht bezwingt, um so weniger, als die nahestehenden Bäume mit ihren Kronen und Zweigen die Strahlen aufhalten. Am Rande des Schnees hauchen grofse dunkelviolette Veilchen ihren edlen Duft aus.

Bald winkt die Festung Roki auf einer kleinen Erhöhung und scheint das enge Thal abzuschliefsen. Die nahe an den Flufs herantretenden Berge werden kahler, und an ihren steilen Abhängen halten sich nur noch mit Mühe einzelne Gruppen schlanker Tannen. Die Festung Roki bildet, wie fast alle sogenannten Festungen im Kaukasus, ein Viereck mit hoher Mauer, in dessen Raum einige steinerne Gebäude stehen. Die Festung ist jetzt verlassen. Sie diente

einst dazu, die Osseten von dieser Seite her zu überwältigen und sie im Zaum zu halten, was übrigens den Russen keine grofse Anstrengung kostete. Malerisch liegt hinter der Festung links eine hübsche Kirche im Schatten hoher Eichen, Eschen und Birken, während nach rechts hin der Blick durch das enge Ljachwa-Thal auf gewaltige Schneeberge trifft, welche sehr nahe gerückt sind. Hinter der Festung am Bergabhang stehen einige aus Schieferblöcken gebaute, halb zerstörte viereckige Türme, welche sich nach oben zuspitzen. Ebensolche Türme bemerken wir neben steinernen Häusern mit flachen Dächern auf halbem Wege von der Festung Roki zum Dorfe Roki in einem verlassenen Aul. Am Wege liegen grofse Haufen von Steinen, welche sorgfältig auf dem Felde aufgelesen werden, auf welchem die Gerste eben erst aus dem Boden schlüpfte (Ende Juni).

Gerste wird hier hauptsächlich gebaut zur Bierbereitung. Das Bier ist bei den Osseten eine Art nationales Getränk. Zu allen grofsen Festen wird Bier bereitet und dann der ganze Vorrat auch gleich ausgetrunken. Wir hatten im Dorfe Roki, wo wir in einem ziemlich komfortablen Holzhause abstiegen, dessen Wände sogar mit Tapeten beklebt und den Bildnissen vieler europäischer Potentaten geschmückt waren, Gelegenheit, solches Bier zu schmecken, das uns in Holzkrügen kredenzt wurde. Es war nämlich den Tag vor unserer Ankunft das „Pockenfest“ gefeiert worden, d. h. das Fest der Verschonung von den Pocken, welche früher viele Opfer gefordert hatten, nun aber schon einige Jahre nicht mehr aufgetreten waren[1]. Das Bier mundete uns recht wohl, es hat reinen Malzgeschmack.

---

[1] Seit einiger Zeit ist bei den Osseten auch das Impfen eingeführt, welches durch besonders dazu bestellte Vertrauenspersonen besorgt wird; die Lymphe wird von Kindern genommen.

Auch Branntwein wird aus Gerste bereitet. Alles das besorgen die Frauen, die in Ossetien überhaupt vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeiten und schaffen, während der Herr Gemahl spazieren geht und spazieren reitet. Die Frau spinnt die Wolle der Schafe, webt auf ihrem primitiven Webstuhl das Tuch zu den Kleidungsstücken der Männer (die Osseten tragen die malerischen tscherkessischen Kaftane), welches dann mit dem Safte der Erlen gefärbt wird; sie fertigt die kleidsamen Hüte aus weifsem, dünnem Filz, sie beaufsichtigt die Kinder, sie melkt das Vieh, bereitet den Käse, bestellt das Feld, bäckt das Brot (meist aus Maismehl). Mit einem Wort, die Frau wird hier gehalten wie eine Sklavin und geht in Lumpen, während die Männer alle sehr gut gekleidet sind. Ja, als Lasttier sogar mufs die Frau dienen. Wir sahen mehrmals Esel mit Reisigbündeln belastet vom Walde kommen und neben ihnen Weiber, ebensolche Bündel auf ihrem Rücken schleppend. Ohne Zweifel infolge der schweren Arbeit, welche die Frauen verrichten, haben alle sehr grobe Züge und derbe Gestalten, während die Männer fast ohne Ausnahme sehr hübsche Züge besitzen und schlank gebaut sind. Sie tragen das Haupt nach asiatischer Manier geschoren, während das Gesicht oft der rötliche Vollbart ziert; viele haben übrigens auch glattrasierte Gesichter. Auf mancher Brust prangten das Georgenkreuz und Kriegsmedaillen, welche bei Eroberung des Kaukasus oder während des letzten türkischen Krieges erworben worden waren.

Die Häuser in Roki sind meist zweistöckig und mit Balkonen versehen, welche auf aufgeschichteten viereckigen Steinhaufen ruhen. Das Erdgeschofs enthält die Ställe und Räume für allerlei Gerät, während der obere Stockals Wohnraum dient; oft vertritt das flache Erddach des unteren

Stockes den Balkon. Der eigentliche Wohnraum besteht meist aus einem oder zwei Zimmern, welche das Licht nur durch die Thüre und eine mit Papier verklebte Öffnung in einer Wand erhalten. Eines der Zimmer ist sehr grofs, längs zweier Wände laufen schmale Bänke hin, reich geschnitzt, die Füfse sind durch kleine Arken vertreten; an den anderen Wänden steht allerlei Hausgerät. Als Tisch dient eine niedrige Bank auf drei Füfsen. In der Mitte des Zimmers hängen von der Holzdecke Ketten, mit Haken versehen, herab, an welche Kessel u. dgl. angehängt werden; darunter wird auf einer steinernen Platte, welche in dem aus Erde oder Lehm bestehenden Boden eingelassen ist, das Feuer aufgemacht. Ein origineller häuslicher Herd! Als Rauchfang dient eine Öffnung in der Decke, über welcher ein Schornstein aus Ziegeln aufgebaut ist. Dieser Schornstein ragt aber nicht über das mit Steinen bedeckte, nach zwei Seiten offene Dach empor, sondern befindet sich unter demselben, wahrscheinlich zum Schutz gegen Wind und Regen.

Im zweiten Zimmer stand eine reichgeschnitzte Bettstelle und reichgeschnitzte Wiege, auch verschiedener Hausrat; auf dem Balkon der Webstuhl. Bei jedem Haus ist ein mit Steinen oder Flechtwerk umzäunter, sehr schmutziger Viehhof, wo das Vieh im Sommer nächtigt. Hier werden Kühe, Schafe und Ziegen gemolken. Die Kühe sind sehr klein von Wuchs, aber sehr ausdauernd. Beim Melken verfahren die Weiber nicht sehr reinlich, ebenso bei der Bereitung des Käses, der aber dennoch herrlich schmeckt. Grofse Haufen von Mist, die bei jedem Hause liegen, weisen auf einen reichen Viehstand hin; das Vieh findet auf den saftigen Matten der Alpenwiesen köstliche Nah-

rung. Der Mist dient zur Düngung der mageren Fruchtfelder[1].

Im Dorfe Roki befanden wir uns etwa 5800 Fufs über dem Meere. Die Höhe des in der Nähe liegenden steilen Passes von Roki beträgt etwa 9900 Fufs. Diesen galt es jetzt zu ersteigen. Drei Stunden lang kletterten wir den steilen Pfad hinan. Strichweise lagen noch grofse Schneemassen, welche den Weg bedeckten. Da und dort stehen kleine Gruppen von Zwergbirken. Auf den saftigen Matten des Abhanges entzückt unser Auge eine prachtvolle Frühlingsflora. Auffallend grofse Butterblumen (Caltha palustris), teilweise aus dem Rande des Schnees herauswachsend, über zwei Fufs hohe Anemonen mit weifsen, an Tazetten erinnernden Sternen (Anemone narcissifolia), prachtvolle rosafarbene und gelbe Primeln mit lieblichem Duft, blaue, mit der Farbe des Himmels wetteifernde Gentianen und dunkelrote Fritillarien mit ihren eiförmigen, grofsen Glocken, die Rosasterne des Pyrethrum roseum, aus welchem von den Bewohnern Insektenpulver bereitet wird, bilden mit dem frischen Grün der Alpenkräuter einen malerisch bunten Teppich. Während unsere Brust und unsere Beine ermatten, ermüdet das Auge nicht beim Blicke auf diese Blumenpracht, wie sie der üppigste, von Menschenhand gepflegte Garten nicht bieten kann. — Mühsamer arbeitet die Brust, Schweifsperlen rinnen reichlich von der Stirne herab. Von Zeit zu Zeit ruhen wir aus, neue Kräfte zu sammeln. Die Schneemassen werden reichlicher, wir nähern uns dem Gebirgsgrat. Noch ein beschwerlicher Marsch über Schneefelder und wir sind oben. Hier stehen wir an der Grenze von Asien und

---

[1] Im Kaukasus wird der Boden fast nirgends gedüngt; eine Ausnahme machen die deutschen Kolonieen und die ossetischen Dörfer.

Europa. Neben uns starren Schneewände von 30—40 Fufs Höhe. Ringsum herrscht Totenstille, kein lebendes Wesen regt sich um uns her. Nur hoch in der Luft ziehen Adler ihre stolzen Kreise. Hier oben haust der Tur und die Gemse, welche aber unsern Anblick fliehen. Eine herrliche Aussicht eröffnet sich nach allen Seiten auf kaukasische Bergriesen zweiten Ranges; nach Osten erhebt sich in nächster Nähe der Res-Choch[1] und der mächtigere Silga-Choch, nach Westen und Südwesten der Sochs, der Sau-Choch und Brutsabseli, alle bis zur halben Höhe noch mit blendend weifsem Schnee bedeckt.

Der Roki-Pafs fällt nach beiden Seiten steil ab, der Gebirgsgrat, über welchen er führt, ist oben nur wenige Schritte breit. Hinter uns, auf der Nordseite des Passes, lag der Schnee viel reichlicher. Ein ununterbrochenes Schneefeld von etwa 2 Werst in die Länge und von unabsehbarer Breite dehnte sich vor uns aus. Einige ven uns liefen im Eilschritte den Abhang hinab, bis ans Knie und stellenweise bis zum Gürtel in dem weichen Schnee einsinkend, andere setzten sich auf den Schnee und versuchten so hinunter zu rutschen, verloren aber bald die Steuerung und rutschten Kopf voran willenlos bergab, glücklicherweise die da und dort hervorragenden Felsen vermeidend, an welche anstofsend sie verloren gewesen wären. Das Gepäck wurde auf Burken gelegt und so herabbefördert, während die Pferde mit grofser Mühe, beständig in den Schnee einsinkend, heruntergeführt wurden. Endlich waren wir am Rande des Schnees angekommen und betraten wieder die grünen, weichen und üppigen Matten der Alpenwiesen.

---

[1] Choch bedeutet in der ossetischen Sprache „Berg“ und soll in der ersten Silbe des griechischen *Καύκασος* enthalten sein.

Hier auf dieser Seite des Passes entfaltete die Natur womöglich noch reicheres Leben als auf der anderen Seite. Weifsgelbe Rhododendren in voller Blüte und eine weifsblühende Daphne (Daphne conglomerata) kamen zu den früher genannten Blumen hinzu und umgaben in üppigem Kranze die Ränder des Schneefeldes. Hier tummelten sich eine Menge von flinken Laufkäfern (Carabicidae), und unter den zerstreut umherliegenden Schieferplatten ergab sich eine reiche Ausbeute derselben. Auf dem Schnee selbst safsen da und dort rote Käfer mit schwarzen Punkten (Coccinella septempunctata). Was sie nur da suchen mochten? Vielleicht hat sie der Glanz des Schnees herangezogen? Wir steigen tiefer und tiefer; ein Bach, mitten aus dem Abhang entspringend, eilt rauschend und schäumend über Fels und Stein uns voraus. Allmählich zeigen sich Birken mit frischgrünen, kaum entfalteten Blättern und Büsche, an denen die Knospen erst im Aufbrechen begriffen sind. Noch etwas tiefer beginnen die ersten Fruchtfelder, mit Steinen eingehegt, wiederum Gerste, welche eben erst der Erde entschlüpft. Sie wird in dieser Gegend (etwa 7000 Fufs über dem Meere) erst zum Oktober reif, und die Ernte fällt oft mit dem ersten andauernden Schneefall zusammen; in kalten Sommern wird das Getreide überhaupt nicht reif. Wir nähern uns den Aulen Kesat-Kau und Noa-Kau. Sie sehen sich von weitem an wie eine Reihe mittelalterlicher Burgen. Steinerne Häuser mit flachen Dächern und bei jedem Haus ein mächtiger, viereckiger Turm, nach oben sich zuspitzend von 30—40 Fufs Höhe, mit Schiefsscharten versehen. Diese Befestigungen sind aus grofsen, glatten Schiefersteinen ohne jegliches Bindemittel aufgeschichtet. Dieses festungsartige Ansehen haben alle Aule an den Quellflüssen des Ar-Don, wo die Osseten hausen. Es sind das Überbleibsel aus jener

Zeit, wo der Nachbar sich hier nicht sicher fühlte vor dem Nachbar, wo die Familien eines und desselben Auls in ewiger Fehde miteinander lagen. Und was zwang sie dazu? Einesteils der Kampf ums Dasein. Jene engen Thäler mit ihrem rauhen Klima waren nicht im stande, die sich mehrende Bevölkerung zu nähren; diese sah sich genötigt auf Raub auszugehen und so ihren Lebensunterhalt zu suchen. Die Kinder, die man nicht ernähren konnte, wurden als Sklaven verkauft. Dazu kam noch die Blutrache. Unter Rauben und Morden verbrachte der Ossete sein Leben. Jene Uneinigkeit eben war mit ein Grund, welcher die Osseten in der Geschichte meist abhängig erscheinen läfst von anderen Völkern, sie war es auch, welche den Russen die Unterwerfung dieses Volkes erleichterte. Freilich hat die Geschichte der Osseten auch einige Epochen der Blüte aufzuweisen, wenn ein mächtiger Zar die einzelnen Stämme, welche kein höheres politisches Interesse hatten, unter seinem Scepter vereinigte, so z. B. zu Ende des 11. Jahrhunderts unter Zar Ordure und im 14. Jahrhundert unter Osi-Bagatar. In jenen Zeiten bestanden lebhafte Beziehungen zwischen Ossetien und Byzanz. Von dem Ansehen, welches damals die ossetischen Fürsten genossen, zeugt der Umstand, dafs sich eine ossetische Prinzessin mit dem Zaren von Carthalinien und Abchasien verheiratete. Aus jener Zeit stammen wohl auch die ossetischen Heldensagen, welche die Thaten der „Narten“ (Helden) verherrlichen. Jene Burgen dienen jetzt friedlichen Menschen zur Wohnung. Die steinernen Burgen blieben, weil hier kein Holz wächst und solches von weither auf fast unzugänglichen Wegen geschafft werden mufs. Als Heizungsmaterial dient der sogenannte „Kisjak“, d. h. in Ziegelform geprefster Mist; grofse Vorräte desselben sind bei jedem Hause aufgebaut.

Wir folgen weiter dem engen Thal des wilden Saka-Don; die steilen Abhänge tragen spärliches Wachstum, da und dort hat sich niedriges Gesträuch angesiedelt. Nur an einer Stelle, schon etwas tiefer im Thal, wo sich dieses etwas erweitert, steht ein heiliger Hein aus Traubenkirschen, Eschen und Buchen. Über demselben ragen die steilen Felsen des „Milchbergs“ empor, dessen Höhe eine Gruppe von Tannen krönt. Das Volk erzählt, dafs auf diesem Berge sich eine Milchquelle befinde, zu welcher alle Jahre einmal ein Kalb komme, um daraus zu trinken; andere erzählen sogar von einem ganzen Milchsee, in dessen Mitte der heilige Georg schwimme. Was den Grund zu dieser seltsamen Sage gegeben, konnte ich nicht erfahren.

Da und dort zeigt das Gestein (Kalk und Mergel) eine auffallende Rostfarbe, was auf das Vorhandensein von Eisen schliefsen läfst, und wirklich stofsen wir im Thale des Saka-Don zum öfteren auf Eisenquellen, die vermöge ihres Gehaltes an Kohlensäure und ihrer niedrigen Temperatur (8 Grad Réaumur) ein sehr erfrischendes Getränk abgeben. Zwischen zwei solchen Eisenquellen, die kaum zehn Schritte voneinander der Erde entspringen, entdeckten wir auch eine Schwefelquelle von 11 Grad Réaumur. Bei dem grofsen Aul Nari, der ebenfalls aus einer Reihe von Festungen besteht, die auf Felsen thronen, nimmt der Saka-Don, der hier drei Zuflüsse empfängt, den Namen Nar-Don an. Zwei dieser Zuflüsse kommen von den Gletschern des mächtigen Gebirgsstockes Tepli, welcher in der Ferne nach Norden und Nordosten den Horizont abschliefst. Wilder und wilder rauscht das Wasser, man hört, wie im Flufsbette Steine rollen. Saftige Wiesen, allmählich an den Bergen hinansteigend, fassen die Ufer ein. An den nach Norden und Nordosten gerichteten Abhängen beginnt allmählich niedriger

Fichtenwald, der hier sehr geschont wird; die nach Süden gewendeten Abhänge zeigen nur spärlichen Graswuchs und oben kahle Felspartieen. Endlich erweitert sich das Thal; wir sind in Tschmi, wo der Nar-Don sich mit dem vom Adai-Choch entspringenden Mamison-Don vereinigt und, verstärkt durch zwei andere Zuflüsse, den Ar-Don d. h. „Wütendes Wasser“ [1], bildet, welcher dann seine Richtung nach Norden nimmt und an den Silberbergwerken von Alagyr vorbei zum Terek eilt.

Tschmi erreichten wir abends. Das Wetter, das sich uns bis dahin günstig gezeigt, hatte umgeschlagen und wir mufsten einige Zeit unter strömendem Regen marschieren. Das gastliche Haus eines Osseten, welcher früher Offizier in der russischen Armee gewesen war, nahm uns auf. Bald loderte ein wärmendes Feuer im Ofen, an welchem wir uns trockneten. Der Hausherr setzte sich zu uns und erzählte uns dieses und jenes aus dem Leben und Treiben der Osseten. Hier in diesen abgeschlossenen Thälern haben die Osseten ihr Stammes- und Nationalgefühl reiner bewahrt als da, wo sie in der Nachbarschaft mit anderen Stämmen wohnen. Der Wirt berichtete uns über die Abstammung der Osseten Folgendes: „Wir Osseten“, sagte er, „stammen von den Albanern oder Alanen, welche sich zur Zeit der Völkerwanderung den Scharen des Hunnenkönigs Attila anschlossen. Ein Teil derselben blieb im nördlichen Kaukasus hängen, ein anderer Teil zog weiter mit ihm bis zur Donau. Dort siedelten sie sich an und gründeten unter anderem die

---

[1] Übrigens sind hier alle Gewässer mehr oder weniger „wütende“; manche derselben haben einen Fall von 300—400 Fufs auf eine Werst, also auf 100 Fufs etwa 10—12 Fufs im Mittel.

Stadt Jassy, deren Namen deutlich auf die Ossi oder Osseten hinweist“ [1].

Wir tranken auf das Gedeihen von Ossetien, wodurch sich unser Wirt sichtlich geschmeichelt fühlte. Als wir ihn einluden, etwas Schinken anzunehmen, lehnte er solches dankend ab mit dem Bemerken, dafs zu der Zeit, wo das Impfen stattfinde, wie gerade jetzt, kein Ossete sich unterstehe, Schweinefleisch zu berühren, geschweige denn zu essen. Die Osseten waren früher zum grofsen Teil Mohammedaner und es hat sich wohl von jener Zeit her die Gewohnheit erhalten, Schweinefleisch wenigstens in bestimmten Perioden als unrein zu betrachten. Einen anderen Überrest des Mohammedanismus konnten wir auf dem alten Kirchhof des Dorfes wahrnehmen. Schon von weitem fallen hier die aufrechtstehenden Steinplatten, die als Grabmäler dienen, in die Augen (auf dem neuen Kirchhof sind übrigens überall jene Steine durch Kreuze ersetzt). Man zeigte uns auch ein Schwert, auf welchem die Zahl 1097, ein Kreuz und ein Halbmond eingraviert waren; es soll von einem Kreuzritter stammen. Möglich ist es ja immer, dafs einige Kreuzritter in den Kaukasus verschlagen worden sind, möglich auch, dafs einige der ossetischen Narten an den Kreuzzügen teilgenommen haben; aber das läfst sich wohl kaum denken, dafs selbst der beste Stahl so lange dem Zahn der Zeit widerstehen und so blank bleiben könne wie das gezeigte Schwert. Unser Wirt erzählte uns auch von dem berühmen Akademiker Abich, welcher in dieser Gegend geologische

---

[1] Der V. archäologische Kongrefs in Tiflis neigte sich zu der Ansicht, dafs die Osseten von den Massageten, Alanen und Sarmaten abstammen. — Der Name Ossi stammt von den Grusinern, während die Osseten in den russischen Chroniken Jassi genannt werden. Sich selbst nennen die Osseten „Ironen“.

Untersuchungen angestellt und bei den Osseten ein gutes Andenken hinterlassen hat, ganz anders als manche Beamte, welche mit Familie jene Gegenden bereisten und während der Zeit der Heuernte ganze Aule mit allen Zugtieren aufboten, ohne einen Heller zu bezahlen.

Am andern Morgen hatte sich das Wetter aufgehellt und wir besahen die Stätte näher. Die Herden zogen in langen Scharen nach allen Richtungen hinauf auf die Alpenwiesen; aber kein Horn des Hirten ertönte und kein Geläute der Glocken. Die Stille des Thales wird nur unterbrochen durch das Rauschen der Flüsse. — Tschmi liegt in einer Mulde 5500 Fufs über dem Meer, in nächster Nähe der Ossetischen Heerstrafse, welche Wladikawkas und Kutais verbindet. Wenn man sich etwas über Tschmi erhebt, so hat man eine prachtvolle Aussicht auf die Schneeberge; im Osten streckt der mehr als 14000 Fufs hohe Tepli seine vielgezackten, eisigen Gipfel zum Himmel empor, nach Westen uad Nordwesten liegen die mächtigen Gebirgsstöcke des Kaltber und des majestätischen Adai-Choch, dessen Gletschern nach allen Himmelsgegenden Flüsse entspringen; nach Südosten öffnet sich ein Ausblick auf die grünen Auen des Mamison-Don-Thales; nach Norden hin scheint die Mulde geschlossen, hier bricht sich der wilde Ar-Don durch ein enges Felsenthor, das nur in nächster Nähe bemerkbar ist, Bahn.

Wir wollten zeitig aufbrechen, aber unser Wirt liefs es sich nicht nehmen, uns noch in der Frühe mit „schaschlik“ (am Spiefse gebratenes Schaffleisch), „chabischin“ (runde, flache, mit Käse gefüllte Brote), „raki“ (Fruchtbranntwein) und Bier zu bewirten. Nachdem wir allen diesen Herrlichkeiten gehörig zugesprochen und uns bei dem gast-

freien Hausherrn, der keinerlei Entschädigung annahm, schönstens bedankt hatten, gab er uns noch eine gute Strecke das Geleit. Die Ossetische Heerstrafse steigt allmählich zum Mamison-Pafs in langgestreckten Zickzacken empor. Der Weg führt dem Thale des Mamison-Don entlang auf halber Höhe des Abhanges, auf dem linken Ufer des Flüfschens, und berührt grofse Aule. Als wir in einem derselben etwas ausruhten, stellte sich uns ein Ossete vor, welcher die landwirtschaftliche Schule in Wladikawkas durchgemacht hatte. Wir fragten ihn, ob er seine erworbenen Kenntnisse auch verwerte. Er antwortete mit Nein und gab folgende Erklärung: „Wenn ich“, sagte er, „einen Gemüsegarten anlegen wollte, so würden die Nachbarn mir keine Ruhe lassen, der eine würde Rüben, der zweite Gurken, der dritte einen Kohlkopf betteln; ich könnte es ihnen nicht abschlagen und mir selbst bliebe für meine Mühe nichts übrig. Und wollte ich die wilden Obstbäume veredeln, so würden mir die Kinder des Dorfes Birnen und Äpfel stehlen! Unter solchen Umständen lohnt es sich wirklich nicht!“ Auf diese originelle Art wufste er seine Faulheit zu entschuldigen.

Nach und nach treten uns von links die schneeigen Gipfel des Sikara und Chalaza näher. Wir waren etwa zehn Werst weit gegangen, als diese Gipfel sich in Wolken hüllten und fernher der Donner rollte. Wir verdoppelten unsere Schritte und erreichten noch glücklich die etwa elf Werst unterhalb des Passes gelegene Arbeiter-Kaserne, als das Gewitter losbrach. Der Regen wollte nicht aufhören und zwang uns, in der Kaserne zu bleiben. Wir fanden hier ein gutes Unterkommen. Die Kaserne liegt etwa 7300 Fufs über dem Meer und ist umgeben von Weideplätzen, doch wird hier auch noch Gerste gebaut, während der

Weizen auf dem Südabhange des Kaukasus nur bis gegen 6000 Fufs ansteigt (auf dem Nordabhange nur bis 4000 Fufs über dem Meere).

Als wir am anderen Morgen früh uns auf den Weg machten, war die Luft nach dem Gewitter besonders rein und durchsichtig; die Schneeberge schienen alle viel näher gerückt. Die langgestreckten Zickzacklinien der Strafse brachten uns nur langsam dem Passe näher. Streckenweise führte der Weg durch eine Hohlgasse zwischen Schneewänden. Je höher wir kamen, desto häufiger wurden neben den Schiefer- und Mergelstücken grofse Granitblöcke sichtbar. Rechts treten die Schneefelder und Gletscher des Adai-Choch nahe an den Weg heran; auf Steinen, die über das Wasser hervorragen, setzen wir über den Mamison-Don, welcher von da entspringt. Der Weg verschwindet unter dem Schnee; den eingetretenen Fufsstapfen im Schnee folgend, gelangen wir zum Pafs. Ein Pfahl steht da mit der Aufschrift: „9400 Fufs über dem Meere". Es war am zweiten Juli n. St. Das Thermometer zeigte um 10 Uhr vormittags 8 Grad.

Das Aufsteigen auf diesen Pafs hat uns weit weniger ermüdet als das auf den Roki-Pafs; dort beträgt die Steigung etwa 20 Fufs im Mittel auf 100 Fufs, während sie hier nur 4 bis 5 Prozent beträgt. Dagegen machen die langen Zickzacklinien am Mamison den Weg eintönig und langweilig. Was aber dem letzteren den Vorzug giebt vor dem Roki-Pafs, das ist die Nähe eines der gewaltigsten Bergriesen des Kaukasus, dem nur wenige andere voranstehen[1] und der den Montblanc noch um 1000 Fufs an

[1] Nach neueren Messungen ist die Höhe der kaukasischen Hauptgipfel, in russischen Fufsen ausgedrückt, folgende: Elbrus östliche Spitze 18 525, westliche Spitze 18 431 Fufs, Koschtan-Tau 17 091, Schkara 17 000,

Höhe übertrifft. Der Adai-Choch ist aber nicht nur durch seine beträchtliche Höhe bemerkenswert, sondern vor allem durch seine riesigen Gletscher, welche zu den bedeutendsten im Kaukasus gehören. Die gröſste Ausdehnung hat der Karagam- oder Kaltschidon-Gletscher am Nordwestabhange des Adai-Choch, welchem ein Quellfluſs des Uruch entspringt. Bei einer Breite von wenigstens 1500 Fuſs geht er weit über die Waldgrenze herab und endigt in der Höhe von etwa 5700 Fuſs. Tiefer steigt keiner der kaukasischen Gletscher herab. Der zweitgröſste ist der Zei-Gletscher auf der Nordostseite des Adai-Choch; ihm entspringt der Zei, ein Zufluſs des Ar-Don. Bei einer Breite von 1500 Fuſs hat er eine Länge von 6—7 Werst. Das unterste Ende desselben lag nach den Messungen von Abich vor etwa zwanzig Jahren 6575 Fuſs über dem Meer, ist aber seitdem, wie alle Gletscher des Kaukasus, zurückgegangen. Die Gletscher nach Südost und Südwest sind weniger bedeutend. Doch entspringen auch diesen wasserreiche Quellflüsse, im Südosten der Mamison-Don und im Südwesten der linke Quellfluſs des Rion, der Schweleris-Zchali. Wie tief die Gletscher hier herabgehen, darüber ist bis jetzt meines Wissens keine Messung angestellt worden; nach beiläufiger Schätzung liegen ihre Enden aber niedriger als der Mamison-Paſs.

Auf diesem Paſs verabschiedeten wir uns wieder von Europa und dem Terek-Gebiet, wo wir zwei Tage geweilt hatten, und stiegen hinab nach Asien, in die „Ratscha“. Der Abstieg ist zunächst ein sehr steiler. Die Flora ist, wie es schon beim Aufstieg der Fall gewesen, fast genau

---

Dych-Tau 16 925, Kasbek 16 546, Ushba 15 700, Gimarai-Choch 15 673, Adai-Choch 15 244.

dieselbe wie am Roki-Pafs. Als neu fiel uns hier nur ein Schneeglöckchen auf hohem Stengel mit breiten Blättern auf. Unter Steinen fingen wir wieder einige schon früher vorgekommene Carabus-Arten und einige wenige Curculionen. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde abwärts gestiegen, gelangten wir an ein „steinernes Meer“. Granitblöcke von allen Formen und Gröfsen sind in wildem Durcheinander in einer Breite von 1/2 Werst und einer Länge von 3 Werst im Thale zerstreut. Je näher den Gletschern, desto kleiner erscheint dus Geröll, das teilweise durch den Schnee verdeckt wird. Hier haben wir die tausendjährige Arbeit der Gletscher vor uns. Zwischen den Felsen und Steinen hindurch rieseln Bächlein und Bäche schäumenden Schneewassers, welche sich bald in dem Bette des Schweleris-Zchali vereinigen, auf dessen rechtem Ufer die Strafse langsam abwärts geht, um bei Gruschewi, einem kleinen Dorfe, plötzlich steil abzufallen. An diesem Steilabhang bemerken wir wieder die ersten Bäume; zuerst treten Birken, Vogelbeerbäume und verschiedenes Buschwerk auf, dann beginnt allmählich ein prächtiger Tannenwald, durch welchen nun der Weg, immer längs des rauschenden Schweleris-Zchali, den hier verschiedene Zuflüsse von rechts und links verstärken, hinführt. In dem Tannenwald bemerken wir viele Bäume, deren Stämme zwei erwachsene Männer nicht umfassen können. Leider wirtschaftet hier der Mensch, wie fast allenthalben im Kaukasus, geradezu gottlos im herrlichen Wald. Hunderte von Stämmen liegen da und faulen, andere sind verbrannt und haben ein trauriges Aussehen; denn ehe ein Banm gefällt wird, wird er angebrannt, so dafs Zweige und Äste gewissermafsen durch das Feuer geputzt werden. Natürlich brennen auch die Nachbarbäume mit an und es ist zu verwundern, dafs

nicht der ganze Wald in Feuer aufgeht. Viele Stämme stehen verdorrt, von ihren Zweigen hängen lange, dichte Flechten herab. Verschiedene Kerbtiere finden in dem abgestorbenen, faulen Holz ein bequemes Daheim und vollenden die Zerstörung von Menschenhand. Das Herz blutet dem Freund der Natur bei solchem Anblick! Im Schatten der Tannen tritt hier allenthalben auch die hübsche Stechpalme (Ilex aquifolium) mit ihren glänzenden Blättern und brillanten Beeren auf.

Die „ossetische Heerstrafse“, welche bis dahin recht erträglich, stellenweise sogar vorzüglich gewesen war, wurde nun erbärmlich schlecht und entlockte unserm Munde manche Verwünschung. Hier ist lehmiger Grund, welcher durch den Regen des vorangehenden Tages aufgeweicht worden war, so dafs wir etwa 10 Werst weit im gelben, zähen Schmutze waten mufsten, oft bis ans Knie in denselben einsinkend. Gleichsam zum Hohne lagen auf der Seite Haufen geklopfter Steine, zur einstigen Remonte der Strafse bestimmt. Nach angestrengter Wanderung erreichten wir den Flecken Glola, den ersten gröfseren Ort in der Ratscha. Hier wohnen schon Immerethiner, welche im Gegensatz zu den Osseten ausgesprochenen orientalischen Typus haben. Sie sind meist mittelgrofs, haben regelmäfsige, oft sehr schöne Züge, dunkle feurige Augen und schwarze Haare. Sie sind ungemein reizbar, und da sie stets mit dem „Kinschal“ (Dolch) bewaffnet sind, so thut man gut daran, sie nicht in Aufregung zu versetzen. Sie gelten allgemein als Diebe und Räuber und machen in den Städten, wo sie vielfach als Köche dienen, den Hausfrauen durch ihre Betrügereien vielen Kummer. Zwar sind sie Meister in der Kochkunst, meist sehr reinlich und nüchtern (keine Trinker, wie die Russen), aber sie stehlen wie die Ratzen.

Man weifs eine Menge von Beispielen, dafs solche Köche, nachdem sie einige Zeit in einem Hause gelebt und den Dienst verlassen haben, später in Gesellschaft von einigen Landsleuten nachts räuberische Anfälle auf die ihnen bekannten Häuser gemacht haben. Wir kamen zwar auf unserer Reise sehr gut mit ihnen aus, können auch über die Bewirtung nicht klagen, die uns nach der schmalen Kost von Ossetien erschien wie „die Fleischtöpfe Ägyptens", aber in gleicher Art, wie die Speisen und Getränke gut waren, waren auch die Rechnungen unverschämt.

Es war ein Sonntag, und wir hatten Gelegenheit, einige immerethinische Frauen in ihrem hübschen Feiertagskostüm zu sehen. Die Immerethinerinnen haben den Ruf grofser Schönheit. Das hübsche kleidsame Kostüm läfst solche noch mehr hervortreten. Ein langer, bis unter die Knie reichender, dunkelblauer oder schwarzer Kaftan umschliefst den Leib, rote Pumphosen und farbige Schuhe kontrastieren verteilhaft mit dem dunklen Rock; der Kaftan hat auf der Brust einen roten Latz, welcher mit Goldlitzen eingefafst ist; um die Hüften ist ein Metallgürtel geschlungen, von welchem eine Schürze mit kleinen, weifsen und roten Carreaux herabhängt. Den Kopf bedeckt eine Art Turban von roter Farbe mit langem, hinten herabhängendem Schleier mit roten Enden. Der ganze Anzug ist in seiner Farbenzusammenstellung sehr effektvoll.

Glola liegt (4200 Fufs über dem Meere) sehr hübsch inmitten hoher mit Tannen bewachsener Berge am Fufse einer malerischen Burgruine. Die Häuser sind aus Holz gebaut und die Dächer meist mit Steinen bedeckt, was wir überhaupt fast überall im oberen Rion-Thal antreffen. Anstatt der ineinander gefügten Balken, wie an der Ljachwa, ist das Haus aus dicken Bohlen gebaut, welche in die

Eckpfosten eingelassen sind. Das mildere Klima des Rion-Thales verlangt weniger dicke Wände. Das Thal hinab nach Westen schliefsen den Horizont die schneeigen Gipfel des Logorio und Schoda ab, während rückwärts nach Osten immer noch der Adai-Choch die näher liegenden grünen Berge majestätisch überragt. Glola ist durch seine kohlensaure Eisenquelle berühmt; solche Eisenquellen treffen wir im oberen Rion-Thal an verschiedenen Orten; doch die bekanntesten Quellen sind eben in Glola und in dem etwa 12 Werst weiter unten liegenden Uzera; ihr Wasser ist sehr wohlschmeckend und erfrischend. Beide Örtlichkeiten würden sich namentlich für Blutarme als Kurorte empfehlen, da sie alle Bedingungen dazu haben. Geschützte Lage, reine Gebirgsluft, prachtvolle Tannenwälder, herrliche Milch, kohlensaures Eisenwasser, saubere Landhäuschen, nahe Flufsbäder — kurz alle Vorzüge eines Kurorts sind an beiden Orten vereinigt. Der einzige Übelstand ist nur der, dafs diese Orte sehr abseits liegen und schwer zu erreichen sind.

Von Glola setzt sich der Weg weiter fort im herrlichen Tannenwald, zunächst in westlicher Richtung, bald aber vereinigt sich mit dem Schweleris-Zchali der andere, gröfsere Quellflufs des Rion, der von Nordwest von den Gletschern des Pasi-Mta und Edena kommt; nach der Vereinigung schlagen Flufs und Weg die Richtung nach Südsüdwest ein. Neben den Nadelhölzern treten nach und nach in einzelnen Gruppen auch Laubhölzer auf, wie Ahorn, Buchen und Erlen. Angenehm wird das Ohr berührt durch den tausendstimmigen Gesang der Singvögel, welche sich in den Zweigen der Bäume wiegen. Hier stellt der Mensch ihnen nicht nach und sie erfreuen sich ungestört ihres Daseins.

Der Rion ist jetzt schon ein ansehnlicher Flufs von

20—30 Fufs Breite bei beträchtlicher Tiefe. Wild wälzt er seine grünlich-weifsen Gewässer zwischen den niedrigen Ufern. Wo es nur möglich, zieht sich der Weg neben dem Flufs hin, zuerst immer noch auf dem linken, dann auf dem rechten Ufer. Zu seinem Schutze sind allenthalben Uferbefestigungen in Form von grofsen, aus Balken zusammengefügten Dreiecken angebracht, deren Hohlraum mit grofsen Steinen angefüllt ist. Die Spitze des Dreiecks ist gegen die Strömung gerichtet. Aber auch diese schweren Dreiecke sind stellenweise von dem Wasser verschoben und weggerissen worden.

Kurz vor Uzera lenkt ein grofser Steinsturz aus vulkanischem Gestein unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er fiel gerade da herab, wo ein festes Schlofs, Zidro-Ziche, am Ufer des Rion stand. Vielleicht war das Schlofs, von welchem noch einige zerfallene Türme und Mauern in die Lüfte ragen, eben durch diesen mächtigen Steinsturz zerstört. Er kam von beträchtlicher Höhe und kann sich wiederholen, da die Felsen da oben ein sehr zerklüftetes Aussehen haben. Bei Glola (4200 Fufs über dem Meere) trafen wir die ersten Maispflanzungen[1], bei Uzera[2] ziehen die ersten zahmen Kastanien (Castanea vesca) in wildem Zustand mit ihren länglichen spitzigen Blättern und weifslichgelben Blumenrispen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Bei Uzera wächst auch schon Wein.

Angefangen von Uzera erweitert sich das Thal mehr

[1] Die Maisgrenze geht im allgemeinen am Südabhang des Kaukasus nicht höher als 3500 Fufs, am Nordabhang nicht über 2500—3000 Fufs. Die Grenze des Weines ist am Südabhang 3500 Fufs, am Nordabhang dagegen hört die Weinkultur schon bei 1100—1200 Fufs über dem Meere auf.

[2] Uzera liegt 3100 Fufs über dem Meere.

und mehr zu der fruchtbaren oberen Rion-Ebene, welche sehr dicht bevölkert ist und sich bei geringer Breite etwa 40 Werst weit erstreckt, umrahmt von hohen Kalkfelsen, welche meist bis zur halben Höhe angebaut, weiter oben mit Wald bedeckt sind, teilweise aber kahl in grotesken Formen in die Lüfte starren. Stellenweise werden wir an die sächsische Schweiz erinnert, nur ist hier am Rion alles viel grofsartiger. Welschkornfelder, welche mit Fruchtfeldern abwechseln, geben der Gegend einen einförmigen Charakter. Fast im Mittelpunkt dieser Ebene liegt das gröfstenteils von Juden bewohnte Städtchen Oni (2750 Fufs über dem Meere), der Sitz des Bezirkshauptmanns in der Ratscha. Die hier wie in anderen Gebirgsgegenden des Kaukasus angesiedelten Juden haben zwar ihre Sprache ganz verloren, halten aber an den Bräuchen der mosaischen Religion fest. Eine eingehende Erforschung dieser Gebirgsjuden wäre ein dankbares Thema für die Ethnographen und würde gewifs manches Interessante zu Tage fördern.

In Oni endigte unsere Wanderung zu Fufs, von da bis Kutais durchfuhren wir das Rion-Thal in fliegender Eile, eine Strecke von 110 Werst. Der Rion wendet sich zunächst auf eine beträchtliche Strecke nach Westen und bietet in die Augen fallende landschaftliche Schönheiten hauptsächlich nur da, wo sein Thal sich verengert, was zum öfteren geschieht. Auf dem ganzen Wege begegnen wir von Befestigungen nur einmal einer alten Burg von imposantem Umfang auf steilen Kalkfelsen und einem Brückenkopf. Das sich mehr und mehr verengende Thal war durch seine Engpässe von Natur gegen das Eindringen feindlicher Heere geschützt und bedurfte der Befestigung von Menschenhand nicht. Da, wo der Rion sich wieder nach Süden wendet, ist die leider auch im Kaukasus viel zu wenig be-

kannte Schlucht von Gwerischi (40 Werst von Kutais), das Schönste und Grofsartigste, was ich je in meinem Leben gesehen. Hier hat die Natur Liebliches und Schrecklich-grofsartiges zu einem effektvollen Bilde vereinigt. Der Flufs hat hier durch Felsen von 2—300 Fufs Höhe ein schmales Bett von 20 bis 30 Fufs Breite durchgerissen; für die Strafse bleibt kein Raum. Dieselbe mufste auf einer Strecke von etwa 100 Schritt in den Felsen eingehauen werden. Über dem Haupte des Wanderers ragen die zerklüfteten Felsen, weit überhangend, als wollten sie sich mit ihren Nachbarn auf der anderen Seite des Flusses vereinigen; vom Himmelsgewölbe über uns ist nur ein schmaler blauer Streifen zu sehen, herabfallendes kleines Geröll macht uns auf die Gefahr aufmerksam, die uns droht, wenn bei einer Erschütterung des Bodens durch einen Wagen gröfsere Stücke sich ablösen; mit tosender Gewalt wälzt sich neben uns der eingezwängte Strom dahin, und sein Rauschen gleicht in der engen Klause dem Rollen des Donners. Aber wir vergessen alle diese Schrecken beim Blick auf die üppige Vegetation, mit welcher die Felsen geschmückt sind. Die Feuchtigkeit der Schlucht und die Wärme des Südens ersetzt den Pflanzen das, was ihnen allenfalls an nährendem Boden abgeht. Üppige Schlinggewächse, Epheu, wilder Wein, Waldrebe (Clematis vitalba) u. a. hängen vom Felsen herab, elegante Farrenkräuter (Scolopendrion, Pteris aquilina etc.) klettern in den Ritzen empor, auf den Vorsprüngen und an weniger steilen Stellen, auch auf dem Felsenschutt wachsen in buntem Durcheinander Eiben- und Buchsbäume, Stechpalmen, Feigenbäume und Ulmen, durch Schlinggewächse zu effektvollen Gruppen verbunden. Je länger das Auge schaut, desto

mehr Wunder findet es in der herrlichen Natur, nur ungern trennt es sich von dem reizenden Fleckchen Erde.

Je mehr wir uns Kutais nähern, desto mehr verwandelt sich das Thal in einen Garten. Wieder ziehen Gruppen von zahmen Kastanien und die in voller Blüte stehenden Granatbäume in ihren prächtigen scharlachroten Blütenkelchen unsere Blicke auf sich. Auch der Wein wächst hier, so zu sagen, auf Bäumen, besonders der Esche. Die Reben umschlingen den Stamm, klettern hoch hinauf bis in die Wipfel, und von da fallen ihre biegsamen schlanken Schöfslinge, reichlich mit Trauben behangen, gleich einer grünen Fontaine nach allen Seiten herab. Stundenlang fahren wir in den üppigsten Gärten, in welchen die Hand des Menschen fast gar nichts thut; alles spendet die üppige Natur in freigebigster Weise. Ein herrliches Stück Erde -- dieses Rion-Thal!



IV.

Ossetische Heldensagen.

Keines der zahlreichen kaukasischen Völker hat eine solche Menge von Sagen aufzuweisen wie die Osseten. Es sind meist Heldensagen, welche die Erinnerung an die Thaten der ossetischen Narten (Heroen) im Volke lebendig erhalten. Die Akademiker Schiefner und W. Müller haben schon früher eine gröfsere Anzahl derselben gesammelt; ob diese Sagen auch nach Deutschland gedrungen sind, ist mir nicht bekannt. Neuerdings hat der Lehrer einer ossetischen Schule im Kubangebiet, Kaitmasow, sich von den Osseten seiner Gegend verschiedene ältere und neuere Sagen von den Narten mitteilen lassen und solche in russischer Sprache veröffentlicht. Wir erzählen dieselben in deutscher Sprache nach, da sie in ethnographischer Beziehung nicht geringes Interesse bieten.

1. Achsnart und seine Söhne.

Die Narten waren ein starkes und mächtiges Geschlecht. Das ruhige, sorgenlose Leben behagte ihnen nicht, ihr ganzes Leben brachten sie auf Streifzügen, im Krieg und auf der Jagd zu. Unter ihnen gab es viele Riesen, und wer sich nicht durch Körperkraft und hohen Wuchs auszeichnete, dem standen dafür gewöhnlich hervorragender Verstand, Schlauheit und Scharfsinn zu Gebote, mit deren Hülfe er die Feinde besiegte. Vor andern thaten sich durch Heldenmut und Kühnheit hervor die Nachkommen eines

Narten Bara und seines Sohnes Uarchag. Bara und sein Sohn zogen nicht auf Streifzüge aus und lebten still und friedlich, aber sie galten als herrliche Helden. Zu arbeiten liebten sie nicht und lebten darum in Armut. Besonders arm war Uarchag, welcher kaum seine Familie ernähren konnte. Er hatte Zwillingssöhne, Achsnart und Achsnartat. Diese hielten es für eine Schande, zu arbeiten, und wollten doch auf irgend eine Art reich werden. Da ihnen das nicht gelingen wollte, so mufsten sie oftmals Hunger leiden. Eines Tages, als die Bewohner des ganzen Aul aufs Feld gegangen waren, dachten die Brüder auch daran, Gras zu mähen. Sie kauften sich gute Sensen und arbeiteten so fleifsig, dafs sich jedermann über ihre Kraft und Ausdauer verwunderte. Sie mähten bis zur Mittagszeit, bis alle andern sich ausruhten und ihr Mittagsmahl verzehrten. Da legten auch die Brüder ihre Sensen beiseite und sahen sich um; auch die Ärmsten hatten ihr Stück Brot, sie allein hatten nichts zu essen.

„Ei, das ist kein Leben!“, sagte Achsnart zu seinem Bruder, „wollen wir die Arbeit aufgeben und unser Glück auf der weiten Welt suchen.“

„Lafs uns zum reichen Buron gehen“, versetzte dieser, „und seinen Garten hüten!“ So gingen sie zum reichen Buron.

„Wir haben gehört“, sagten sie zu ihm, „dafs man bei dir jede Nacht die besten Früchte aus dem Garten entwendet, willst du, wir werden dir den Dieb fangen?“

„Wie sollte ich nicht“, antwortete Buron, „aber kennt ihr auch meine Bedingungen?“

„Welche?“ fragten die Brüder.

„Nun, wenn ihr mir den Dieb fangt, so soll euch die Hälfte meines Gartens gehören, wenn nicht, so haue ich

euch die Köpfe ab. Schon lange suche ich Hüter für meinen Garten, aber niemand will auf diese Bedingungen eingehen."

Da besannen sich die Brüder eine Weile, aber endlich traten sie doch in Burons Dienste. Die Nacht brach an. Die Brüder versteckten sich im Garten und lauerten auf den Dieb. Um Mitternacht kam ein Hirsch gelaufen, er setzte über den Zaun, zertrat das Gras, brach Zweige von den Bäumen und frafs die besten Früchte. Die Brüder legten ihre Bogen an und eben, als der Hirsch über den Zaun zurücksetzen wollte, schossen sie los. Achsnart hatte ihn in den Oberschenkel getroffen, so dafs sogar Fleischstücke abfielen, aber der Hirsch lief dennoch davon.

„Wir werden ihn finden, wenn wir der Blutspur nachgehen", sprach Achsnart zum Bruder, „warte, ich werde die Fleischstückchen in die Tasche legen und wir werden ihn verfolgen." Gesagt, gethan. Lange verfolgten sie die Spur des Hirsches, endlich kamen sie bis ans Meer, wo die Spuren aufhörten.

„Der Hirsch mufs wohl im Meere leben", sagte Achsnart, „aber auch dort werde ich ihn finden; warte auf mich, lieber Bruder, ich werde ins Meer untertauchen."

Und Achsnart warf sich ins Meer, Als er den Grund erreichte, stiefs er an einen grofsen Felsen an, unter welchem Rauch hervorkam. Er ging um den Felsen herum und bemerkte unter demselben eine Art Thüre, vor welcher eine Hündin safs. Die Hündin schlief, aber aus ihrem Leib ertönte das Gebell kleiner Hunde, welche die Annäherung des Fremden gewittert haben mufsten.

Wie wunderbar! dachte Achsnart: die Hündin schläft und bemerkt mich nicht, aber die Hündchen in ihrem Leibe bellen mich an. Was mag wohl das bedeuten? Hier

müssen noch andere Wunder sein; ich will unter den Felsen kriechen.

Er kroch am Hunde vorbei durch die Öffnung und befand sich in einer Hütte. In deren Mitte flackert ein Feuer, über welchem drei grofse Kessel hängen. Die zwei äufsersten Kessel sind voll Fleisch und kochen so stark, dafs die Fleischstücke in die Höhe springen uod aus dem einen Kessel in den anderen fallen; der mittlere Kessel aber ist leer und kein Tropfen Suppe fällt aus den andern hinein.

„Das ist noch wunderbarer!“, sagte Achsnart, „wie die Fleischstücke so genau aus dem einen vollen Kessel in den andern vollen geworfen werden, während der mittlere ganz leer bleibt. Und wem gehört das alles? Ist das am Ende nicht das Haus des Hirsches?“ Er beschlofs, alles hübsch anzusehen und auszuforschen, und lenkte seine Schritte nach der Thüre, welche ihm gerade gegenüberlag. Als er sie öffnete, ward er fast geblendet: er erblickte eine so glänzende Hütte, so glänzend, als wäre sie ganz aus Glas und zu gleicher Zeit von Sonne, Mond und Sternen beleuchtet. Wiederum brannte in der Mitte ein Feuer, um welches Menschen herumsafsen. Als Achsnart näher zusah, bemerkte er, wie sie sich um ein krankes Mädchen zu schaffen machten, das war so schön, wie man kaum eines auf der Welt finden kann.

Von ihrer Schönheit kommt der ganze Glanz in der Hütte, dachte Achsnart.

„Friede und Heil sei mit euch!“ begrüfste er die Anwesenden. Vier junge Bursche, einer schöner als der andere, erhoben sich und erwiderten den Grufs. Er trat näher hinzu und bemerkte am Kopfende des Krankenbettes die Mutter des Mädchens.

„Sei mir gegrüfst“, sagte die Alte, „wenn du die Fleischstücke vom Leibe meiner Tochter gebracht hast, wenn aber nicht, so sollst du verflucht sein und dir wäre besser, du wärest gar nicht hergekommen.“

Achsnart holte eilig die Fleischstücke aus seiner Tasche hervor und reichte sie der Mutter dar: diese legte sie in die Wunden des Mädchens, welches sogleich völlig gesund vom Lager aufsprang und freudig den Ankömmling als seinen Bräutigam begrüfste. Dieser war sehr froh, dafs er ein so hübsches Weib haben sollte, und sogleich wurde die Hochzeit gefeiert.

Schon waren etwa sechs Monate vergangen, seit Achsnart unter dem Wasser lebte. Endlich erinnerte er sich, dafs ja sein Bruder ihn immer noch am Meeresufer erwarte; er beschlofs daher, mit seiner Frau ans Land zurückzukehren und in seiner Heimat mit ihr zu leben. Die Mutter gab ihnen allerlei Schätze mit, sie verabschiedeten sich und gelangten zunächst in die erste Hütte. Als sie an den Kesseln vorübergingen, konnte sich Achsnart nicht enthalten zu fragen, was denn das bedeute, dafs die äufsern Kessel so voll seien und der mittlere ganz leer über dem Feuer hänge.

Das bedeutet, antwortete man ihm, dafs die Menschen es bald auch so machen werden, wie die Kessel; die Reichen werden nur den Reichen helfen, während die Armen in ihrer Mitte Hungers sterben werden.

„Aber was bedeutet die schlafende Hündin und warum bellt sie nicht, sondern nur die Hündchen in ihrem Leib?“

„Das bedeutet“, lautete die Antwort, „dafs die Menschen bald keine Ehrfurcht mehr vor den Eltern haben werden, und die Jungen werden ganz nach eigenem Gutdünken handeln, ohne die Alten zu fragen.“

Endlich schwammen Achsnart und seine Frau ans Meeres-

ufer. An der Stelle, wo der Bruder zurückgeblieben war, stand eine Hütte aus Thierfellen. Achsnart dachte, dafs sein Bruder in Erwartung seiner Rückkehr sich hier niedergelassen und von der Jagd lebe. Er trat mit der Frau in die Hütte, traf aber den Bruder nicht an.

„Ich will den Bruder suchen gehen, warte einstweilen hier“, sagte er zur Frau und ging fort. Kaum war er weggegangen, so kehrte der Bruder zurück. Beim Anblick der schönen Frau erriet er sogleich, dafs das das Weib Achsnarts sein müsse; schweigend setzte er sich in einiger Entfernung von ihr. Diese, welche nicht wufste, dafs die Brüder einander völlig gleich seien, hielt den Schwager für ihren Mann und näherte sich ihm; der aber erklärte ihr den Irrtum und wies sie mit dem kleinen Finger ab. Um diese Zeit kam Achsnart wieder und als er den Bruder mit seiner Frau in der Hütte erblickte, schöpfte er Verdacht, dafs dieser aus seiner Ähnlichkeit mit ihm Nutzen gezogen und sich seiner Frau genähert habe. Ohne ein Wort zu sprechen, setzte er sich mit finsterer Miene auf eine Bank. Achsnartat dagegen stand auf und begrüfste seinen Bruder herzlich, ohne aber von diesem eine Antwort zu erhalten. Er konnte sich den Groll des Bruders nicht erklären, endlich aber erriet er den Grund desselben und schwur hoch und teuer, dafs er in der ersten Minute sogleich die Schwägerin über ihren Irrtum aufgeklärt habe. Als Achsnart immer noch nicht glauben wollte und sein Schweigen fortsetzte, ergriff Achsnartat einen Bogen und rief aus:

„Gott der Götter, verwunde mich mit diesem Bogen an demjenigen Teil des Körpers, mit welchem ich die Frau des Bruders berührt habe!“

Hierauf spannte er den Bogen. Dieser sprang hoch auf, zerbrach in zwei Stücke und fiel zurück; mit furcht-

barer Gewalt drang er dem Achsnartat in den kleinen Finger und zerschmetterte ihm die Hand, so dafs er auf der Stelle starb. Jetzt erst glaubte Achsnart den Worten des Bruders; in seinem Schmerz griff er nach seinem Dolch, stiefs ihn sich in die Brust und starb gleichfalls. So starben beide Brüder.

Achsnarts Frau brach im Anblick der beiden Leichen in lautes Wehklagen aus, raufte sich das Haar und rief nach Hülfe; denn sie allein konnte ja nicht einmal die Brüder begraben. Plötzlich erblickte sie am Eingang der Hütte einen schönen Reiter, welcher sie freundlich nach dem Grunde ihres Kummers fragte. Sie erzählte ihm den ganzen Hergang und fragte ihn zuletzt, wer er selbst sei.

„Ich bin Georg", lautete die Antwort, „ich will dir helfen, die Leichen begraben. Dann aber nehme ich dich zu mir, denn du bist ja so wie so allein."

Er schlug mit seiner Reitpeitsche auf den Boden, da erschien ein silberner Sarg, dann berührte er die Leichen und sie waren plötzlich in reiche Gewänder gekleidet, die mit Gold ausgenäht waren. Hierauf begrub er sie, und als alles vollendet war, sagte er zu der jungen Frau:

„Nun, komme jetzt mit mir!"

„Gut", antwortete diese, „ich gehe nur einen Augenblick ans Meer, um mich zu waschen; in diesem Aufzug, mit zerzausten Haaren und mit Blut bespritzt kann ich doch nicht mit dir gehen."

Mit diesen Worten eilte sie ans Ufer, warf sich ins Meer und verschwand augenblicklich in den tiefen Wellen. Als Georgius sah, dafs er betrogen sei, schwor er, sich an der Frau zu rächen. Nach einiger Zeit gebar Achsnarts Frau Zwillinge, Urusmag und Chamyz. Sie wuchsen zu kräftigen Männern heran und waren treffliche Bogenschützen;

aber sie waren so grausam wie ihr Vater und liefsen im ganzen Aul unter dem Wasser niemanden in Ruhe. Alle fürchteten sich vor ihnen und die Weiber safsen oft ohne Wasser, weil sie Angst hatten, auf die Strafse zu gehen und Urusmag und Chamyz zu begegnen. Einmal gingen die zwei Töchter einer armen Witwe mit ihren Krügen nach Wasser; die Brüder bemerkten sie und zerbrachen ihnen die Krüge mit ihren Pfeilen. Die Schwestern kamen zum zweiten Mal, aber wiederum zerschossen die Brüder die Krüge. Zum dritten Mal begleitete die Mutter ihre Töchter und machte den Brüdern Vorwürfe, dafs sie ihre Pfeile an Krügen versuchen, während die Hütte und der Turm ihres Vaters von den andern Bewohnern des Auls in einen unreinen Platz verwandelt worden, wo jeglicher Schmutz abgelegt werde. Da wurden die Brüder nachdenklich, gingen zur Mutter und bestanden darauf, dafs sie ihnen sage, wer ihr Vater gewesen, und dafs sie sie in die Heimat bringe.

Lange wollte die Mutter nicht, aber endlich erzählte sie ihnen doch die ganze Geschichte ihres Vaters, tauchte mit ihnen aus dem Meere auf und brachte sie in den Aul ihres Vaters. Das väterliche Haus fanden sie wirklich in solchem Zustand, wie es ihnen die alte Frau geschildert hatte. Da reinigten sie dasselbe und warfen den Schmutz den Dorfbewohnern in ihre Schornsteine. Sie fanden noch ihren Onkel Uarchag am Leben; er war aber vor Alter blind geworden, und da er ohne alle Pflege lebte, war er ganz mit Schmutz bedeckt. Die Brüder wuschen ihn und kleideten ihn gut an und beschlossen, ihre Mutter mit ihm zu verheiraten. Bald darauf wurde ihnen noch ein Bruder geboren, der hiefs Zybalz, aber der war lange nicht so schön, stark und gewandt wie die Brüder, wohl deswegen, weil sein Vater so alt war. Urusmag und Chamyz fuhren

fort mit ihren schlechten Streichen und waren der Schrecken des ganzen Auls. Sogar die verwandten Narten fürchteten sich vor ihnen. Da rief sie die Mutter einmal zu sich und sprach zu ihnen:

„Ich bin krank und mein Ende naht heran: ich bitte euch, nach meinem Tode mein Grab drei Tage und drei Nächte zu bewachen, denn ich habe den Georgius betrogen und er wird sich selbst im Grabe noch an mir rächen.“

Die Söhne versprachen ihre Bitte zu erfüllen; bald darauf starb die Mutter. Die zwei ersten Nächte standen Urusmag und Chamyz Wache an der Gruft, in welche die Mutter gelegt worden war; in der dritten Nacht kam die Reihe an Zybalz; dieser wurde bald müde und schlief ein. Das benutzte Georgius, öffnete die Gruft und schändete den Leichnam; und nicht genug damit, er liefs auch ein Pferd und nachher einen Hund hinein. Die Brüder erfuhren nichts davon. Nach geraumer Zeit kam einmal zu ihnen ein Verwandter, Syrdon, und erzählte ihnen, dafs im Grabe der Mutter das Weinen eines Mädchens zu hören sei, dazu das Wiehern eines jungen Pferdes und das Knurren eines Hündchens. Urusmag begab sich nachts zum Grab der Mutter und fand wirklich daselbst ein Mädchen, ein Fohlen und ein Hündchen. Da erriet er, dafs Zybalz nicht gute Wacht gehalten, aber es war nun nichts mehr zu machen, und er zog das Mädchen, das Fohlen und das Hündchen grofs. Das Mädchen wuchs heran und wurde so schön, dafs sie mit ihrer Schönheit die Sonne verfinstern konnte; sie erhielt den Namen Satane. Aus dem Fohlen wurde ein buntes Rofs, das lief so schnell, dafs ein Pfeil es nicht überholen konnte. Aus dem Hündchen aber wurde ein Kettenhund, so grofs und so stark, dafs er es allein

mit den wilden Tieren aufnehmen konnte. Man gab ihm den Namen Silam.

Satane verliebte sich in Urusmag und beredete diesen sie zu heiraten. Urusmag aber wollte nichts davon hören und erklärte, das wäre eine Sünde und sie würden allen zum Gelächter. Da dachte sie auf ein Mittel, ihr Verlangen durchzusetzen: sie überredete ihn, rückwärts sich auf einen Esel zu setzen und so durch das Dorf zu reiten. Als er zurückkehrte, fragte sie ihn, wie die Leute auf seine That gesehen haben.

„Sogar die Steine haben gelacht!“ antwortete er.

„Versuche noch einmal so durchs Dorf zu reiten!“

Er that also. „Dieses Mal hat man weniger gelacht als das erste Mal“, erzählte Urusmag zurükommend.

„Nun, so reite noch einmal“, sprach Satane. Er folgte ihr und sagte bei seiner Wiederkehr, dafs ihn dieses Mal kein Mensch beachtet habe.

„Ganz so wird es gehen, wenn du mich heiratest; man wird anfangs lachen, aber bald wird kein Mensch mehr uns beachten“, sprach nun Satane. Da gab Urusmag seine Einwilligung. Und er bereute es nicht, dafs er Satane geheiratet, denn sie war ihm eine treffliche Frau. Sie war sehr hübsch und geschickt in Handarbeiten, wie keine andere. Sie erfand die Bereitung von Arrak, Bier und Kwas; sie war so verständig wie die Männer, und sogar Syrdon, der Verwandte Urusmags, der listigste unter allen Menschen, konnte sie nicht überlisten. Sie gebar ihrem Manne zwei Söhne — Sosruko und Soslan.

2. Der Kessel der Narten.

Die Narten besafsen einen ungeheuren Kessel zum Brauen des Bieres. Oft entstand Streit unter ihnen, wenn

einige ihn zu einer und derselben Zeit benutzen wollten. Darum beschlossen sie, derjenige solle ihn zu eigen haben, welcher allein durch Worte, nicht mit Feuer das Wasser in demselben zum Sieden bringen könne. Man versammelte sich und füllte den Kessel mit Gletschereis. Alle, Alt und Jung, versuchten ihre Kunst, aber niemand konnte den Kessel zum Kochen bringen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Am Abend kam Batrads von der Jagd zurück. Als er die Versammlung der Narten bemerkte, trat er näher und fragte, wozu sie sich versammelt hätten. Man erklärte ihm, um was es sich handle; er aber suchte sie zu überreden, sie mögen den Kessel wie früher Gemeingut sein lassen. Aber niemand wollte davon wissen und man bat ihn, er möge auch seine Kräfte versuchen.

„Wohlan“, sagte Batrads, „so möge mich Gottes Zorn treffen, wenn ich euch nicht die volle Wahrheit sage. Ich war auf der Jagd und habe auf den Ausläufern eines hohen Berges sieben Uazilla (himmlische Geister des Blitzes und Donners) getötet.“

Nach diesen Worten schmolz das ganze Eis, das im Kessel lag.

„Auf andern Ausläufern“, fuhr Batrads fort, „habe ich sieben Uasdyrdschi (der siegreiche Georg) getötet.“

Im Kessel zeigte sich leichter Rauch, das Wasser erwärmte sich.

„Auf einem dritten Ausläufer habe ich sieben Mkalgabri (Erzengel Gabriel) erlegt.“

Kaum hatte Batrads diese Worte ausgesprochen, als aus dem sprudelnden Kessel nach allen Seiten Wassertropfen spritzten. Darauf nahm Batrads den Kessel und trug ihn in seine Hütte. Im Kessel war eine grofse Schepfe, welche die Narten demjenigen versprachen, der sie auf einmal aus-

trinke, angefüllt mit Sariagen[1], Schildkröten und giftigen Schlangen. Wieder kam Batrads einmal von der Jagd zurück, als alle Narten schon ihre Kraft erprobt hatten. Niemand konnte das Gefäfs auch nur an die Lippen setzen, so warf sich das Getier auf ihn. Batrads setzte es auch an den Mund, alle Tiere warfen sich auf ihn. Aber sobald sie nur herankamen, schlug er sie mit seinem mächtigen Schnurrbart, so dafs sie blutend zurückfuhren und sich auf dem Boden des Gefäfses versteckten. Dann trank er dasselbe aus, kehrte es vor den Narten um, setzte es auf den Kopf und nahm es ebenfalls mit sich nach Haus.

3. Der Riese und die Daredsanen[2].

Einmal gingen die Daredsanen auf die Wanderschaft. Als sie durch eine gewisse Gegend kamen, wunderten sie sich darüber, dafs die Lanzen, welche sie über die Schultern trugen, an einen harten Gegenstand in der Luft stiefsen. Da es Nacht war, so beschlossen sie bis zum Morgen zu warten, um bei hellem Tage die Gegend zu besehen. Als es Tag wurde, bemerkten die Daredsanen zu ihrer gröfsten Verwunderung, dafs sie in der Nacht die Öffnung eines Kreuzbeins passiert hatten.

Was mag das für ein Wesen sein, das ein so grofses Kreuzbein gehabt hat? sprachen sie untereinander. Die Sache erregte im höchsten Grade ihre Neugierde und sie beschlossen, die Götter anzuflehen, dafs sie ihnen das Geschöpf, von dem der Knochen stamme, in seiner ganzen Gröfse erscheinen liefsen.

---

[1] Sariag (kalm.), die sarische Schlange, ist ein riesiges Ungeheuer; wenn sie aus ihrer Höhle hervorkommt, so donnert es und Elias zieht sie mit einer Kette zum Himmel hinauf.

[2] Name eines mächtigen Heldengeschlechts.

Gott der Götter! Wenn wir noch Glück haben, so lafs vor uns das Geschöpf, dem dieser Knochen angehört hat, blind erscheinen! — lautete ihr Gebet.

Und Gott erhörte ihr Flehen: Ein Rauschen liefs sich vernehmen, die Umgegend erbebte und vor den Daredsanen erschien ein Kolofs. Erstaunt über die ungeheure Gröfse des menschenähnlichen Geschöpfs, betrachteten sie es lange und wandten sich zuletzt an die Götter mit der neuen Bitte, dafs sie dem Kolosse das Sehvermögen verliehen. Und wie sie gebeten hatten, so geschah es auch. Der Kolofs fing an zu sehen. Das erste, worauf sein Blick fiel, war ein Feld, auf welches man eben Dung hinausfuhr. „Was ist dort das bunte Ding?“ fragte er, auf das Feld zeigend. „Das ist ein Feld, auf welches man Dung hinausfährt, damit es reichlicheren Ertrag gebe.“

Der Kolofs schien nichts von alledem zu verstehen, was die Daredsanen zu ihm sprachen, und sie mufsten ihm erklären, wie man den Acker pflügt, die Saat aussäet, das Korn drischt — mit einem Wort den ganzen Hergang, wie man das Brot erhält. Verwundert darüber, dafs der Riese von all diesem keinen Begriff hatte, fragten sie ihn, wie es denn zu seiner Zeit gewesen sei.

Der antwortete: Wir nahmen einfach eine Handvoll Erde, drückten den Saft heraus und davon waren wir die ganze Woche satt. Darauf mufsten die Daredsanen dem Riesen ihre Wohnung zeigen. Man reichte ihm Brot. Der Riese prefste es in der rechten Hand und aus dem Brot flofs Blut heraus.

„Das ist alles, was ihr esset?“ fragte er weiter.

„Nein, wir essen dazu noch Käse“, antworteten die Daredsanen.

„Zeigt mir den Käse“, sprach der Riese.

Anstatt eines Käselaibs aber wälzten sie mit Mühe einen grofsen weifsen Stein herbei; der Riese nahm auch diesen in die Hand, prefste ihn und verwandelte so den Stein in feinen Sand. Dann spreizte er die Finger und blickte auf den trockenen Sand.

„Ach, ihr Unglücklichen“, sprach er, „das ist also eure Nahrung. Lafst mich schnell weiter gehen, die Welt ist eine ganz andere geworden.“

Wiederum rauschte es in den Lüften, die Erde erbebte und vor den Daredsanen lag wieder der alte Kreuzknochen.

4. Wie Rostom seinen Sohn Surapchan getötet.

Die Daredsanen waren ein sehr kräftiges Geschlecht. Die benachbarten Völker wendeten sich oft an sie um Hülfe, wenn sie ihre Feinde züchtigen oder sich gegen deren Gewaltthat schützen wollten. Einmal kamen zu einem der Daredsanen, Rostom, die Bewohner der Stadt Abraset mit der Bitte, er möge ihre Gärten beschützen, welche von den Riesen Gumirta verwüstet werden. Rostom ging mit ihnen und seit der Zeit wagten die Riesen nicht mehr, die Stadt Abraset zu behelligen. Rostom brauchte nur die Riesen anzuschreien, wenn sie sich zeigten, und sogleich verwandelten sie sich in graue Asche. Rostom hatte seine Frau zu Hause in gesegneten Umständen gelassen und ihr befohlen, den Sohn ihm zuzusenden, sobald er heranwachse. Da Surapchan, wie überhaupt alle Daredsanen sehr schnell aufwuchs, wollte die Mutter seine Kräfte erproben, so wie es der Vater ihr angezeigt hatte. Surapchan ergriff einen Büffel bei den Hinterbeinen und warf ihn sieben Stockwerke hoch in die Luft. Nach dieser Kraftprobe rüstete die Mutter den Sohn für die Reise aus; unter anderm hiefs sie ihn hinten am

Sattel ein Bündel Reiser anbinden und in keinem Falle dasselbe wegwerfen, wenn auch die Teufel noch so sehr über ihn lachen sollten. Surapchan machte sich auf den Weg. Unterwegs begegneten ihm einige Menschen, welche seine Kunst zu reiten rühmten, nie, sagten sie, sei ein solcher Reiter in ihrer Gegend gewesen; nur das Reisigbündel hinten am Sattel entstelle ihn; er möge es doch losbinden und wegwerfen. Aber Surapchan hörte nicht auf sie. Zum zweiten Mal begegneten ihm Teufel und sie wiederholten dasselbe. Auch dieses Mal gehorchte ihnen der Reiter nicht; als sie aber das dritte Mal ihn angingen, warf er, nichts Böses ahnend, das Bündel weg. Dann ritt er weiter. Schon näherte er sich der Stadt Abraset, da bemerkte ihn Rostom, welcher bei seinem Anblick sich nicht wenig verwunderte. Er dachte wohl, dafs es ein Daredsan sei, aber das Erkennungszeichen, das Reisigbündel, fehlte. Er rief den Reiter an, aber Surapchan schien es nicht zu bemerken. Rostom schrie zum zweiten und dritten Mal, aber der Reiter that, als ob es ihn nicht anginge; er stieg sogar ganz gelassen ab und liefs das Pferd im Garten grasen. Das war denn Rostom doch zu viel, er warf sich auf den Fremden und sie fingen an miteinander zu ringen. Als Surapchan den Rostom niederwarf, zog dieser sein Messer und stiefs es seinem Gegner in den Leib.

„Wehe dir“, sagte Surapchan sterbend; „ich habe einen Vater, Rostom, der fängt dich am Fufs, wenn du dich in den Himmel retten willst, und am Schopfe, wenn du da Zuflucht suchest, nirgends wirst du ihm entrinnen.“

Da erkannte Rostom seinen Sohn, er fing an zu klagen und sich die Haare auf dem Kopf zu raufen. Aber der

Sohn war und blieb tot. Da begab er sich mit seinem Sohn in das Nelet[1]; dort verweilte er ein ganzes Jahr und liefs sich Bart- und Haupthaar wachsen, so dafs es bis an die Kniee ging. Die ganze Zeit hielt er den Sohn in seinen Armen und benetzte seine Leiche mit bittern Thränen. Endlich erbarmten die Götter sich seiner: als ein Jahr um war, fing Surapchan an, sich zu regen.

Zu der Zeit, da Rostom sich in der Stadt Abraset aufhielt, beschützte sein Bruder Besa ein anderes Volk vor seinen Feinden. Er aber liefs sich mit einem Weibe ein und dies Volk, welches daran Ärgernis nahm, wollte ihn auf irgend eine Weise loswerden. Aber wie das anfangen? Da gab ihnen der Diener Besas, Gurdschen, einen Rat. Sie sollten Besa während des Schlafes mit der Sehne seines eigenen Bogens binden; denn diese werde er nicht zerreifsen, und dann können sie ihn töten. Sechs Menschen stellten sich an das eine Ende der Sehne, und sechs an das andere und fingen an, dieselbe zu durchsägen. Als aber die Sehne durchsägt war, spannte sich der Bogen mit solcher Gewalt ab, dafs er auf jeder Seite drei Mann totschlug. Jetzt wartete man den Tag ab, wenn Besa einschlafen würde. Die Daredsanen schliefen nämlich, wenn sie einschliefen, ununterbrochen eine ganze Woche durch. Endlich schlief er ein. Die Feinde gruben eine tiefe Grube, banden Besa mit der Bogensehne und wälzten ihn in die Grube, welche sie mit einem ungeheuren Stein zudeckten.

Rostoms Frau schaute gerade um diese Zeit in den

---

[1] Die Erklärung und Bedeutung dieses Wortes ist dunkel, vielleicht hängt es zusammen mit dem griechischen λαϑ (λανϑάνω), würde also einen verborgenen Ort, ein Versteck bezeichnen — die Welt der Abgeschiedenen.

Spiegel, der die Kraft hatte alles zu zeigen, was auf der Welt vorging. Sie gewahrte, was mit Besa geschehen war. Da schickte sie zu ihrem Manne in das Nelet und bat ihn, er möge seinen Sohn verlassen und sich beeilen; denn ein Sohn könne ihm immer wieder geboren werden, einen Bruder aber werde er nicht mehr bekommen. Als Rostom solches hörte, verliefs er seinen Sohn und eilte dem Bruder zu Hülfe. Er wälzte den Stein von der Grube und befreite den Bruder. Als Besa erfuhr, wer den Anschlag gegen ihn gemacht habe, wollte er seinen Diener erwürgen, aber Rostom liefs es nicht zu, dafs er sich mit dem Blute des Hundes beschmutze. Da bat Besa, Rostom möge ihm wenigstens erlauben, den Gurdschen zur Strafe mit einem Apfel zu werfen.

Rostom war einverstanden. Besa schnitt das Innere des Apfels heraus und gofs Blei hinein. Mit diesem Apfel warf er Gurdschen auf die Brust mit solcher Gewalt, dafs der bleierne Apfel ihn durch und durch durchbohrte und er tot niederfiel.

5. Wie Amiran[1] die Riesen erschlug.

Einst hatte Rostom von der Jagd einen Hirsch mitgebracht und wollte sich in seiner Höhle eine Mahlzeit aus demselben bereiten. Als der Braten fertig war und Rostom sich zum Essen niedersetzte, kam aus einem dunkeln Winkel der Höhle ein Weib mit schrecklichen Zähnen auf ihn zu. Rostom lud sie ein, mit ihm zu essen. Nach der Mahlzeit bot sie ihm an, sie wolle bei ihm bleiben; er aber wollte

[1] In den Sagen der Tuschen kommt auch ein Amiran vor, welcher ähnlich dem griechischen Prometheus an einen Felsen des Kaukasus angeschmiedet ist.

nichts von ihr wissen, da er Böses ahnte; als sie aber in ihn drang, gab er endlich nach. Rostoms Ahnung ging in Erfüllung; kurze Zeit, nachdem das Weib sich ihm genähert, gab er den Geist auf. Sterbend noch bat er das Weib um eines: sie möge, wenn ihr ein Sohn geboren werde, ihn Amiran nennen. Sie bekam wirklich einen Sohn und gab ihm den Namen Amiran. Dieser liebte von früher Jugend leidenschaftlich die Jagd und jagte Tag und Nacht. Einmal, als er in dem Wald herumstreifte, kamen ihm allerlei Gedanken. Er wunderte sich unter anderm darüber, dafs er so lange keinem einzigen Menschen begegnet war. „Ob es überhaupt noch andere Menschen giebt? Habe ich einen Vater gehabt?" Amiran verlangte sehr darnach, solches zu erfahren. Nachdem er einen Hirsch getötet, lud er ihn auf die Schultern und begab sich nach Haus. Dort drang er in seine Mutter, sie möchte ihm doch sagen, woher er stamme. Nach langem Widerstreben gab die Mutter endlich nach und erzählte ihm alles. Jetzt aber wollte Amiran um jeden Preis sein Vaterland aufsuchen. Es vergingen viele Tage, viele Länder durchwanderte er, bis er endlich in einen Aul kam. Als er durchs Dorf ging, bemerkte er, dafs die Weiber, triefend von Schweifs, sich um grofse Braukessel zu schaffen machten, in welchen Fleisch gekocht wurde. Amiran grüfste sie und fragte, wer sie seien und was sie machen. Sie antworteten, dafs sie im Hause Rostoms, der verschollen sei, allein zurückgeblieben und dafs sie den sieben Riesen im Himmel, welche früher dem Rostom Abgaben bezahlt, nun selbst Abgaben zahlen müfsten; „heute abend", fuhren sie fort, „kommen die Riesen und wir bereiten hier für sie Speise und Trank."

„Ist denn kein einziger Mann bei euch?" fragte Amiran.

„Ja, wohl ist einer da, Usabi, aber den kann man nicht rechnen, der ist feig und schlimmer als ein Weib.“

Amiran bat um ein Nachtlager. Sie sagten, dafs sie ihn gerne bei sich aufnähmen, aber es drohe ihm in ihrem Hause Gefahr, von den Riesen gefressen zu werden. Amiran sagte, dafs er keine Angst davor habe, und sie führten ihn ins Haus. Doch fragte er die Weiber, ob nicht irgend eine Waffe sich im Hause vorfinde; man brachte ihm Rostoms Waffen. Er nahm Rostoms Schwert und versteckte sich in der Vorratskammer. Bald fanden sich die Gäste ein, immer einer gröfser als der andere, und setzten sich zum Schmause nieder. Schon hatten sie tüchtig eingehauen und besonders tapfer gezecht, als Amiran hervorbrach und mit seinem Schwerte auf sie einschlug. Sechs Riesen hatte er schon zu Boden gestreckt, aber der siebente, welcher Flügel hatte, rifs das Dach auseinander und flog zum Himmel hinauf. Die Frauen dankten dem Gast in der herzlichsten Weise und freuten sich noch mehr, als sie erfuhren, dafs Amiran der Sohn Rostoms sei. Allein sie durften sich nicht lange freuen, der noch am Leben gebliebene Riese liefs ihnen keine Ruhe. Sobald jemand von ihnen selbst oder ein Stück Vieh sich im Freien zeigte, kam der geflügelte Riese vom Himmel herab, ergriff die Beute und nahm sie mit sich in den Himmel, wo er sie auffrafs. So trug er auch Usabi davon. Lange dachte Amiran darüber nach, wie er auch diesen Riesen umbringen könne, und fand endlich ein Mittel. Er schlachtete einen Büffel, zog ihm die Haut mit Kopf und Füfsen ab, steckte sich in dieselbe und ging auf allen Vieren zur Tränke. Schon hatte der Riese ihn bemerkt und folgte ihm mit den Augen, da er ihn für einen wirklichen Büffel hielt. Als der vermeintliche Büffel den Kopf zum Wasser ausstreckte, schofs der Riese

herab wie ein Pfeil, ergriff ihn am Hals und trug ihn fort. Als er zu Hause ankam, warf er den Büffel auf dem Hofe nieder und trat selbst in das Haus. „O jeh! o jeh! wie ich müde geworden, solch schwere Beute habe ich noch nie gehabt!“ rief er aus.

Die Mutter des Riesen ging hin, um sich die Beute zu besehen; da sie aber nur eine Büffelhaut bemerkte, warf sie dieselbe weg. Amiran hatte nämlich die Haut aufgeschnitten, war herausgekrochen und da er nicht weit in der Nähe den Usabi angebunden sah, welcher zum Schlachten gemästet wurde, versteckte er sich hinter demselben.

„Das heifsest du eine gute Beute?“ fragte sie höhnisch ihren Sohn, indem sie auf die leere Haut hinwies.

Der Riese wunderte sich sehr über die Verwandlung, vergafs aber bald den Vorfall.

„Wollen wir jetzt unsern gemästeten Gefangenen schlachten!“ sagte er zur Mutter und ging nach Usabi.

Sobald der Riese sich Usabi näherte, sprang Amiran hervor und sie begannen miteinander zu ringen. Die Mutter des Riesen kam auch herzu und bestreute die Stellen, wo ihr Sohn hinfiel, mit Asche, da aber, wohin Amiran fiel, gofs sie Wasser aus. Aber dennoch siegte Amiran und tötete den Riesen. Dann warf er sich auf die Mutter, würgte sie und forderte, sie solle ihm alle Schätze im Hause zeigen.

„Vor allem mufst du mir sagen“, sagte Amiran zu ihr, „wie deine Söhne sich ohne Flügel auf die Erde herabgelassen haben.“

Sie zeigte ihm einen Riemen, der an der Wand hing. Diesen mufste man auswerfen und dann zeigte sich ein breiter Weg vom Himmel zur Erde; dann gab sie ihm einen Strick, der hatte die Kraft, dafs auch die gröfsten

Lasten, die man daran anband, leicht erschienen. Darauf erwürgte Amiran die Mutter des Riesen, band alle Habe desselben mit jenem Strick zusammen, nahm alles mit sich, auch den Usabi, und stieg an dem ausgeworfenen Riemen zur Erde hinab.

6. Georgius der Siegreiche als Gast bei den Greisen.

Es lebten einmal ein alter Mann und eine alte Frau. Sie waren sehr arm. Ein Riese erfuhr das, kam zu ihnen und bot ihnen eine Kuh an. Die Kuh hatte aber soviel Milch wie keine zweite auf der Welt; wenn man auch noch soviel davon verbrauchte, so blieb immer noch soviel nach, daſs man sie einfach weggieſsen muſste. Der Riese schenkte dem alten Paare die Kuh unter der Bedingung, daſs er nach einem Jahre wiederkommen werde wenn sie dann auf alle Fragen, die er ihnen vorlegen werde, ihm eine Antwort sagen können, so soll die Kuh ihnen für immer gehören, wenn aber nicht, sollen sie selbst des Riesen völliges Eigentum sein und er solle mit ihnen machen können, was er wolle. Die Alten erklärten sich einverstanden: „wir müſsten so wie so Hungers sterben“, sagten sie zueinander, „wollen wir einstweilen die Kuh benützen und dann mag kommen, was Gott will!“ So war ein Jahr vergangen. Gegen den Abend des Tages, da die Frist um war, kam der siegreiche heilige Georgius in Gestalt eines einfachen Reiters in den Hof geritten.

„Werdet Ihr mich nicht bei euch beherbergen?“ fragte er den Alten, welcher ihm entgegenkam.

„Der Gast — ist Gottes Gast, wer sollte einem solchen sein Haus verschlieſsen“, antwortete der Alte.

Georgius stieg vom Pferde und folgte seinem Wirt.

Dieser führte ihn ins Haus, entschuldigte sich aber, daſs er wegen seiner Armut den Gast nicht so aufnehmen könne, wie er gerne möchte. Und wirklich nicht einmal ein ordentlicher Stuhl fand sich in der Hütte vor. Da schlug der Gast mit der Reitpeitsche auf die Erde, und es erschienen zwei Sessel, ein silberner für den Gast und ein hölzerner für den Greis. Zum Abendbrot brachte die Frau unter Entschuldigungen für das magere Mahl auf einem hölzernen Tischchen etwas Käse und Brot. Der Gast aber berührte das Ende des Tischchens mit seiner Peitsche und plötzlich erschienen allerlei köstlich bereitete Speisen auf einem silbernen Tisch für den Gast und auf einem hölzernen für die Alten. Diese waren sehr verwundert darüber; dabei aber drückte sie der Gedanke an die bevorstehende Ankunft des Riesen. Sie wurden immer unruhiger und Georgius fragte sie endlich, was sie so bekümmere, obgleich er den Grund ihres Kummers sehr wohl kannte.

Die Alten erzählten dem Gaste die ganze Geschichte. Dieser versprach ihnen zu helfen; nur muſsten sie das Versprechen geben, wenn der Riese komme, die ganze Zeit zu schweigen; er selbst werde mit ihm sprechen. Hierauf schlug der Gast wiederum mit der Peitsche auf den Boden und es erschienen zwei Betten, ein silbernes und ein hölzernes mit reichlichem Bettzeug. Man legte sich schlafen.

Um Mitternacht hörte man auf dem Hofe Lärm; das war der Riese; er rief dem Wirt; als er aber eine ihm fremde Stimme hörte, verwunderte er sich, fing aber dennoch an zu fragen.

„Einer, einer!“ rief er.

„Ach, du Hallunke! Wo findest du e i n e n bessern als mich?“ antwortete ihm die Stimme.

Der Riese bekam Angst und blieb weg. Aber so leichthin wollte er die Kuh nicht weggeben und kehrte zur Hütte zurück. Da trat Georgius zu ihm heraus.

„Zwei, zwei!“ fuhr der Riese fort.

„Was ist schöner als meine zwei Augen?“ antwortete Georgius.

„Drei, drei!“ fuhr der Riese fort.

„Ein Pfeil mit drei Federn fliegt in den Himmel und unter die Erde“ lautete die Antwort.

„Vier, vier!“

„Ein Wagen mit vier Rädern rollt über Berge, Thal.“

„Fünf, fünf!“

„Ach, du Hallunke! Wenn du meine fünf Finger berühren solltest, möchte es dir schlecht gehen!“

„Sechs, sechs!“

„Wie soll derjenige arm werden, der zum Heumachen sechs Schnitter braucht?“

„Sieben, sieben!“

„In der Nähe meiner Wohnung wird keine junge Witwe sieben Mal vorübergehen!“

„Acht, acht!“

„Wird sich wohl arm nennen, wer achthundert Schafe zu scheren hat?“

„Neun, neun!“

„Am neunten war ich nicht hier!“

„Wo warst du denn?“

„Ich war auf der Jagd und flog auf einer halblahmen Mücke über das Meer von einem Ende desselben zum andern.“

„Da war das Meer wohl sehr klein?“

„Ja, so klein, dafs ein Adler nicht von einem Ufer zum andern fliegen konnte und ins Wasser fiel.“

„Da war der Adler wohl sehr jung?“

„Er war so grofs, dafs er an einem Regentage mit einem Flügel einen ganzen Aul zudeckte!“

„Da war wohl der Aul gar winzig?“

„Wie könnte der Aul klein sein, wenn man das Geschrei eines Esels nicht von einem Ende zum andern hörte!“

„Der Esel mag wohl klein gewesen sein?“

„Ja, wenn man einen Esel klein nennen kann, welcher mit Mühlsteinen auf dem Rücken einem Hasen nachjagte und ihn am Schwanze festhielt!“

„Das mufs ein kleiner Hase gewesen sein!“

„Der Hase war so grofs, dafs man aus seinem Felle dem ersten aller Narten Urusmek einen Pelz und eine Mütze machen konnte. Urusmek aber war so hoch von Wuchs, dafs, wenn ein Hahn zu seinen Füfsen stand und krähte, er nichts davon hören konnte.“

Der Riese wollte schon nichts mehr hören und wollte weglaufen. Da verfluchte ihn Georgius und verwandelte hn in einen Fichtenstamm, in welchem ein neues Beil stak; davon konnten die Alten sich Kienspäne machen.

7. Kussi Dsudtoff.

Kussi Dsudtoff war ein grofser Jäger. Wer das nicht wufste, konnte ihn für einen Bettler ansehen; über das schmutzige Hemd und die groben Beinkleider aus dem an Ort und Stelle gewobenen Tuch trug er eine rauhe Kutte und gürtete sich mit einem Strick aus Ziegenwolle; auf dem Kopfe safs eine graue Filzmütze, als Schuhwerk dienten ihm Bastschuhe. So ärmlich war er gekleidet.

Nicht weniger ärmlich war sein Jagdgewehr. Der rostige

Lauf war in einen aus verschiedenen Holzstücken zusammengeklebten Schaft eingelassen; das Gewehr steckte in einem durchlöcherten Überzug aus Tierfellen, daran war ein Riemen, mit dem man gewöhnlich die Bastschuhe anbindet, der dazu diente, das Gewehr über die Schulter zu tragen. Aber trotz der schlechten, unscheinbaren Waffe war Kussi Dsudtoff ein tüchtiger Schütze, welcher dem Awsati, dem Herrn der wilden Tiere, ohne dessen Erlaubnis eine Menge von Turböcken tötete. Er pflegte sich nicht, wie das andere Jäger thun, an die Ture oder Gemsen heranzuschleichen, sondern ging auf offenen Stellen, um sich besser nach allen Seiten umsehen zu können. Sobald er ein Tier erblickte, jagte er ihm nach bis auf die höchsten Schneegipfel, bis er nicht weiter konnte. Kaum ein Vogel konnte dahin fliegen, wohin Dsudti kletterte. Dort konnten die Turböcke schon nicht mehr weiter und er warf sie von da in den Abgrund. Niemals kehrte er mit leeren Händen von der Jagd zurück. Awsati ärgerte sich wohl darüber, aber er konnte mit Dsudti nichts machen. Einmal ging dieser wieder auf die Jagd. Als er durch die Schluchten des Ardon wanderte, drangen plötzlich die Töne einer Rohrpfeife an sein Ohr, er blieb stehen und horchte. Oben auf dem Kalbner (der höchste Berg auf der linken Seite des Ardon) spielte der siegreiche Heilige, Georgius, auf der Rohrpfeife und bat den Awsati, der drüben auf dem Uasag safs (der höchste Berg auf der rechten Seite des Ardon), er möge ihm auf drei Tage einige Turböcke schicken, damit sie ihm das Getreide austreten [1]. Kussi merkte sich das und lauerte den Böcken auf, als sie

[1] Im Kaukasus wird das Getreide nirgends gedroschen, sondern von Kühen und Pferden ausgetreten oder aber man bedient sich dazu einer Art Schlitten, die unten mit scharfen Steinen gespickt sind und welche über das auf der Tenne liegende Getreide gezogen werden.

zurückkommen mufsten. Nachdem der heilige Georgius seine Arbeit vollendet hatte, schickte er die Ture zurück und legte dem Führer derselben drei Weizenkörner zum Abendbrot zwischen die Hörner. Zugleich schickte er einen Nebel ins Thal hinab, damit sie unbehelligt und von niemanden bemerkt über den Flufs kämen. Aber Kussi war schwer zu hintergehen. Als die Ture sich dem Flufs näherten, tötete er sie alle. Der Tag brach an, an welchem die Ture zurückkommen sollten, aber Awsati wartete umsonst. Nach einigen Tagen gab er dem Georgius auf dem Kalbner ein Zeichen mit der Rohrpfeife. Als dieser fragte, was er wolle, sagte Awsati zu ihm:

„Du hast meine Ture nur auf drei Tage erbeten, warum kommen sie so lange nicht?“

„Wie? Sind sie denn noch nicht zurückgekehrt? Ich habe sie längst weggeschickt und dem Führer drei Weizenkörner zwischen die Hörner gelegt“, antwortete Georgius.

„Der Teufel hole den Kussi!“ murmelte Awsati; „vorgestern habe ich im Thale Schüsse gehört, gewifs hat er meine Ture getötet.“

Kussi hatte auch dieses Gespräch mitangehört, er suchte nach den Körnern und fand sie wirklich.

„Erlaube mir“, fuhr Georgius fort, „den Kussi zu bestrafen.“ Nach einiger Zeit erkrankte Kussi und starb.

Man trug ihn hinaus auf die „Grofse Wiese“ und legte ihn auf seinen Rock. Von allen Seiten strömte das Volk zusammen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Um diese Zeit begab sich ein Ossete, Namens Bisoltan Kastmasoff, zu Awsati, um ihm zuerst die Nachricht vom Tode Kussis zu überbringen. Des Morgens machte er sich auf den Weg und war abends am Fufse des Uasag; von da schrie er dem Awsati zu, dafs Kussi Dsudtoff gestorben sei.

Awsati gab zuerst keine Acht auf Bisoltan; erst, als dieser zum dritten Male rief, zeigte er sich und sah nach unten. Da wiederholte Bisoltan, dafs Kussi gestorben sei.

„Sprich mir nicht davon! Was kann der Tod dem Kussi anhaben! Schiefse dir einen Bock und verspeise ihn zum Abendbrot!“ antwortete Awsati.

„Nun, wenn du es nicht glauben willst, so schaue morgen, wenn die Sonne aufgeht, hinab auf die „Grofse Wiese“, dort wirst du seinen Leichnam liegen sehen.“

Am andern Morgen schaute Awsati hinab auf die „Grofse Wiese“. Da lag wirklich die Leiche Kussis auf seinem Rock, welcher wie Gold glänzte. Der Glanz leuchtete bis zum Uasag. Zu Häupten des Toten lag sein Jagdgewehr und zu beiden Seiten zwei Jagdhunde. Da freute sich Awsati, dafs ihn Georgius von seinem schlimmsten Feinde befreit hatte. Bisoltan schofs sich auch am zweiten Tag einen Tur und trug ihn in eine Höhle; als er eben das Fleisch braten wollte, knisterte etwas im Busch vor der Höhle und ein Mann trat aus demselben heraus.

„Awsati ruft dich zu Gast“ sagte er dem Bisoltan.

Der ging mit ihm zu Awsati. Unterwegs erzählte der Mann dem Bisoltan, Awsati werde ihm die Turböcke verschiedener Berggegenden anbieten zum Lohn für die freudige Nachricht; er riet ihm aber, er möge besser darum bitten, dafs alle seine Nachkommen auf der Jagd Glück haben. Awsati nahm seinen Gast freundlich auf, setzte ihn an einen Tisch mit dem heiligen Georgius, mit dem Erzengel Gabriel und andern Gästen. Zu Ende der Mahlzeit fragte Awsati den Bisoltan, was für einen Lohn er sich wünsche. Der sagte, er sei mit allem zufrieden. Da bot ihm Awsati die Ture eines Berges an.

Bisoltan dankte und wiederholte, dafs er mit allem zu-

frieden sein werde, was ihm Awsati schenke. Da bot ihm Awsati die Ture von zwei und drei Bergen an. Aber er merkte, dafs Bisoltan doch nicht recht zufrieden damit sei.

„So sage mir doch selbst, welchen Lohn du haben willst“ rief endlich Awsati.

„Ich möchte“, antwortete Bisoltan, „dafs alle meine Nachkommen auf ihren Jagden nach deinen Turen Glück haben.“

„Dein Wunsch sei erfüllt!“ antwortete Awsati. Und seitdem waren in der Familie Kastmasoff lauter glückliche Jäger.

8. Sirdon.

Sirdon gehörte zum Geschlecht der Narten. Über seine Herkunft wird Folgendes erzählt. Einst wusch Satana[1], fast ganz entkleidet, am Bache ihre Wäsche. Am andern Ufer ging der Teufel vorüber, und als er ihren schneeweifsen Leib sah, entbrannte er von böser Lust. Der Fels, auf welchen er sich setzte, wurde schwanger. Satana erfuhr das und zählte die Monate. Der Tag kam, an welchem die Frucht reifen mufste, und Satana bat um die Erlaubnis, den Felsen zerschlagen zu dürfen. Da er aber sehr grofs war, so brach man Stück für Stück davon ab. Als man fast bis zur Stelle gekommen war, wo die Frucht liegen mufste, machte Satana die Arbeiter mit dem von ihr selbst erfundenen „Arrak“ trunken, so dafs sie einschliefen. Dann nahm sie ein scharfes Messer, durchschnitt die noch übrige Hülle gar vorsichtig und zog ein Kind heraus, dem sie den Namen Sirdon gab. Der schlaue Sirdon zeichnete sich als Kind des Teufels durch List und Schlauheit aus. Aber die

[1] Hier weiblich gebraucht.

Narten verachteten ihn, machten sich über ihn lustig und liefsen ihn allerlei kleine Dienste verrichten.

Einmal zogen die Narten, wie sie das oft thaten, auf Abenteuer aus und nahmen Sirdon mit sich, damit er ihnen die Pferde hüte oder den Steigbügel halte, wenn sie aufsafsen. Einen ganzen langen Sommertag ritten sie, ohne Halt zu machen. Sirdon lief bald vor ihnen, bald hinter ihnen her, triefend von Schweifs, und konnte sich kaum mehr auf den Beinen halten. Keiner wollte ihn hinter sich auf den Sattel sitzen lassen[1]. Am Abend gelangten die Narten zu einem grofsen Flufs. Da man denselben nicht durchwaten konnte, so befahl einer der Narten dem Sirdon, er soll sich am Schwanze seines Pferdes festhalten. In den Flufs hineinreitend, fragte er Sirdon:

„Sirdon, sag' mir einmal, wann schneidet man die Nägel?"

„Wenn man daran denkt" antwortete Sirdon, nichts Böses vermutend.

Der Narte zog, als sie an die tiefste Stelle gekommen waren, ein Messer heraus und fing an sich die Nägel zu schneiden. Sirdon wurde von den Wellen bald dahin, bald dorthin geworfen; es fror ihn, aber was war zu machen? Endlich hatte der Narte seine Nägel geschnitten und man erreichte das andere Ufer. Hier machten die Narten Halt und bald loderte das Feuer eines Scheiterhaufens lustig auf. Aber den armen durchnäfsten Sirdon liefs man nicht ans Feuer heran; man warf ihm ein Stück Brot zu, und er erhielt den strengen Befehl, auf die Pferde wohl acht zu haben. Am andern Tag ging's weiter. Zuerst ging Sirdon

---

[1] Man sieht im Kaukasus nicht selten zwei Männer auf einem Pferde sitzen.

wieder zu Fufs; als er aber nicht mehr nachkommen konnte, nahmen die Narten ihn der Reihe nach auf den Sattel. Bei dieser Gelegenheit schnitt Sirdon bei allen den Feuerstein ab, welcher bei ihnen hinten am Gürtel hing. Als der Abend kam und die Narten Halt machten, um zu nächtigen, so hatte kein einziger mehr einen Feuerstein.

„Was werden wir jetzt machen?“ dachten sie.

Um diese Zeit bemerkte einer von den Narten in der Nähe Licht. Man schickte Sirdon dahin Feuer zu holen. Aber der ging nicht dahin, sondern kehrte bald wieder um und erzählte, man habe ihm nicht einmal die Thüre geöffnet trotz seines lauten Rufens. Da ging der jüngste der Narten dahin. Es erwies sich, dafs hier Riesen hausten. Die nahmen den jungen Narten freundlich auf und luden ihn ein, sich auf eine Bank („nara“) zu setzen. Dieser folgte der Einladung, setzte sich, nichts Böses vermutend, klebte aber sogleich fest an, denn die Bank war mit „Buramass“ (klebrige Flüssigkeit) übergossen. Als der jüngste lange Zeit ausblieb, wurde der zweitjüngste der sieben Brüder auf die Suche geschickt. Aber mit ihm geschah dasselbe, wie mit dem jüngsten Bruder. So ging es allen nacheinander, und zuletzt safsen sämtliche Brüder fest auf der Bank und konnten sich nicht losmachen.

Als der letzte der Brüder weggegangen war, zündete Sirdon ein grofses Feuer an, kochte sich Fleisch, bereitete sich Braten und afs sich satt. Zuletzt nahm er ein Stück Braten, wickelte es in seinen langen Bart, so dafs es in der Nähe seines Mundes baumelte. Dann begab er sich zu den Narten. Er trat in das Haus der Riesen. Da safsen die Narten angeklebt auf der Bank und konnten nicht loskommen. Sie ärgerten sich sehr, dafs Sirdon sie also zum

Narren hatte, aber sie konnten ihm nichts anhaben. Sirdon wurde auch aufgefordert, sich zu setzen.

„Nein“, sagte er, „ich bin nicht wert, neben ihnen zu sitzen, ich stehe in der Regel; wenn ich mich aber setzen soll, so gebt mir einen Eimer ohne Boden, aber mit Asche gefüllt!“

Man erfüllte seine Bitte, gofs aber vorher „Buramass“ hinein; allein der klebrige Stoff wurde von der Asche aufgesogen und Sirdon klebte nicht an, als er sich setzte.

Nach einiger Zeit versammelten sich die Riesen, stellten einen grofsen Kessel mit Wasser aufs Feuer und wollten Sosirko, den fettesten der Brüder, schlachten. Die Narten bekamen Angst. Da nahm ihnen Sirdon das Wort ab, dafs sie sich nicht an ihm rächen werden. Als sie das versprachen, begann er das Werk der Rettung. Schon hatten die Riesen den Sosinko auf den Tisch gelegt und wetzten die Messer; da wandte sich Sirdon an sie mit schlauer Rede.

„Riesen“, sagte er, „wir hatten einen Streit, und da wir denselben nicht schlichten konnten, so sind wir zu euch, den weisesten Menschen, gekommen, damit ihr entscheidet. Unser Streit war dieser: Es waren einmal drei Brüder — das waren grofse Helden. Sie hatten einen Ochsen. Täglich gingen die Brüder aus, Gras zu mähen, und jeder mähete einige Dessätinen. Das abgemähte Heu brachten sie ihrem Stier, welcher, obgleich er am Tage auf der Weide war, den ganzen Vorrat in einer Nacht auffrafs. Einmal schickten sie den Stier zur Tränke. Da kam ein Adler herabgeschossen und trug ihn in seinen Krallen auf ein Feld, wo er sich auf den Kopf eines weidenden Bockes setzte und seine Beute auffrafs. Als der Adler weggeflogen war, schüttelte sich der Bock und die zurückgebliebenen Knochen des Stieres flogen nach allen Seiten, wobei der

Schulterknochen einem Hirten ins Auge flog. Der Hirte fühlte Schmerzen und bat seine Kameraden, sie möchten ihm doch das Stäubchen herausnehmen, was ihm ins Auge geflogen sei. Die erfüllten seine Bitte und einer derselben sagte zu ihm: »Schäme dich doch, von einem so kleinen Stäubchen solches Aufsehen zu machen«, und bliefs den Schulterknochen weg.

Kurz darauf kamen Auswanderer an dem Schulterknochen vorbei; sie hielten ihn für ein Feld und liefsen sich darauf nieder. Da an einem Ende des Knochens noch etwas Fleisch nachgeblieben war, so kam jede Nacht ein Fuchs und benagte das Fleisch, so dafs die ganze Niederlassung wackelte und die Leute bange hatten. Da erschien ein Jäger, welcher ihnen versprach, der Not für guten Lohn abzuhelfen. Die Ansiedler waren bereit, ihm alles zu geben, was er verlange, nur solle er sie aus der Not erlösen. Der Jäger lauerte dem Fuchs abends auf und schofs ihn an. Am Morgen gingen die Ansiedler den Blutspuren nach und fanden den Fuchs krepiert. Sie zogen ihm das Fell von einer Seite ab; da sie aber nicht im stande waren, das tote Tier umzuwenden, so blieb das Fell auf der anderen Seite. Aus der Hälfte des Fuchsfelles machten sich alle Bewohner der Ansiedelung Pelze. Nachher kam der Jäger, stiefs das tote Tier mit dem Fufse an, so dafs es sich auf die andere Seite drehte; dann zog er die andere Hälfte des Felles ab und machte sich auch einen Pelz daraus, aber zu den Ärmeln reichte es ihm nicht.“

„Seht, meine Herren Riesen! Das war der Gegenstand unseres Streites. Jetzt saget uns, welches von all den Dingen, von denen ich euch hier erzählt habe, war das gröfste und stärkste?“

Der eine Riese nannte den Fuchs, der zweite den

Ochsen, die andern anderes, es kam zu Zank und vom Zank zu ernstlichen Händeln; die Riesen sprangen hinau auf den Hof und schlugen einander tot. Jetzt ergriff Sirdon den Kessel mit heifsem Wasser und gofs ihn auf die Bank aus, auf welcher die Narten angeklebt waren. Da konnten sie zwar aufstehen, aber die Haut blieb kleben, und sie freuten sich, dafs sie noch so glimpflich davongekommen waren.

Die Narten machten sich nun auf den Heimweg. Sirdon hatte für sich auch ein Pferd gefunden und setzte sich darauf. Aber ehe sie ausritten, hatte einer der Narten aus Rache seinem Gaul die Lippen weggeschnitten, so dafs die Zähne offen lagen. Als Sirdon das bemerkte, schnitt er allen Pferden der Narten die Schwänze bis zur Wurzel ab. Als sie schon ein gutes Stück geritten waren, sah sich einer der Narten um, stiefs ein Gelächter aus und sagte den andern, sie sollten doch auch zurücksehen. Alle fingen an zu lachen.

„Sirdon, warum lacht denn dein Pferd?“ fragten sie ihn. Der that, als ob er nichts verstände. Die Narten lachten noch mehr und einer wiederholte die Frage, warum sein Pferd lache.“

„Mein Pferd lacht ganz natürlich deshalb, weil es etwas Lächerliches sieht.“ Da blickten sich die Narten um und bemerkten, dafs ihren Pferden die Schwänze abgeschnitten waren. Da wurden sie sehr böse auf Sirdon. Sie wollten ihn bestrafen, beugten eine grofse Pappel zu Boden, banden Sirdon mit seinem Bart an den Gipfel, liefsen den Baum wieder in die Höhe schnellen und ritten davon. Sirdon hing bis zum andern Morgen auf dem Baum; in der Frühe trieb ein Hirt seine Herde auf die Weide. Als er Sirdon bemerkte, kam er näher und fragte ihn, was er da oben

mache. Der aber gab ihm zuerst keine Antwort; aber als der Hirt das dritte Mal fragte, sagte er zu ihm: er sei deshalb hinaufgeklettert, weil man von da die Länder der Erde, das Paradies, die Hölle, kurz alles sehen könne, was Gott erschaffen. Das wollte der Hirt auch sehen und bat Sirdon, er möge ihn hinauflassen; zuerst gab sich Sirdon den Anschein, als wolle er nicht; aber endlich gab er der Bitte nach und bat den Hirten, den Baum zur Erde herabzubeugen. Der Hirte that, wie ihm geheifsen. Da machte sich Sirdon los, band den Hirten mit einem Strick an den Gipfel und liefs den Baum in die Höhe schnellen; dann fragte er ihn, ob er etwas sehe. „Nein“, war die Antwort. Da trieb Sirdon die Herde weg.

„Wohin treibst du meine Herde?“ rief ihm der Hirt nach.

„Du sagst doch, dafs du nichts sehest“, antwortete Sirdon und trieb die Herde weiter.

Er führte die Herde auf das Feld, wo die Narten gewöhnlich ihre Beute verteilten, und rief die Narten zur Teilung herbei. Diese wunderten sich sehr, dafs Sirdon mit dem Leben davongekommen und soviel Beute mitgebracht habe. So gutmütig rächte sich der kluge Sirdon an den Narten.

V.

Eine Fuſstour von Tiflis in die swanetischen Alpen.

(Sommer 1889.)



I.

Die im Winter 1888 von Douglas Freshfield im „Ausland“ veröffentlichten, anziehenden und hochinteressanten Artikel über Swanetien erweckten schon damals in mir eine unwiderstehliche Wanderlust, und mit Ungeduld erwartete ich den Anbruch der Ferien, um in jenes gepriesene Land zu reisen. Einige Kollegen und einige ältere Gymnasiasten gesellten sich mir bei, und in den letzten Tagen des Juni (n. St.) brachte uns die Eisenbahn nach Kutais, welches uns, so zu sagen, als Operationsbasis dienen sollte. Die nötigen Vorbereitungen zum „Feldzug“, das Einziehen dieser und jener Nachrichten über den Zustand der Wege, der Brücken, des Schnees auf den Pässen u. s. w. veranlafsten uns, einige Tage in dieser uralten, schon zur Zeit der Argonauten bekannten Stadt zu verweilen und gaben uns Gelegenheit, dieselbe etwas näher zu besichtigen. Die Stadt hat sich seit dem Besuche des Zaren[1] sehr herausgemacht und hat ein bedeutend reinlicheres Aussehen als früher. Zu beiden Seiten des Rion inmitten einer ungemein üppigen Natur und aufserordentlich anmutigen Landschaft gelegen, mit prächtigem Ausblick auf die kaukasischen Berge, ist die Stadt (sie liegt 600 Fufs über dem Meeresspiegel) im Winter und Herbst ein sehr angenehmer Aufenthaltsort,

[1] Der Zar besuchte den Kaukasus zuletzt im Herbst 1888.

während im Sommer die häufigen Niederschläge und die grofse Hitze dem menschlichen Organismus weniger angenehm und fast unerträglich sind, dagegen ein ausnehmend üppiges Wachstum der Pflanzenwelt bedingen. Der Lorbeer mit seinen glänzend grünen Blättern, die Azalea pontica mit ihren duftenden gelben Blütenkronen, die Mimosa Julibrissin mit ihren feingefiederten Blättern und federbuschartigen rötlich-weifsen Blüten, der Granatbaum (Punica gran.) mit seinen scharlachroten trichterförmigen Blumen wachsen hier im wilden Zustande, die grofsen eiförmigen weifsen Knospen der Magnolia grandiflora, die sich dann zu einer Schale auseinanderfalten, verbreiten in den Gärten lieblichen, an die Orangeblüte erinnernden Duft, während die eleganten Ranken einer Bignonia (Bignonia radicans) mit auffallend grofsen rötlich-gelben Trompetenblumen und die zierliche Glycine mit ihren lilafarbenen Blütentrauben die Häuser und ihre Balkone umranken. Eine Perle unter den Gärten von Kutais ist der Garten des Gouverneurs. Kein Freund der Natur sollte bei einem Aufenthalt in der Stadt versäumen, denselben zu besuchen. Er wird neben einer Menge seltener Buschpflanzen und riesiger in Kugelform gezogener Lorbeerbäume und Stechpalmen vor allem eine grofse Auswahl der seltensten Coniferen in ungewöhnlich grofsen Exemplaren finden: die stattliche Wellingtonia gigantea, deren Heimat Australien, die Ceder des Libanon, die Pinie (Pinus Pinea), die den süditalienischen Landschaften ein so charakteristisches Aussehen verleiht und deren grofse Zapfen die schmackhaften Nüsse enthalten, die Weymouthskiefer aus Nordamerika, das Taxodion, dessen Vaterland mir nicht bekannt, und viele andere Raritäten aus der Pflanzenwelt stehen hier so gesund und frisch nebeneinander, als wurzelten sie in heimatlicher Erde. Das gute Gedeihen

dieser Exoten ist das beste Zeugnis für das milde Klima der Gegend, die uns Bewohner von Tiflis im Winter mit Rosen und Veilchen und im frühesten Frühjahre schon mit schmackhaften Erdbeeren, Artischocken u. dgl. versorgt.

Von Kutais aus kann man auf verschiedenen Wegen nach Swanetien gelangen. Der unstreitig bequemste Weg ist die Strafse, welche auf dem rechten Ufer des Rion allmählich ansteigend nach Alpano und von da weiter in die Ratscha und nach Letschgum führt. Diese Strafse ist gut chaussiert, nur etwas zu schmal angelegt. Sie schlängelt sich fast immer parallel dem Flufs, bald hoch über denselben zu Felspartieen hinaufsteigend, bald unmittelbar neben dem Wasser einherlaufend, durch eine fruchtbare, gut bebaute und dicht bevölkerte Landschaft hin, deren Reize ich schon früher zu beschreiben Gelegenheit hatte. („Eine Fufstour nach Ossetien“.) Mit Entzücken fuhren wir wieder durch dieses herrliche Land und weideten uns abermals an der majestätischen, üppigen Schlucht von Gwerischi, die mir damals als das Erhabenste und Schönste erschienen, was meine Augen jemals gesehen. Jetzt aber mufs ich gestehen, dafs die Schlucht von Ladschanuri der von Gwerischi zum wenigsten nicht nachsteht. Nach Alpano (da der Ort ringsum von mächtigen Kalkfelsen eingerahmt ist, so mag der Name kein zufälliger sein, sondern mit dem lateinischen albus zusammenhängen) besteht Postverbindung, und eben wird auch eine Telegraphenleitung eingerichtet. Die Post kann aber auf einmal nur 5—6 Personen mit wenig Gepäck befördern, wobei man noch Gefahr läuft, auf jeder Station liegen zu bleiben. Da wir aber unserer sieben waren und eine verhältnismäfsig grofse Menge Gepäck mit uns führten, so verzichteten wir auf die Post und mieteten Privatpferde, welche uns auf sehr primitiven Fuhrwerken, so

einem die Seele aus dem Leibe rütteln können, langsam, aber sicher nach Alpano brachten. Bis zur malerischen Schlucht von Gwerischi hat die von Kutais ausgehende Strafse, dem Flufslauf folgend, fast genau die Richtung nach Norden; dort haben offenbar vor undenklichen Zeiten die riesigen, viele hundert Fufs hohen Felsen die Wasser des im Oberlauf von Osten nach Westen fliefsenden Stromes aufgehalten, bis er sie langsam ausgewaschen und an einer weniger widerstandsfähigen Stelle durchbrochen hat. Die westlichen Felsenkolosse, an welche er in geradem Laufe anprallte, haben seinen Wellen getrotzt, die südlichen haben sich schwächer erwiesen. Welch ungeheure Arbeit es hier den Wassern allenthalben gekostet haben mufs, diese harten Kalkfelsen auszufressen und sich in dieselben einzugraben, das beweisen deutlich die engen Schluchten, die wir dort überall finden und welche der Landschaft einen seltenen Reiz verleihen.

Bei Alpano erhält der Rion von Norden her einen Zuflufs, den Ladschanuri[1], der ihm grofse Wassermassen zuführt und über welchen hier eine Brücke führt. Bei einem Blick in die Schlucht von der Brücke aus scheint der eine kurze Strecke weit sichtbare Weg an einer senkrecht abfallenden Felswand ein Ende zu nehmen. Als wir aber am Morgen in der Frühe aufbrachen und an jene Felswand gelangten, that sich vor uns, ohne dafs eine Zauberformel nötig gewesen wäre, ein enges Felsenthor auf. Menschen-

[1] Die Endung uri, ura, ur wiederholt sich fast bei allen Flüssen in Swanetien und scheint eine ähnliche Bedeutung wie das ossetische Don und das grusinische Zkali = Wasser zu haben, obgleich das swanetische Wort für Wasser „niz“ keinerlei Ähnlichkeit mit dieser Endung hat: vielleicht bedeutet obige Endung = dem griechischen Stamme ῥε das fliefsende Wasser und bezeichnet einen engeren Begriff als niz.

hand hatte die enge Felsenritze erweitert und in den überhängenden Felsen einen Pfad eingehauen und den Fluſs überbrückt, der wild darunter hinbraust, als wollte er das Joch abschütteln; groſse, in sein Bett herabgestürzte Felsstücke hemmen oftmals seinen Lauf, und hoch sich aufbäumend brechen sich die Wellen an denselben. Kaum haben wir einige Schritte ins Thal hineingethan, so scheinen, wenn wir rückwärts blicken, die Felsen, den Symplegaden ähnlich, sich wieder geschlossen zu haben. Der schmale Pfad zieht sich wohl eine Stunde, langsam ansteigend, in der engen Schlucht hin, bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer. Die Felsen sind meist nur oben bewachsen und kehren uns ihre nackten Profile zu; ihre Schichten fallen unter starker Neigung nach Norden ab. Stellenweise haben sich durch Abstürze kleine Terrassen gebildet, welche dann mit prächtigen Farrenkräutern und den eleganten Büschen des Kirschlorbeers bewachsen sind. Ein 40—50 Fuſs hoher und ebenso breiter, oben bewachsener Felsblock ist einst in das Fluſsbett herabgestürzt und steht nun wie ein Wächter in der Mitte der Klause, neben ihm hat sich das Wasser Bahn gebrochen und stürzt, Kaskaden und Wirbel bildend, mit donnerndem Getöse weiter. Der Weg steigt höher, zur Linken gähnt mehrere hundert Fuſs tief der Abgrund, wir halten uns rechts näher dem Felsen, um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden. Noch einmal treten die Felsen ganz nahe zusammen, aber dann eröffnet sich unserm Blick eine fruchtbare Ebene mit freundlichen Dörfern an den mehr und mehr zurücktretenden und sanfte Abhänge mit üppigem Graswuchs und schönen Wäldern bietenden Bergen. Einige dieser Berge bilden regelmäſsige Kegel und sind bis oben nur mit Gras bewachsen, während die Spitze ein dichter Hein mit uralten Bäumen krönt, in

deren Schatten nach der Aussage der Bewohner dieser Gegend altheidnische Heiligtümer stehen. Von einigen dieser Gipfel blicken uns weifsgetünchte christliche Wallfahrtskirchen entgegen. Bald müssen wir einen von rechts aus der engen Schlucht von Lailaschi, der ehemaligen Bezirkshauptstadt von Letschgum hervorbrechenden Gebirgsbach, einen Zuflufs des Ladschanuri, über welchen keine Brücke führt, mit Hülfe einiger aus dem Wasser hervorragenden Steine überschreiten und gelangen nacb kurzer Wanderung zwischen Fruchtfeldern und durch sumpfiges, mit Erlen bestandenes Terrain zur grofsen Brücke über den Ladschanuri, jenseit deren das Dorf Orbeli zwischen Obst- und Weingärten sich ausbreitet. Hier machen wir in der „Kanzlei“ [1] Halt. Fast gleichzeitig mit uns gelangte unser Gepäck an. Dasselbe war uns auf einer immerethinischen Arba durch ein Paar Kühe „nachgeschleppt“ worden. Warum ich gerade letzteren Ausdruck wähle, will ich sogleich erklären. Je höher man ins Gebirge hinaufkommt, desto mehr ändert sich der Charakter der Arba beziehungsweise der Fuhrwerke,

---

[1] Fast in allen gröfseren Dörfern jener Gegend sowie in Swanetien sind sogenannte „Kanzleien“, meistens gutgebaute, einstöckige Holzhäuser mit drei Zimmern und einem breiten, längs der ganzen Front des Hauses sich hinziehenden Balkon. Das mittlere Zimmer ist das Sitzungszimmer, an der Wand hängt das Bild des Kaisers, hinter einer Barriere steht ein Tisch mit grünem Tuch bedeckt; dort halten die Ältesten des Dorfes Sitzung und sprechen Recht; ein Zimmer ist für den Schreiber (meist Immerethiner), ein drittes Zimmer dient zur Aufnahme der Fremden. Hier laufen lange breite Tachten (breite Bänke) der einen Wand entlang. Bei schlechtem Wetter, wo das Übernachten im Freien nicht sehr angenehm ist, findet der Reisende in diesen Kanzleien ein verhältnismäfsig gutes Unterkommen. In Privathäusern zu übernachten, ist dem Reisenden nicht anzuraten, da das Ungeziefer seinen Schlaf in grausamster Weise stören würde; dagegen gewähren die fast auf jedem Hofe stehenden Schutzdächer, welche wenigstens vor Regen schützen, oftmals ein leidliches Nachtlager.

welche sich den örtlichen Verhältnissen in praktischer Weise anpassen. Im unteren Rionthal haben wir überall noch die grofsen zweiräderigen Arben, wie sie fast allenthalben in den ebenen Gegenden des Kaukasus im Brauche sind; weiter oben, wo die Wege schlechter, schwieriger und gefährlicher werden, sind die Arben niedriger und kleiner und können nur geringere Lasten aufnehmen. Ich will hier versuchen, eine solche Arba, die einem Kinderspielzeug nicht unähnlich sieht, zu beschreiben. Man denke sich eine 7 Fufs lange, etwa 2 Fufs breite, an dem einen Ende sich etwas erweiternde Leiter auf eine Axe mit zwei ca. 1 Fufs im Durchmesser haltenden Rädern gelegt; der vordere, etwas längere Teil der Leiter ist auf den elastischen Enden der Doppeldeichsel befestigt, welche sich im primitiven Joch der Zugtiere unter einem spitzen Winkel vereinigt. Auf diese Weise bildet das Untergestell des Fuhrwerkes eine sinnreiche Kombination von Schlitten und Karren; die elastischen Enden der Deichsel gewähren bei der Bewegung auf ebenem Terrain oder bergan kein erhebliches Hindernis, während sie bergab wirksam den Hemmschuh ersetzen. Im eigentlichen Swanetien, wo die Wege noch schwieriger und gefährlicher sind, werden sommers wie winters nur Schlitten verwendet, welche natürlicherweise nur leicht beladen werden können. Auf obenerwähnte Leiter kann ein Korb aus grobem Flechtwerk aufgesetzt werden. Wir benützten solche kleine Arben bis zum Eingang nach Swanetien, bis Muri-Zageri, und zahlten von Station zu Station nicht mehr als 1 Rubel; später nahmen Pferde unser Gepäck auf, deren jedes uns pro Tag mit Führer auf 1 Rubel 20 Kopeken zu stehen kam, die Verpflegung der Leute und Tiere nicht miteingerechnet.

Auf einem freistehenden Felsen bei Orbeli steht auf

einem Vorsprung ungemein malerisch ein noch bewohnbares Schlofs der Fürsten Dadian mit hohen Mauern und festen viereckigen Türmen. Solche Schlösser krönen an vielen Stellen die Berge und sind meist zerfallen. Die Dadian sind eigentlich ein mingrelisches Fürstengeschlecht, ihre Besitzungen erstrecken sich aber weit nach Swanetien hinein, die Ländereien und Wälder am Zchenis-Zkali und dessen Zuflüssen sind fast ausschliefslich ihr Eigentum. Durch die Weingärten von Orbeli — die Reben klettern hier an Eschen hinauf und ziehen ihre langen, dicken Ranken von Baum zu Baum — wandern wir bergan und gelangen bald auf üppige Fruchtfelder, zwischen welchen die Strafse in Schlangenwindungen ansteigt. Bald sind wir oben auf dem Pafs und sehen hinunter auf das in Wein und Obstgärten liegende grofse Dorf Muri. Wild wälzt der Zchenis-Zkali seine schmutzig grauen Wellen durch die Landschaft. Der Flufs tritt oberhalb Muris aus enger Klause in eine weite, von hohen Bergen umschlossene Ebene; einzelne Gipfel sind noch mit Schnee bedeckt. Drüben auf der anderen Seite des Flusses, Muri gegenüber, liegt Zageri, die Residenz des Bezirkshauptmanns von Letschgum. Nach rechts hin scheint das Thal durch einen breiten Felsrücken abgeschlossen, der mehrere Türme und ein Schlofs trägt, das den Eingang nach Swanetien beherrscht. Auf lehmigem Grunde führt der Weg abermals zwischen Kornfeldern abwärts und nach einer halben Stunde sind wir in Muri, dessen Gärten von Kastanienbäumen (Castanea vesca) und Nufsbäumen beschattet sind. Unten im Thale zunächst dem Ufer des Flusses beginnen die langweiligen Maisfelder, eintöniger Gesang ertönt von dort, die Arbeiter, welche die Erde um die jungen Pflanzen behacken, sind trotz der grofsen Hitze bei bester Laune. Wir nähern uns der Brücke über den

Zchenis-Zkali. Das Thal verengt sich zu einer 30 bis 40 Schritt breiten Klause, senkrecht ansteigende Felsen dämmen den Flufs ein, der Weg mufste auf beiden Seiten in den Felsen eingehauen werden. Wir überschreiten die Brücke und bemerken rechter Hand auf dem rechten Ufer einen schmalen, steil ansteigenden, in den Felsen eingehauenen Pfad — den Eingang naeh Swanetien —, während nach links der breitere, ebene Weg, von den Wellen des Flusses bespült, nach dem etwa eine Werst entfernten Zageri führt. Bald sind wir dort. Der Bezirkshauptmann, an welchen wir Empfehlungen hatten, wies uns in zuvorkommendster Weise ein Haus mit drei Zimmern an; da wir aber einen sehr vielversprechenden Duchan im Dorfe bemerkt hatten, so nahmen wir dort unser Absteigequartier. Wir fanden auch wirklich alles, was unser Herz wünschen konnte, Fische und Kalbsbraten, auch guten Käse mit schmackhaftem Brot gegen den Hunger, und Schnaps, Wein und Thee gegen den Durst. Ein grofser Raum wurde uns als Nachtlager angewiesen. Freilich ahnten wir nicht, dafs Schweine unsere Nachbarn waren, welche in der Nacht durch ihr Quieken und Grunzen in schnödester Weise unsere Illusionen zu nichte machten. Die Schweine spielen überhaupt in dieser Gegend und nicht minder in Swanetien eine grofse Rolle und sind das beliebteste Haustier; sie spazieren allenthalben frei herum und versehen die Sanitätspolizei mit aufserordentlicher Gewissenhaftigkeit in einer den Menschen manchmal lästigen Weise. Oftmals tragen sie eine Art Joch um den Hals, wie das überall im Kaukasus üblich ist, damit sie nicht in Gärten und Felder eindringen können. Die Schweine hier gehören einer besonderen Art an, sie haben wenige, aber lange, weiche Borsten, an vielen Stellen ist der Leib ganz kahl; auch der lange Rüssel fällt in die

Augen. Als abends die Herden nach Haus kamen, ward unsere Aufmerksamkeit auf die Schafe gelenkt, welche wie die Schafe in der deutschen Heimat Schwänze haben. Erstaune nicht, Leser, für uns Bewohner von Georgien ist das etwas Neues, Ungewöhnliches, denn bei uns haben die Schafe den Fettschwanz, der kaum zu bemerken ist. — Ab und zu sprengte ein Reiter auf schmuckem Maultier oder Pferde an unsern Duchan heran, trank seinen Stehschoppen und setzte dann seinen Weg fort.

In Zageri erfuhren wir, dafs vor einigen Tagen Leute über den Latpari gekommen seien und die Nachricht gebracht hätten, dafs oben allerdings noch viel Schnee liege, dafs aber der Pafs zu passieren sei, und dafs die Brücken, welche durch das Hochwasser im Frühling weggerissen worden waren, wieder hergestellt seien. Wir hatten im Sinn, andern Tages das ca. 20 Werst entfernte Lentechi[1] zu erreichen, allein das Wetter machte uns einen Strich durch die Rechnung. Ein starkes Gewitter entlud sich in der Nacht und am Morgen wollte der Regen nicht authören. Da die Wege uns als recht schwierig geschildert wurden, so wollten wir besseres Wetter abwarten. Gegen Mittag hellte sich der Himmel auf und wir zogen weiter. Bis zur Brücke über den Zchenis-Zkali mufsten wir ein Stück des gestrigen Weges zurückgehen; etwa 30 Schritte oberhalb derselben treten die Felsen bis auf 20 Schritte einander nahe. Dieses Felsenthor bildet, so zu sagen, die natürliche Grenze zwischen Mingrelien und Swanetien, obgleich die nächsten kleinen Dörfer oberhalb desselben noch eine ge-

---

[1] Unsere Marschroute war folgende: Alpani-Zagerie 19½ Werst, Zageri-Lentechi 21½ Werst, Lentechi-Tschooluri 14 Werst, Tschooluri-Lydschi 10 Werst, Lydschi-Lalchor 23½ Werst, Lalchor-Tschooluri (direkter Weg) 25 Werst etc.

mischte Bevölkerung aufweisen, allerdings mit Vorwiegen des swanetischen Elements. Sie scheinen jüngeren Ursprungs und in einer friedlicheren Zeit gegründet zu sein, da die meist einstöckigen Häuser fast alle aus Brettern und Balken zusammengefügt sind und steinerne Türme mit Schiefsscharten noch gänzlich fehlen. In der senkrecht oberhalb der Brücke ansteigenden, stellenweise überhängenden Felswand, in schwindelnder Höhe über dem wild brausenden Flufs[1] ist ein schmaler Pfad — der einzige Weg nach Swanetien von dieser Seite — eingehauen, er steigt stark bergan und ist sehr uneben, bei nassem Wetter sehr schlüpfrig. Menschen und Tiere müssen sehr gewandt und an diese Wege gewöhnt sein, um sie ohne Gefahr zu passieren. Glücklicherweise setzt sich dieser Pfad „zwischen Leben und Sterben“ nur einige hundert Schritte weit fort und wird bald, allmählich wieder zum Flufsufer hinabsteigend, etwas breiter. Wir wandern am Fufse hoher, bewaldeter Berge; mächtige Büsche des Kirschlorbeers, der Stechpalme, des Buxbaumes und des gelbblühenden Rhododendrons (Azalea pontica) bilden das Unterholz, durch welches sich die Ranken der Brombeere, des mingrelischen Epheu, der Clematis, des wilden Weins und des Smilax hindurchschlingen und bis zu den Gipfeln der hohen Bäume hinaufklettern. Der Weg ist nafs und schmutzig, denn auf Schritt und Tritt fliefst eine Quelle oder ein Bächlein über denselben.

---

[1] Der Zchenis-Zkali = Pferdeflufs hat diesen Namen schon im Altertum, wo er *Ἵππος* heifst. Hat er den Namen erhalten davon, dafs er hüpft und sich gleichsam bäumt wie ein wildes Rofs, oder davon, dafs an seinen Ufern viele Pferde gezogen werden? Nach Strabo und Plinius ist er neben dem Glaukus (*Κυάνεος*) ein Zuflufs des Phasis (Rion), nach Arrian und Ptolemäus fällt ein *Ἵππος* direkt ins Meer, nach Stephanus Byzantius umfliefst der Hippos mit dem Glaukos die Stadt Aia = Kutais und bildet mit demselben eine Halbinsel.

Von Zeit zu Zeit übertönt ein wilder Giefsbach das Rauschen des Zchenis-Zkali, und es ist gut, dafs die Brücke darüber repariert ist, denn wir wären sonst in grofser Verlegenheit, um hinüberzukommen; seine von dem Gischt weifslich gefärbten Wellen lassen es nicht zu, dafs wir durchwaten, weder Menschen noch Tiere sind im stande, dem Anprall des wilden Wassers zu widerstehen, sie würden am nächsten Steine zerschellt. Wir passieren ein Dorf mit üppigen Weingärten, sogar über den Weg herüber sind die Ranken gezogen, von einer Menge Trauben beschwert; man hat sie aber so hoch gezogen, dafs die Hand sie nicht erreichen kann. Etwas weiter stofsen wir auf einen mächtigen, etwa 15—20 Fufs langen und wenigstens $2^1/_2$—3 Fufs im Durchmesser haltenden Baumstamm, welcher hart am Wege liegt. Er ist ausgehöhlt wie ein Kanoe, nur sind die Enden offen; diese werden später durch Bretter geschlossen, in deren unterem Ende eine kleine Öffnung bleibt. Im Herbst wird der Stamm auf ein Gestell gelegt und darin die Trauben getreten, welche nachher noch unter die Presse kommen. — Bald steigt der Weg wieder im Walde hoch über den Flufs hinauf, und wenn wir oben sind, erblicken wir auf der anderen Seite des Flusses auf einer von dem Zchenis-Zkali mit einem Zuflufs gebildeten Halbinsel einen ins Thal vorspringenden Hügel mit einem zerstörten Schlosse der Dadian, darunter liegt das Dorf Tschooluri. Schon wirft die Sonne lange Schatten und neigt sich zum Untergange; bei Nacht solche Wege zu wandeln, ist auch bei Mondschein nicht ratsam. Wir müssen ein Unterkommon suchen; vielleicht finden wir ein solches im nächsten kleinen Dorfe Zaplikakia. Unsere Führer machen bald ein Schutzdach ausfindig, unter dem wir unser Nachtlager aufschlagen. Bald verbreitet sich die Mär von unserer Ankunft und das ganze Dorf versam-

melt sich um uns, Männer und Kinder jeglichen Alters, die Frauen halten sich mehr in der Ferne. Wir müssen, ohne es zu wollen, eine Vorstellung geben. Eine reizende Gruppe pflanzt sich uns gegenüber auf; ein Künstler könnte sie nicht hübscher zusammenstellen. Männer und Knaben tragen weite Beinkleider aus dickem, haarigem Wollenstoff, welche vom Knie an in einer Art Filzgamaschen stecken; über dem groben Hemd tragen sie nach Art eines Paletots ein Ziegen-, Schaf- oder Kalbsfell ohne Ärmel, den Kopf deckt eine konische Mütze aus weifsem oder schwarzem Filz oder der kleidsame Baschlik. Die Füfse sind meist blofs oder aber mit leichten, nach vorn spitzig zulaufenden Lederschuhen ohne Absätze bekleidet. Die Haare sind bei vielen dunkelblond und rötlich, doch ist schwarzes Haupthaar nicht selten; Vollbärte werden wenig getragen. Die Frauen tragen bis an die Knöchel reichende enge Beinkleider, darüber einen einfachen Zitzrock und fast moderne Jäckchen von meist sehr zweifelhafter Schmutz- bezw. Isabellenfarbe, während die Röcke bunt oder wenigstens mit roten oder blauen Querstreifen geschmückt sind. Die Weiber können sich grofser Schönheit nicht rühmen, jedoch sahen wir einige sehr hübsche Mädchen mit feurigen schwarzen Augen. Bei dieser Gelegenheit bin ich so indiskret, ein Toilettengeheimnis der swanetischen Schönen zu verraten. Alle, jung und alt, hübsch und häfslich, färben die Augenbrauen mit schwarzer Farbe und vergröfsern sie, was die Augen mehr hervortreten läfst, sonst aber sind sie in ihrer Toilette nicht gerade sorgfältig. Das Haar tragen sie in drei oder vier dünnen Zöpfen oder in kurzen gelockten Strähnen. Als wir uns Papiros drehten, wurden die Herren Swaneten sehr aufdringlich und baten inständig um „Tutun“ (Tabak). Der Swanete liebt den Tabak über die Mafsen

und baut denselben, wo er nur fortkommt; die beste Sorte ist's freilich nicht, der swanetische Knaster kann selbst Menschen mit den allerstumpfsten Geruchswerkzeugen zur Verzweiflung bringen. Geraucht wird er aus kleinen Holzpfeifchen, welche nach dem Gebrauch in den Gürtel gesteckt werden. Wie die Männer, so rauchen auch die Weiber; unsere Wirtin in Zaplikakia trat morgens 5 Uhr schon, ihr Pfeifchen schmauchend, aus der Thüre.

„Stein, Stahl und Schwamm
Seind stets beisamm'
Bei einer Pfeif' Tobak"

haben wir als Studenten im Tabakslied gesungen. Das Streichholz hat sich nach Swanetien noch nicht Bahn gebrochen, das Feuer wird immer noch mit Stahl, Stein und Schwamm erzeugt. Unsere Swaneten trugen überall ein harziges altes Stück Kienholz bei sich, um das Feueraufmachen zu erleichtern.

Hinter Zaplikakia wird der Weg stellenweise sehr beschwerlich, steil geht's hinab und hinauf, stellenweise hat der tobende Flufs, der hier hohe Wellen wirft und mit starker Brandung ans Ufer schlägt, den Weg weggerissen, und es mufste ein Pfad in den Wald hinaufgebaut werden. Manche Stellen sind so steil, dafs die Pferde mit dem Gepäck nicht hinaufklettern können, welches an der Hand geschleppt werden mufs; manchmal gehen wir auf wackeliger Brücke, die sich an eine Felswand anlehnt, über den Wassern des Flusses. Wir überschreiten kurz nacheinander auf neuen Brücken zwei unsern Pfad durchschneidende wilde Gebirgsbäche, den Almalaschur und den Lectareschi. Letzterer hat ein etwa 100 Fufs breites Mündungs-Delta gebildet und dasselbe mit einer unzähligen Menge grofser und kleiner Felsstücke beworfen. Jetzt rauscht er

verhältnismäfsig zahm mit weifsem Gischt unter der neuen Brücke hindurch; aber die Reste dreier Brücken, welche danebenliegen, geben neben den gewaltigen umhergestreuten Steinmassen ein beredtes Zeugnis von der furchtbaren Gewalt dieses Sohnes der Berge. Zur Regenzeit ist hier kein Durchkommen, aller und jeglicher Verkehr ist durch das wilde Wasser unterbrochen. Wir sind froh, auf sicherer Brücke hinüberzukommen. Bald, in der Nähe des Dorfes Massasch, bemerken wir einen Kreis aus leicht ineinander gefügten Steinen. Das Ding sieht aus wie eine Cisterne. Aber wie wir näher treten, sehen wir auf einem Stock ein hölzernes Dreieck und in dem Hohlraume desselben ein Heiligenbild und allerlei Opfergaben, wie Lichter, Blumen u. dgl. Unsere Swaneten bekreuzen sich, fallen nieder und küssen die Erde. Auf dem Boden bemerken wir eine Steinplatte, auf welcher mit einiger Phantasie die Spuren eines Fufses zu erkennen sind. Die Swaneten erzählten uns, dafs diese Spuren von Jesus Christus herrühren. Als nämlich dieser aus Mingrelien, wo er den Weinstock gepflanzt und ihn gesegnet hatte, auch nach Swanetien kam, um dort den Weinstock zu pflanzen, kam ihm der Teufel entgegen und sagte, dafs die Swaneten desselben nicht mehr bedürfen, da sie ihn schon haben. Da stampfte der Herr mit dem Fufs und wandte sich rückwärts. Und seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag blieb die Fufsspur und wird als Heiligtum verehrt.

Noch kommen hübsche Felspartieen, von denen eine reizende, reichblühende Campanula-Art mit weifsen und lilafarbigen Glocken und saftig grünen Blättern herabhängt, während muntere, zierliche Eidechsen an dem Gestein hin und her klettern. Bald, je mehr wir uns Letechi nähern, erweitert sich das Thal, das sich nun nach Nordosten und

später nach Osten fortsetzt. Von Westen kommt der wasserreiche Cheledula, der sich in zwei Arme teilt und sich so leichter überbrücken liefs; zur Rechten haben wir auf einem mäfsig hohen Hügel die Ruinen einer Burg der Dadian, zur Linken steigt hinter den zwei Brücken über den Cheledula ein hoher Berg an, der diesen Flufs von dem gleichfalls hier in den Zchenis-Zkali fallenden Laschkaduri trennt. Dieser entspringt aus dem mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge Laila und nimmt den aus den Bergen Latpari und Lakuri entfliefsenden Lakuri auf. Die Thäler dieser Flüsse gewähren uns einen Ausblick auf die schneeigen Gipfel jener Berge. Zwischen Latpari und Lakuri führt in das dadeschkilianische Swanetien ein ebenfalls Latpari genannter, sehr schwieriger und gefährlicher Pafs, zugänglich nur für geübte Bergsteiger; waghalsige Swaneten überschreiten ihn zuweilen. Die Polizei hat wegen der drohenden Gefahren (Schneestürze und Lawinen) diesen Pafs verboten. Hart an der Brücke über den Laschkaduri liegt die Kanzlei von Lentechi, wo wir absteigen. Eine Menge von Swaneten, die dort versammelt sind, umringen uns und dringen bald ins Zimmer ein. Schlanke, hohe Gestalten sind darunter, und der Starschina mit seiner Hünengestalt und seiner Habichtsnase kann als Typus eines Swaneten gelten[1]. Leider konnten wir uns mit demselben nur

[1] Im allgemeinen wird es schwer halten, einen ganz bestimmten swanetischen Typus festzustellen. Die Swaneten unterscheiden sich im Durchschnitt wenig von Mingreliern und Immerethinern, nur sind sie in der Regel gröfser und kräftiger gebaut. Einer unserer Führer hatte einen ausgesprochen semitischen Typus, behauptete aber, von echt swanetischen Eltern abzustammen; der andere war dunkelblond, und sein Gesicht konnte ebensogut einem Russsen oder Deutschen angehören; ebensowenig konnten wir bei den Frauen einen besonderen Typus bemerken, die meisten sind von mittlerem Wuchs und haben ein gesundes, kräftiges Aussehen.

durch einen Dolmetscher verständigen. Russisch versteht fast niemand, dagegen verstehen fast alle mehr oder weniger die der swanetischen verwandte grusinische Sprache. Manche behaupten, dafs in der swanetischen Sprache griechische Elemente zu erkennen seien, was immerhin möglich ist, da Beziehungen des Landes zu Byzanz sich nachweisen lassen. Die Sprache ist bis jetzt noch fast gar nicht erforscht. Zu Nutz und Frommen aller zukünftigen Reisenden habe ich einige Wörter aufgeschrieben. Das Brot nennt der Swanete djar, Eier legré, Huhn katal, Schaf schweljak, Käse tāēsch, Wasser niz, Brot mit Käse churt etc. Der Schnaps, welcher aus Gerste oder Weizen gebraut wird und einen gehörigen Fuselgeschmack hat, hat einen dem ossetischen raki verwandten, auch der deutschen Sprache nicht fremden Namen arrak. Mit diesem kleinen Wörterbuch und einer vollen Tasche Geld, natürlich auch offener Hand, kommt man leicht durch swanetisches Land, ohne verhungern zu müssen. Dafs man hungern mufs, das kann wohl passieren, wenn man keine Lebensmittel mit sich führt, da selbst Eier und Brot nur mit grofser Mühe aufzutreiben sind und in ganz Swanetien kein einziger Duchan existiert. Der Swanete selbst ist im Essen und Trinken sehr mäfsig und bescheiden und begnügt sich mit Kräutern, Brot und Käse. Nur selten sieht er Fleisch. Überhaupt ist das Volk sehr arm, wodurch sich auch seine Habgier erklärt. Grund und Boden im Thale des Zchenis-Zkali gehört ja, wie wir schon gesehen haben, den Fürsten Dadian, welchen jeder Hof jährlich 30 bis 50 Rubel Abgaben zahlt, aufserdem für Benützung des Waldes 3 Rubel, für Bauholz, für jeden Balken 30 bis 40 Kopeken. In den engen Thälern ist wenig Raum für Ackerland, obgleich der Boden sehr fruchtbar ist. Vieh wird weniger gehalten, als man erwarten könnte. In den

Sommermonaten freilich sind die Alpenwiesen herrliche Weideplätze, aber da oben Heu zu machen und vollends solches herunterzuschaffen, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit, solange nur schlechte Fufspfade hinaufführen. So fällt es denn schwer, in den langen, schneereichen Wintern, wie sie hier herrschen, auch eine geringe Anzahl von Vieh zu ernähren. Jene Alpenwiesen sind meist jungfräulich, selten betritt ein menschlicher Fufs dieselben, nur kühne Jäger steigen manchmal hinauf, um den Tur und die Gemse zu jagen, die hier in grofsen Herden vorkommen.

Aber aufser dem Mangel an bebaubarem Lande und den hohen Abgaben, welche die Swaneten zu zahlen haben, ist ein Hauptgrund ihrer Armut die Faulheit. Der Swanete feiert den Freitag mit dem Mohammedaner, den Samstag mit dem Juden und den Sonntag mit dem Christen. Er liebt, zu spazieren beziehungsweise spazieren zu reiten, und vor allem — zu disputieren. Namentlich in den Kanzleien und vor denselben werden grofse Beratungen und Dispute gehalten, und es geht dabei nicht weniger lebhaft zu als neuerdings in der französischen Kammer. Sie sprechen mit solchen leidenschaftlichen Gebärden, dafs man jeden Augenblick meinen könnte, sie werden ihre am Gürtel hängenden Kinschale ziehen und aufeinander loshauen oder losstechen. Doch ist die Sache nicht so schlimm.

II.

So wenig eigentlich dem Swaneten sein Land bietet und so arm und dürftig er in demselben lebt, so hat er doch mit allen Gebirgsbewohnern die grofse Anhänglichkeit an seine Heimat gemein. Ganz besonders schrecklich ist ihm der Gedanke, in fremder Erde begraben zu werden. Das klassische „O schwer ist's, in der Fremde sterben un-

beweint“, fühlt jeder Swanete im tiefsten Herzen nach. Es war im vorigen Jahre, als in einer kleinen kaukasischen Garnison zwei swanetische Soldaten (seit zwei Jahren werden auch die Swaneten zum Kriegsdienste beigezogen) am Typhus verstarben. Der Bitte der Verwandten, die Leichen in die Heimat zu bringen, wurde von der Behörde keine Folge geleistet. Aber mit Aufbietung aller Mittel und durch Bestechung gelang es ihnen endlich doch, die Leichen heimlich auszugraben und in die Heimat zu bringen. Dieses Vergnügen soll den Verwandten die fast unerschwingliche Summe von etwa 200 Rubel gekostet haben. Dafür hatten aber, so meinten die Verwandten, die Gestorbenen ihre Ruhe gefunden, welche sie in fremder Erde niemals hätten finden können.

Die engen Thäler, welche für die jetzt so dünn gesäte Bevölkerung kaum das nötige Getreide liefern[1], konnten unmöglich im Altertum einem Volke, das 200 000 Bewaffnete ins Feld zu schicken im stande war, Unterhalt gewähren, ganz abgesehen davon, daſs schon räumlich das Unterkommen einer entsprechenden Einwohnerzahl in den Thälern des Ingur und Zchenis-Zkali ein Ding der Unmöglichkeit war. Obgleich wir Nachrichten über die Swaneten (Salae, Suani, Soani) auſser Strabo auch noch bei anderen alten Schriftstellern, z. B. Plinius, finden, so ist es doch keinem derselben eingefallen, auf ihre groſse Zahl hinzuweisen. Auch bei Strabo ist bei jener Zahl ausdrücklich „man sagt“ hinzugefügt; es mag also eine einfache Übertreibung vorliegen. Übrigens konnte auch eine Verwechselung mit den

[1] Menander erwähnt schon im sechsten Jahrhundert n. Chr. in seinen „Excerptis de legationibus“ p. 138, daſs die Kolcher alljährlich den Swanen Getreide lieferten.

Sannen oder Makronen, die oberhalb Trapezunt wohnten, statthaben, oder gar mit den Kolchern, welche bis auf den heutigen Tag sich Tschanen nennen. Die Besitzungen der Swanen, welche überall als ungemein kriegerischer Stamm gerühmt werden, haben sich wohl zu Zeiten weit nach Kolchis hinein erstreckt, und wir finden bei Claudius Ptolemäus (im zweiten Jahrhundert n. Chr.) ein Volk Suanocolchi erwähnt und bei Arrian nicht weit vom Meere eine suanische Stadt Sebastopol. Die Kolcher oder Lasen waren im Verein mit den Suani möglicherweise im stande, eine zahlreiche Armee, die obiger Ziffer nahekommt, ins Feld zu stellen.

Lentechi ist der Mittelpunkt von Dadians Swanetien, ein ziemlich bedeutender Ort mit hübschen Wein- und Obstgärten, umgeben von Getreide- und Maisfeldern, da die Berge mehr vom Flusse zurücktreten und einen ziemlich breiten Thalkessel bilden. Im oberen Teile von Lentechi haben wir schon die für Swanetien so charakteristischen Türme fast bei jedem Haus, die dann das Thal hinauf immer zahlreicher werden. Sie haben eine quadratische Basis und verjüngen sich nach oben nicht. Ihre Höhe beträgt 30—50 Fuſs. Sie haben ein Giebeldach, das mit Schiefer gedeckt ist. Die sehr kleine schmale Thüre ist hoch über der Erde angebracht und kann nur mittelst einer Leiter erreicht werden. Der Turm ist mit Schieſsscharten versehen, die Stockwerke durch Leitern oder in die Wand eingelassene Steine miteinander verbunden. Oben am Giebel sind die Türme, oftmals auch die Häuser mit romanischen Bögen, die ringsherum laufen, geziert.

In Lentechi hatten wir Muſse, uns die oben erwähnte Festung und ein swanetisches Haus genau zu besehen. Die Festung bildet, wie alle Dadiansschlösser, ein längliches Viereck von etwa 100 Fuſs Durchmesser in der Längenachse

und etwa 30 Fufs Breite. Durch den kleinen, schwer zugänglichen Vorhof gelangen wir in den inneren kleinen Burghof, in dessen Mitte sich eine tiefe Cisterne befindet; auf den beiden kürzeren Seiten des Viereckes stehen viereckige Türme, an welche sich niedrigere Gebäude anlehnen. Die Aufsenmauern sind ziemlich dick und die Steine durch festen Cement verbunden, während die Steine der inneren Mauern sehr lose ineinander gefügt und mit schlechtem Kitt verbunden sind. Armiert waren diese Burgen mit einigen kupfernen Kanonen kleineren und gröfseren Kalibers mit türkischen Inschriften.

Viel mehr Interesse als diese Burgruine bot uns das swanetische Haus, zu dessen Beschreibung ich jetzt übergehe. Durch die Einfahrt — ein breites hölzernes Thor — traten wir in einen unregelmäfsigen viereckigen Hof, an dessen vier Seiten verschiedene Baulichkeiten angebracht sind. Auf der einen Seite des Vierecks steht das zweistöckige Wohnhaus, aus dicken, horizontal gelegten Bohlen gefügt, mit einem Schieferdach[1]. Wir steigen die Treppe hinauf — d. h. schrägliegende Bretter, auf welchen Latten aufgenagelt sind — und gelangen auf einen breiten Balkon. Von da führt eine Thüre in den Sommerwohnungsraum, ein grofses, fast quadratisches Zimmer mit Lehmboden und ohne Decke, direkt unter dem Giebeldach. In der Mitte des Zimmers liegt, ganz so, wie wir es voriges Jahr in Ossetien gesehen hatten, eine grofse Steinplatte, auf welcher das Feuer aufgemacht wird; an den Dachbalken ist eine Stange befestigt mit Ketten und Haken zum Aufhängen der Kessel. Hier wird auch das kuchenförmige Brot gebacken

---

[1] In Lentechi sind schon sehr viele steinerne Häuser, den Flufs weiter hinauf wiegen sie in den Dörfern vor.

und zwar auf einer mit Füſsen versehenen Schieferplatte, welche über das Feuer gestellt wird. An der Wand der Thüre gegenüber stehen zwei breite Betten mit Strohmatten. Die ganze Familie schläft in diesem Zimmer. Ein kleiner Schrank, einige Bänke, einige niedrige, etwa 1 Fuſs hohe Tische (nach Art von Bänken), einige faſsartige, aus Lindenholz geschnitzte Behälter zur Bereitung des Teiges, einige Holzhacken, ein Gewehr mit Feuersteinschloſs vollenden die Ausrüstung. Das Licht fällt einzig und allein durch die Thüre herein, durch welche auch der Rauch abzieht. Der Wohnraum macht einen ziemlich sauberen, gemütlichen Eindruck. Neben diesem Zimmer, ebenfalls durch eine Thüre mit dem Balkon verbunden, befindet sich eine Art Speicher, hier hängen auf Stricken Kleider, der Sonntagsstaat der Männer und Frauen. Die letzteren sind aus Zitz, über dessen Herkunft uns die an die Wand als Verzierung geklebten moskauischen Etiketten Auskunft geben. Auf dem Boden liegen groſse kreisrunde Strohmatten. Auf diesen Matten wird das Korn, nachdem es gedroschen und gewaschen ist, an der Sonne getrocknet. Es ist das die im Kaukasus gebräuchliche Manier, das Getreide zu reinigen. Das Stroh wird in langen Zöpfen geflochten, dann werden diese Stricke mit Lindenbast mittelst einer Holzahle zusammengenäht. An der Wand hängen sackartig genähte Ziegenfelle, das Fell nach auſsen gekehrt. Das ist der swanetische sac de voyage, in demselben wird Getreide, Mehl, Käse, Fett etc. transportiert. Dasselbe Fell mit nach innen gekehrten Haaren, die mit rohem Naphtha beschmiert sind, dient als Wein- und Schnapsschlauch. Wir steigen hinab in den unteren Stock; unter dem Speicher befindet sich die Vorratskammer, hier steht eine Weinpresse und jenes kanoeartige Gefäſs, in welchem die Trauben getreten

werden. Wein- und Schnapsbehälter sind gleich bei der Hand in Gestalt von grofsen dickbauchigen Thonkrügen, welche in die Erde eingelassen und mit einem flachen Stein zugedeckt sind. In der Ecke liegen Schneeschuhe — cirka 2 Fufs im Längendurchmesser haltende hölzerne ovale Ringe, welche mit Stricken an die Füfse festgebunden werden. Unter dem Sommerwohnungsraum liegt die Winterwohnung. Hier wohnen während des langen Winters die Swaneten einträchtiglich mit dem Vieh zusammen. Das Vieh wird in einem langen Kasten untergebracht, welcher eine Seite des Zimmers einnimmt. Der Kasten ist etwa 7 Fufs hoch, in der dem Zimmer zugekehrten Seite ist eine kleine Thür und daneben sind kleine Thore angebracht, cirka 8—10, aus welchen die Tiere ihre Köpfe herausstrecken, um das Futter in der vor dem Kasten stehenden Krippe zu erreichen. Wir gehen hinaus in den Hof; dieser ist sehr sauber gehalten. Dem Wohnhaus gegenüber steht aus Balken gefügt und mit Stroh gedeckt der Sommerstall; nach rechts ein Schutzdach auf drei steinernen Wänden; die dem Hofe zugewendete Seite ist offen. Hier wird das Getreide bis zum Dreschen aufbewahrt. Der Dreschschlitten, mit scharfkantigen Schiefer- und Eisenstücken in seiner unteren Fläche versehen, steht daneben. Hier steht auch der swanetische Pflug, dessen Schar ein flaches, herzförmiges Stück Holz bildet. Gepflügt wird mit einem Pferd oder ein Paar Kühen. Die Erde ist hier leicht und wird wegen der beständig feuchten Luft niemals so hart wie z. B. in Grusien, wo der ungeheuer schwere und plumpe Pflug meist von 8—16 Paar Ochsen gezogen wird, da der lehmige Boden unter den Strahlen der glühenden Sonne sich fast in Stein verwandelt. Dem Schutzdach gegenüber bemerken wir ein kleines zierliches, aus Brettern sehr genau gefügtes Häuschen

mit Holzdach, auf Pfählen 2—3 Fuſs hoch über dem Boden. Es ist nur mit einer kleinen fensterartigen Öffnung versehen, welche durch einen Laden verschlossen ist. Hier wird das Korn, Mehl und dergleichen aufbewahrt, und wenn man etwas von da herausholen will, muſs man durchs Fenster hineinsteigen. Ein Vorhangsschloſs bildet den Verschluſs der Vorratskammer. Der Mist, die Seele der Landwirtschaft, der auch in Swanetien eine groſse Rolle spielt und oftmals einen wesentlichen Teil der Mitgift bildet[1] (in Swanetien werden die Äcker sorgfältig gedüngt), wird hinter dem Viehhause versteckt. In dieser Beziehung können die Swaneten den überaus schmutzigen Osseten und Grusinern, aber auch den schwäbischen Bauern als Muster dienen, welche ihre Misthaufen in einer Auge und Nase beleidigenden Weise vor ihren Häusern hart an der Straſse anlegen. Ja sogar der Schweinestall, ein kleines blockhausartiges Gebäude, ist hier in Swanetien meist auſserhalb des Hofes angebracht, dieses schmutzige Tier wird nicht gewürdigt, mit der Familie und den übrigen Haustieren einen und denselben Hof zu teilen.

Nicht weit von der Kanzlei von Lentechi wohnt ein Schmied, welcher nicht nur Pferde und Maultiere mit den in diesen Gegenden so nötigen Hufeisen beschlägt, sondern auch sehr solide Bergstöcke mit festen eisernen Spitzen bereitet und sie oben mit Gemsenhörnern gar hübsch verziert. Er verkauft solche an durchreisende Wanderer zu sehr hohen Preisen. Mit solchen Stöcken bewaffneten wir uns, ehe wir weiter zogen, denn wir näherten uns mehr und mehr den Schneebergen, wo uns dieselben zupaſs kom-

[1] Dagegen kauft der Bräutigam die Braut bei den Eltern in der Regel für ein Paar Ochsen und eine Kuh.

men mufsten. Nachdem wir hinter Lentechi längere Zeit zwischen Gärten und Kornfeldern gewandert, treten wir in einen prächtigen Hochwald, welcher mit schmalem Rande den Flufs zu beiden Seiten einfafst. Prächtige Baumgruppen erfreuen das Auge. Wiederum ist das Unterholz Lorbeer und Stechpalme, darunter kommen sehr häufig die hohen Büsche der Päonia vor. Baumstämme und herumliegende Felsstücke umrankt der Epheu, welcher da, wo die Felsen näher herantreten, vorhangartig herabhängt, als wollte er ihre Blöfse decken. Dazwischen wuchern üppige Farren. Auf dem rechten Ufer des Flusses, auf welchem unser Pfad sich hinwindet, herrscht Laubwald vor, auf der anderen Seite treten häufiger und häufiger Tannen auf und verdrängen zuletzt die Laubhölzer fast gänzlich. Stellenweise verengert sich das Thal so sehr, dafs der Weg in den Felsen gehauen oder auf Brücken längs der Felsen weitergeführt ist. Drüben steigen die Felsen himmelhoch an, an ihren fast senkrechten Wänden klettern schlanke Tannen bis hoch hinauf. Zwischen ihrem dunkeln Grün nehmen sich die Giefsbäche sehr effektvoll aus, welche von Zeit zu Zeit in schmalen, steilen Klingen in endlosen Wasserfällen silberweifs herabstürzen. In einer solchen Klinge ist ein grofser Schneesturz herabgegangen und hat sich am Ufer des Flusses festgesetzt. Doch seine Stunden sind gezählt; denn von oben zehren Sonnenstrahlen und Sonnenwärme an ihm, und unterhalb hat das Wasser schon ein mächtiges Thor durchgefressen. Wiederum ist der Weg sehr feucht, alle 10—15 Schritte rieselt ein Bächlein darüber hin. Zehn Werst hinter Lentechi kommt von rechts ein bedeutender Zuflufs, der Tschooluri. Eine Brücke führt über denselben; wir klettern eine Anhöhe hinauf und gelangen hinabsteigend wieder zum Zchenis-Zkali und an eine Brücke, welche

uns auf das linke Ufer hinüberführt. Das Thal erweitert sich, mit den Frucht- und Maisfeldern erscheinen auch wieder Ortschaften zu beiden Seiten des Flusses — sie nehmen sich mit ihren weifsgetünchten Türmen und Häusern an den Abhängen inmitten des frischen Grüns sehr malerisch aus. Bald erreichen wir Tschooluri, wenig ermüdet vom heutigen Marsch, da der Weg nicht weit und fast ganz eben war.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Swaneten zu Fufs und zu Pferd, auch Frauen nach Männerart reitend, zogen an unserer Kanzlei vorüber, teils kamen sie zur Kirche, teils machten sie Ausflüge zu ihren Bekannten. Auch uns zog diesmal weniger religiöses Bedürfnis als Neugierde zur Kirche. Als wir aber dahin kamen, war der Gottesdienst schon zu Ende, und der Eintritt in die Kirche wurde uns versagt unter dem Vorwande, dafs der Starschina (Dorfälteste) nicht zugegen sei. All unser Bitten und Drängen, auch das besonders in Swanetien so allmächtige Geld half nichts; wir mufsten uns damit begnügen, das Gebäude von aufsen zu betrachten. Überhaupt lassen die Swaneten nur ungern jemanden in ihre Kirchen treten, auch wenn er das ehrlichste Gesicht von der Welt hat; denn sie befürchten, bestohlen zu werden. Und in der That ist aus einer Kirche vor nicht langen Jahren eine sehr kostbare alte Evangelienhandschrift entwendet worden, in anderen sollen kostbare Reliquien und Heiligenbilder weggekommen sein. Vielleicht ist das auch der Grund, dafs z. B. in der Gesellschaft Kal im Dorfe Lalchor im „freien Swanetien“ die Kirche in einem festen Turme untergebracht ist, der nur durch eine Leiter zugänglich ist. Gewöhnlich stellt die swanetische Kirche ein steinernes weifsgetünchtes einstöckiges Haus dar, dessen Grundrifs ein Oblongum bildet. Eine kleine, meist nach

Westen gelegene Thüre, oft mit reicher Schnitzerei verziert, führt in das Heiligtum, welches durch zwei kaum eine Hand breite Ritzen in den beiden Schmalseiten spärliches Licht empfängt; die Langseiten haben keinerlei Öffnung. Oberhalb der kleinen Thüre ragt fast überall ein steinerner Widderkopf aus der Mauer hervor; über die Bedeutung desselben konnte ich keinen Aufschlufs erlangen; sollte er am Ende einen Zusammenhang mit dem Opferlamm oder dem Agnus Dei haben? Auf dem Kirchhofe sind die Gräber fast alle mit Holzkreuzen geschmückt. Die Leichen werden in den Gräbern zwischen Schieferplatten gebettet, welche die Stelle des Sarges vertreten. Man bringt sie im geschlossenen Sarg, in eine Burke oder einen Teppich gewickelt, zur Begräbnisstätte; dort werden sie herausgenommen und in die Erde versenkt; nur sehr wohlhabende Leute werden mit dem Sarge begraben. An das Leichenbegängnis schliefst sich ein Leichenschmaus an. Einer der Verwandten hat die Pflicht, im Verlauf von drei Tagen und Nächten ein Feuer auf dem Grabe zu erhalten; ob solches in ganz Swanetien oder nur in einigen Gegenden der Fall ist, kann ich mit Bestimmtheit nicht angeben, am oberen Ingur herrscht dieser Brauch in einigen Ortschaften. Wie grofs die Sterblichkeit in Swanetien ist, ist schwer zu erhärten; da im ganzen Lande kein Arzt ist und der sogenannte „swanetische Doktor“ in Kutais wohnt, so fordern innere Krankheiten und Epidemieen (Pocken etc.) viele Opfer. Gegen solche Krankheiten fühlt sich das Volk ohnmächtig, bei Verwundungen dagegen werden von den „Volksdoktoren“ allerlei Kräuter, auch verschiedene Steine auf die Wunde gelegt. Den Gebärenden wird von erfahrenen Frauen Hülfe geleistet. Und weil ich schon einmal bei der Medizin bin,

so will ich bei dieser Gelegenheit auch einer Abnormität Erwähnung thun, die sich namentlich am oberen Zchenis-Zkali sehr häufig findet, nämlich der Kröpfe, welche Männer und Weiber verunstalten; man sagt, sie rühren, wie der häufig vorkommende Kretinismus, von dem kalkhaltigen Wasser her[1].

Schon unterhalb Tschoolur hört Dadians Swanetien auf; hier beginnen die Besitzungen der Familie Gardabchadse. Wir lernten einige Mitglieder dieser Familie kennen; es waren hohe, schlanke Gestalten mit Adlernasen, sie sprachen etwas Russisch. Bald sollten wir mit einem jüngeren Glied dieser Familie sehr unliebsame Bekanntschaft machen. Von Tschoolur ging's weiter immer auf dem linken Ufer des Zchenis-Zkali auf fast ebenen Wegen; von Zeit zu Zeit liegen einzelne Häuser und kleine Dörfer am Wege; bald durch Ackerfeld, bald durch Buschwerk und Wald wanderten wir; der Kirschlorbeer kommt nur noch in einzelnen Büschen vor und verschwindet endlich ganz. Vor uns scheint ein mächtiger Schneeberg, der Dadiasch, in der Ferne das Thal abzuschliefsen; er überragt seine breitrückigen Nachbarn, auf welchen einzelne Schneeplatten und Schneestreifen sich vom saftigen Grün der Alpenwiesen abheben, um ein bedeutendes. Ihm gegenüber steht, wenn wir rückwärts schauen, der ebenfalls von ewigem Schnee bedeckte Lasyl. Wir wollten am heutigen Tage dem Pafs möglichst nahe kommen, um uns den schweren Marsch des

---

[1] Bei dieser Gelegenheit mufs ich mich zum Ehrenretter der Swaneten aufwerfen. Es hat vor kurzer Zeit (1891) ein Reisender in der „Geographischen Gesellschaft“ zu Petersburg in einem Vortrag über Swanetien behauptet, dafs ca. 50 % aller Swaneten mit Kröpfen behaftet und Kretinen seien; sie kleiden sich wie Wilde in Tierfelle etc. Das sind alles Übertreibungen, welche wir hiermit berichtigen.

nächsten Tages einigermafsen zu erleichtern. Zu diesem Zweck mufsten wir über den Flufs hinüber. Bei dem Orte Lydschi ist eine halbzerfallene Brücke; der linke Tragbalken ist entzweigebrochen, und die Brücke hat sich bedeutend nach dieser Seite gesenkt; der rechte Balken ist noch ganz. Einer unserer Swaneten bekreuzt sich und geht hinüber; wenn's ihn trägt, werden wir's wohl auch wagen können. Einzeln passieren wir die gefährliche Brücke. Aber für unsere Pferde mit ihrem Gepäck ist die Brücke zu schwach. Durch den Flufs, der hier nicht sehr breit und auch nicht tief ist, können sie nicht waten, die Strömung ist zu mächtig. Wir erfahren, dafs vier Werst weiter oben bei Laschketi (ein Kurort mit reichhaltiger Eisenquelle, aber sehr primitiver Einrichtung) eine feste Brücke über den Flufs existiert. Unsere Pferde müssen mit den Führern den Umweg machen, während wir einstweilen in Lydschi, nahe dem Fufse des Passes, ein Unterkommen für die Nacht suchen. Wir finden ein solches unter einem Schutzdache in einem grofsen Hofe. Neben uns sind in einem kleinen Gärtchen Bienenstöcke in hohlen, horizontal liegenden Baumstämmen. Der Wirt sieht es nicht gern, dafs wir unsere Blicke dahin richten, er fürchtet den „bösen Blick“, gegen welchen er übrigens einige Pferdeschädel auf Stöcken und ein Kreuz aufgepflanzt hat. Das schützt gegen Neid und böse Wünsche, auch gegen böse Geister, wie im Schwabenlande die über den Stallthüren in manchen Gegenden angenagelte Fledermaus oder der auf der Schwelle aufgezeichnete Drudenfufs, der dem Mephisto im „Faust“ soviel Pein bereitet.

Die Frische des Morgens (wir waren in der Nähe hoher Berge und etwa 3800 Fufs über dem Meer) weckte uns früh auf. Die Wolken, welche sich am Abend gesammelt hatten, hatten sich zerstreut, nur leichte Nebel zogen noch um die

Bergspitzen; starker Tau netzte das Gras, und grofse Perlen desselben glänzten allenthalben auf breiten Blättern. Wir machten uns auf den Weg; nach kurzer Wanderung zwischen Gärten und Feldern nahm uns üppiger Hochwald auf. In mäfsig ansteigenden Zickzacken setzen wir über verschiedene Klingen und kommen höher und höher. Der Wald hört auf, einzelne Gruppen herrlicher Birken schliefsen ihn ab; in einzelnen Exemplaren klettern sie noch höher hinauf, nehmen aber mehr und mehr zwerghaftes und verkrüppeltes Aussehen an. Üppige, bunte Alpenwiesen mit ihrer reichen Flora erfreuen das Auge. Schon haben wir eine ungezählte Menge von Zickzacken hinter uns, aber der Pafs ist noch nicht zu sehen, und die denselben zur Rechten und Linken flankierenden Gipfel des Muschur und Latpari mit ihren Schneekuppen scheinen nicht näher kommen zu wollen. Von Zeit zu Zeit ruhen wir aus, denn gewaltig pocht das Herz und die Lungen arbeiten über die Mafsen. Die gelben Blütenkronen der Azalea pontica verbreiten lieblichen Duft; die grofsen Glocken einer blauen Aquilegia mit weifsem Kelche schaukeln im leichten Windzuge, die mir vom Schwarzwald her so gut bekannte Heidelbeere bedeckt den Boden und steht in voller Blüte. Daneben eine andere Art derselben, Vaccinium acrostaphylus, höher gewachsen und mit gröfseren Blüten. Bald beginnt die echte Alpenflora: die narcissenblütige Anemone und die goldgelbe grofsblumige Trollblume, eine gelbe Primel, einzelne Gentianen machen den Anfang, prächtige Orchideen blühen daneben, besonders Orchis maculata in aufserordentlich hochgewachsenen, vollkommenen Exemplaren. Schon beginnt auch das weifsblühende Rhododendron caucasicum kleine Bänke zu bilden, ihm leistet eine Daphneart (Daphne con-

glomerata) Gesellschaft. Über vier Stunden schon sind wir gestiegen bei grofser Hitze, die Zunge klebt am Gaumen, hüben und drüben rauschen silberne Bächlein den Bergabhang hinunter, aber wir können sie nicht erreichen. Endlich lich, endlich kommen wir an eine Klinge mit Schneeresten, unter denen klares Wasser hervorquillt. Wir lagern uns, um uns an demselben zu laben und uns durch einen Imbifs zum Weiterklettern zu stärken. Die Sonne steht hoch am Himmel, kein Schatten weit und breit, wir sind schon längst über der Baumgrenze, aber die Luft des Berges mildert die Hitze, von den Schneefeldern weht kühler, belebender Hauch. Wir befinden uns etwa 7000 Fufs über dem Meere. Wie wohl thut die Rast. Aber plötzlich werden wir aus unserer Ruhe aufgescheucht. Zwei Gestalten hoch zu Rofs sprengen heran und wollen uns unsere Pferde wegtreiben. Sind's am Ende gar Räuber? Mit zweien würden wir trotz unserer mangelhaften Bewaffnung noch fertig, denn wir sind unserer sieben. Nein, es ist ein Fürst und sein Knecht. Er behauptet, hier seien seine Weideplätze und Heuschläge, und wenn wir unsere Pferde behalten wollen, so sollen wir bezahlen. Was war zu thun, wir brauchten die Pferde notwendig, darum machten wir gute Miene zum bösen Spiel. Der Fürst nahm seine zwei Rubel und zog triumphierend von dannen. Natürlich erzählten wir bei jeglicher Gelegenheit diesen Vorfall oder, besser gesagt, Anfall, und als wir einige Tage später wieder in die Gegend kamen, erschien eine Deputation jenes fürstlichen Hauses und bat tausendmal um Entschuldigung für das Geschehene, wollte uns auch das Geld zurückgeben, was wir gnädigst ablehnten, aber wir versprachen, die Sache nicht anzuzeigen. Sie erzählte uns, dafs jener junge Fürst

aus der Adelsschule in Kutais ausgeschlossen worden, weil er nicht lernen und die Schule in Brand stecken wollte. Ein schönes Früchtchen!

Wenig erbaut von dieser Episode setzten wir den Weg fort. Schon sahen wir den Einschnitt, welcher den Paſs bezeichnet, aber wir muſsten noch mehr als 2000 Fuſs steigen. Die Abhänge sind fast ganz mit dem in voller Blüte stehenden, weiſsblühenden Rhododendron wie mit einem dichten Teppich bedeckt, bald kommt das erste Schneefeld, wir sinken tief ein im weichen Schnee; um solches zu vermeiden, treten wir in alte Fuſsstapfen und es geht leichter. Unsere Führer nehmen das Gepäck von den Pferden und tragen es auf den Schultern hinüber. Dann führen sie jedes Pferd einzeln hinüber, einer führt es am Zaume, der andere hält es am Schweife, um ihm beim Einsinken nachzuhelfen. Mehrmals muſs obiger Prozeſs mit den Pferden und dem Gepäck wiederholt werden, aber die Swaneten sind immer guten Mutes. Schneefelder und grüne Inseln wechseln miteinander ab. Diese grünen Inseln, die kaum erst vom Schnee befreit sind, haben ihre eigene, freilich etwas dürftige Flora; neben anderen Blumen kleine Rosaprimeln und etwas gröſsere, lilafarben, den Aurikeln ähnlich. Im allgemeinen ist die Flora bedeutend dürftiger im Vergleich zu der Flora der im vorigen Jahre von uns besuchten Pässe, des Roki und des Mamison. Auch mit der Ausbeute an Käfern war ich weniger zufrieden als im vorigen Jahr. Endlich, es ist 4½ Uhr nachmittags, sind wir oben. Der Paſs liegt in einer Vertiefung zwischen dem Muschur- und Laspari-Berge[1]. (Muschur heiſst in der

[1] Der Laspari-Paſs führt über eine Bergkette, welche zwischen den Quellen des Ingur und des Zchenis-Zkali von der Hauptkette sich abteilt und dann parallel derselben sich nach Westen fortsetzt.

Übersetzung „der Schneelose“. Der Berg ist den Winden sehr ausgesetzt, welche gewöhnlich den Schnee herabwehen; mit den kolossalen Schneemassen dieses Jahres aber konnten selbst die stärksten Winde nicht fertig werden.) — Ein unbeschreiblich schöner Anblick stellte sich jetzt unsern Augen dar: die Kette des grofsen Kaukasus lag in einem mächtigen Halbkreis von 80 bis 100 Werst Ausdehnung vor uns. Gerade gegenüber die mächtigen Pyramiden des Tetnuld und Adisch mit ihren riesigen Gletschern und dicht nebenan der vielgipflige, unregelmäfsig geformte Schkara und dann nach rechts und links eine Menge schneebedeckter Spitzen und Kuppen. Fernhin nach links streckt der grotesk geformte breite Uschba seine gewaltigen Hörner zum Himmel empor, ein mächtiger Gebirgsstock, und dahinter, fast ganz durch den Uschba verdeckt, der noch gewaltigere Elborus. Die genannten Berge, mit Ausnahme des Elborus, sind alle nicht viel über 15000 Fufs hoch[1]; aber von unserm hohen Standpunkt (wir stehen über 9000 Fufs über dem Meer) erscheinen sie so kolossal, weil wir sie in unmittelbarer Nähe vor uns haben und sie, sozusagen, von Kopf bis zu Fufs beschauen können. Die Vorberge verschwinden hier fast ganz; wo sie die Hauptkette zum grofsen Teile verdecken, erscheinen die Bergriesen lange nicht so grofs. — Bald ziehen Nebel um die uns gegenüber liegenden Pyramiden und hüllen sie ein, der Uschba allein bleibt den ganzen Abend sichtbar und stellt sich uns in allen Phasen der farbenreichen Abendbeleuchtung dar. Rechts unten, tief im Thale am Ingur liegt das vieltürmige Uschkul, dort scheinen nur Türme als Wohnungen zu dienen, Häuser sind nicht zu sehen.

---

[1] Der Schkara ist nach neueren Messungen 17000 Fufs hoch.

Wir müssen uns vom überwältigenden Anblick trennen und uns sputen, denn bis zu unserer nächsten Station Lalchor ist es noch weit und die Sonne steht schon tief. Wir steigen abwärts, anfangs wieder über ausgedehnte Schneefelder, dann kommen wir wieder auf Alpenwiesen und tiefer in die Region des Waldes; es wird dunkel, der ohnehin schwere Pfad wird durch die Schatten der Nacht noch schwieriger. Drunten rauscht der wilde Ingur, als wäre er in nächster Nähe, und doch sind wir noch so hoch über ihm, so weit noch von ihm. Ohne Ende scheint der schmale Pfad zu sein, der abwärts führt. Die Kniee fangen an zu schmerzen. Endlich in dunkler Nacht sind wir im Thale angelangt; mit Mühe finden wir eine Brücke über den Zuflufs des Ingur, der unsern Weg durchkreuzt. Lange suchen unsere Führer die Brücke über den Ingur selber. Nach etwa einer halben Stunde haben sie dieselbe entdeckt, und wir gelangen über sie um 9 Uhr abends nach Lalchor, todmüde von den Anstrengungen dieses Tages; zum Glück finden wir in einem freistehenden Haus ein leidliches Unterkommen. Wir waren jetzt im „freien Swanetien“, welches nie irgend eine Herrschaft über sich anerkannt und sich selbst durch seine Ältesten regiert hat. Nachdem wir unsern Thee gekocht und unser Abendbrot zu uns genommen, schlofs uns die Müdigkeit sehr bald die Augen.

III.

Andern Tages wollten wir zu den Gletschern des Adisch und Chalde wandern, waren aber noch zu matt; eine Partie zu Pferde zerschlug sich, weil wir nicht die nötige Anzahl von Sätteln finden konnten. So gönnten wir uns einen Tag Rast. Da unsere Zeit um war, mufsten wir unsern Plan, weiter in Swanetien vorzudringen, leider aufgeben.

Wir bedauerten das um so mehr, als man uns erzählte, dafs die Dörfer im fürstlichen (dadeschkilianischen) Swanetien viel gröfser und die Einwohner wohlhabender seien; zudem hatten wir an die fürstliche Familie die wärmsten Empfehlungsschreiben. Was wir bisher gesehen, war von armem Volk bewohnt, und wir konnten uns über allzugrofse Gastfreundschaft nicht beklagen. Das arme Swanetien! und wie mufs es früher reich gewesen sein! Erzählen doch die alten Schriftsteller von seinem Reichtum, in seinen Flüssen und Bergen fand man Silber und Gold. Das Gold gewann man nach Strabo und Dionysius Periegetes mit Hülfe durchlöcherter Wannen oder langhaariger Schaffelle, in welchen sich die Körner niedersetzten (daher wird die Sage vom goldnen Vliefs abgeleitet). Plinius berichtet von regelrechtem Bergbau. Letzterer erzählt auch im 33. Kapitel seiner Historia Naturalis, dafs ein König der Kolcher, Namens Sautaces, aus der jungfräulichen Erde der Swanen aufserordentlich viel Gold und Silber gewonnen habe. Auch jetzt noch führt der Sand der Flüsse Gold mit sich, aber die Ausbeute scheint eine geringe zu sein und einen ordentlichen Betrieb nicht zu lohnen.

Zwischen Lalchor (cirka 6500 Fufs) und dem gröfseren, etwas weiter oben gelegenen Dawberi, welche mit zwei anderen Dörfern die Gesellschaft Kal bilden, fällt der wilde, vom Chalde-Gletscher kommende Chalde-tschala (tschala = Bach) in den Ingur. Lalchor ist ein ganz kleines Dorf mit einigen steinernen Häusern und Türmen mit Schieferdächern. Die Häuser sind meist einstöckig. Wir hatten in einem zweistöckigen Bretterhaus Unterkunft gefunden. Das Dorf liegt im engen Thale des Ingur und Chalde-tschala sehr geschützt, so dafs trotz der hohen Lage noch Gerste und Weizen, Linsen und Bohnen (die sogenannte Saubohne

— vicia faba) gebaut werden. An den Ufern des Ingur blühte die gelbe Azalea, welche in der Regel nicht sehr hoch ins Gebirge aufsteigt. Prächtiger Tannenwald schmückt die Bergabhänge auf dem linken Ufer des Ingur unserm Dorfe gegenüber, auf dem rechten Ufer grenzen die Fruchtfelder an saftige Alpenwiesen. Durch die Chalde-tschala-Schlucht hinauf öffnet sich ein prächtiger Ausblick auf den Adisch, welcher sich namentlich in der Mondscheinnacht prächtig ausnimmt. In Lalchor hatten wir auch Gelegenheit, uns ein frugales Mittagsmahl der Swaneten anzusehen. Die Leute kauerten vor ihrem Hause auf der Erde. Sie hatten vor sich etwas Brot und Käse und grofse Büsche einer wilden Kerbelart (Anthriscus alpestris?), dessen saftige Stengel sie mit grofsem Behagen verzehrten. Trotz der kümmerlichen Nahrung sahen aber die Leute sehr kräftig aus und sind im stande, grofse Strapazen zu ertragen. In Lalchor begegneten wir dem swanetischen Pristaw, der seinen Sitz in Betscho, am Fufse des Uschba hat. Er beklagte sich sehr darüber, dafs in ganz Swanetien keine Schule sei, und fragte uns, ob wir nicht etwas in der Sache thun können. Auf unser Befragen, ob denn die Geistlichen nicht Schulen einrichten könnten, sagte er uns, dafs hier lauter grusinische Popen seien, welche selbst nicht russisch verstehen und selbst kaum lesen und schreiben, so dafs sich von ihnen nichts erwarten lasse. Vielfach sollen die Swaneten selbst das Verlangen nach Schulen aussprechen, besonders seitdem sie der allgemeinen Wehrpflicht unterliegen. In der Praxis selbst dürfte die Sache auf grofse Schwierigkeiten stofsen, da die Ortschaften ziemlich weit auseinander liegen und die Wege[1] in der gröfsten Hälfte

[1] Wie schwierig die Kommunikation in Swanetien ist, geht unter anderem auch aus folgendem Umstand hervor. Als früher ein kleines

des Jahres nicht zu passieren sind. Man müfste sich also allenfalls mit Wanderschulen behelfen.

Neugestärkt durch den Rasttag machten wir uns auf den Rückweg. Den Weg den Ingur hinauf und über den leichten, nicht hohen Tuberpafs konnten wir nicht einschlagen, da dort keine einzige Brücke heil geblieben war. Das Aufsteigen zum Pafs erwies sich leichter, als wir nach dem nächtlichen Eindruck erwartet hatten. Wieder stellte sich uns der Uschba in seiner ganzen Pracht dar, von den Strahlen der Morgensonne beleuchtet; in nächster Nähe, etwas unterhalb Lalchor, auf dem linken Ufer des Ingur, winkten aus dunklem Tannenwald auf einem hohen Berge die weifsen Mauern des Klosters des heiligen Kirik. Dorthin strömt zweimal im Jahre ganz Swanetien zum Kirchenfest, an welches sich dann das Volksfest anschliefst. Zwischen mäfsig hohem Laubholze, in dessen Schatten noch Maiglöckchen blühen, steigen wir empor, oben wieder Birken und Vogelbeeren, dann die Alpenwiesen mit herrlichen Blumen, endlich wieder Schnee, auf dieser Seite mehr als auf der anderen. Nach fünf Stunden gelangten wir ohne grofse Anstrengung wieder auf den Pafs. Dieses Mal war der Himmel noch reiner als das erste Mal, und in voller Klarheit und blendender Reinheit zeichneten sich die weifsen Gipfel auf dem dunkelblauen Grunde ab. Vom Pafs schlugen wir den direkten Weg nach Tschoolur ein. Derselbe zweigt etwa in halber Höhe, an der Baumgrenze, nach rechts ab, ist sehr schwierig und geht steil abwärts; auch hemmen mehrere Bergbäche ohne Brücken die Schritte des Wan-

---

Kommando in Betscho stand, kam der Transport eines Tschetwerts (cirka 2 Hektoliter) Getreide von Kutais dahin auf 22—25 Rubel zu stehen. Die Unterhaltung der kleinen Truppe kostete der Krone jährlich 300 000 Rubel.

derers; unsere Führer legten einige dünne Baumstämme darüber hin, auf welchen wir nicht ohne Gefahr übersetzten. Ist man unten im Thale angelangt, so steigt der Pfad zu wiederholten Malen in ermüdender Weise wieder bergan, vom Flusse verdrängt. Dieser direkte Weg ist keinem Touristen anzuraten, welcher vom Zchenis-Zkali zum Latpari aufsteigt, er wird die besten Kräfte auf der unteren Partie des Aufsteigs aufbrauchen. Bei Tschoolur führt eine Brücke auf das linke Ufer. Die direkte Entfernung von Lalchor nach Tschoolur beträgt 25 Werst. Es war ein sehr ermüdender Marsch.

Als wir anderen Tages uns Lentechi näherten, sahen wir plötzlich den engen Pfad durch Kosakenpferde verstellt. Ein Kosak erklärte uns auf Befragen, dafs soeben ein Unglück geschehen. Ein Topograph zog mit einer Abteilung Kosaken auf Vermessungen aus. Als sie zu einer an den Felsen über dem Abgrunde angelehnten Brücke kamen, waren die Kosaken so unvorsichtig, anstatt einzeln, auf einmal zu Dreien hinüberzureiten. Die Brücke brach und zwei Kosaken und drei Pferde stürzten in den etwa 100 Fufs tiefen Abgrund und teilweise in den reifsenden Flufs. Ein Kosak hatte noch die Geistesgegenwart, sich aus dem Sattel zu schwingen und sich an einen noch festen Balken anzuklammern. Zwei Kosaken erlitten ziemlich starke Verletzungen, einer derselben hatte während des Falles das Bewufstsein verloren, erwachte aber im kalten Wasser sogleich wieder und schwamm trotz seiner Quetschungen und Wunden ans Ufer; sein Pferd wurde drei Werst weiter unten, stark beschädigt, aus dem Wasser gezogen und ist am nächsten Tage krepiert. Wie die Kosaken mit dem Leben davonkamen, ist ein reines Wunder. Durch diesen Unglücksfall belehrt, waren wir fernerhin an den gefährlichen

Stellen noch vorsichtiger als vorher. Nach ein paar Tagen gelangten wir auf demselben Wege, auf dem wir gekommen, wieder nach Kutais, wo uns nach den Entbehrungen der Reise das von einem Schweizer gehaltene, sehr gute Hôtel de France wie ein Paradies erschien. Hiermit endige ich meine Reisebeschreibung.

Um aber dem Leser auch einen kleinen Begriff von dem geistigen Leben der Swaneten zu geben, füge ich hier drei swanetische Sagen bei, welche in neuerer Zeit in den auf Initiative des Kurators des kaukasischen Lehrbezirks, Geheimrats Janowsky, herausgegebenen „Materialien zur Kenntnis des Kaukasus etc.“ [1] publiziert worden sind. Da die Swaneten keine Schrift haben, so pflanzen sie ihre Sagen mündlich fort, einige derselben, welche russische Schulbildung erhielten und in Mingrelien als Volksschullehrer wirken, haben diese Sagen aufgeschrieben.

1. Das Schicksal.

In alter Zeit lebte einmal ein junger Fürst. Niemand kam ihm gleich an Tapferkeit, Kühnheit, Heldenmut und Reichtum. Korn und Wein barg sein Haus im Überflufs, täglich safsen Gäste an seiner Tafel und wurden reichlich bewirtet. Er war der Liebling des Volkes, und alle jungen Mädchen hätten es für das gröfste Glück gehalten, seine Frau zu werden. Viele Väter warben um den edlen Jüngling für ihre Töchter und versprachen reiche Mitgift; aber

---

[1] Jedes Jahr erscheint ein Band dieser Materialien — in diesem Jahre der achte. Herr Janowsky erwirbt sich durch diese Ausgabe ein grofses Verdienst um die Kenntnis des Kaukasus. Neuerdings werden auf seine Veranstaltung auch die Werke des verstorbenen Barons Uslar, meist linguistischen Inhalts, herausgegeben und ist „Die abchasische Sprache“ schon im Druck erschienen.

keine der Schönen konnte das Herz des jungen Fürsten erobern.

Eines Tages ritt er durchs Dorf und gewahrte unter dem Vordach eines Hauses ein blasses, mageres Mädchen in abgetragenem Kleide mit der Spindel in der Hand. „Das ist dein Schicksal“, rief's in seinem Herzen, „nimm sie zu dir!“

Der Fürst stiegvom Pferde, näherte sich dem Mädchen, begrüſste sie und bat zu trinken.

„Verzeiht Herr! Ich kann nicht aufstehen, meine Füſse sind gelähmt seit meiner Kindheit“ sagte das Mädchen und rief die Mutter herbei.

Aus dem dunkeln, verrauchten Zimmer trat eine alte Frau, begrüſste den Fürsten und erfüllte bereitwilligst seine Bitte. —

„Tausend Dank, Mütterchen!“, sprach der Fürst, indem er den Krug zurückgab, „das Wasser, das du mir gereicht, ist gut und herrlich, aber noch besser und herrlicher ist dein Töchterlein; willst du sie mir zur Frau geben?“

Die Frau traute ihren Ohren nicht, Mutter und Tochter waren starr vor Erstaunen. Geraume Zeit brauchte der Fürst, die Frauen zu überreden, daſs er ernstliche und redliche Absichten habe; endlich gelang ihm solches. Der Tag der Hochzeit ward festgesetzt und der Bräutigam zog von dannen. Bald erfuhren die Nachbarn von der sonderbaren Wahl des Fürsten und nahmen die Einladung zum Hochzeitsschmause entgegen. Mit gespannter Neugier erwarteten sie den Tag der Hochzeit.

Der Bräutigam traf alle Vorbereitungen und erschien zur festgesetzten Stunde mit glänzendem Gefolge im Hause seiner krüppelhaften Braut. Um Mitternacht war alles bereit und das junge Paar nahm beim lustigen Abendschmause

die Glückwünsche der Gäste entgegen. Die Augen des Fürsten, der durch Neigen des Hauptes für die guten Wünsche der Gäste dankte, begegneten den vorwurfsvollen Blicken der verschmähten Schönen.

„Wie konntest du, edler Jüngling, uns diesen Krüppel vorziehen!“ sagten diese Blicke.

Der Fürst wurde nachdenklich; zu spät bereute er es, sein Schicksal an ein krankes, krüppelhaftes Mädchen gebunden zu haben. Als die schmausenden Gäste ihn mit seiner jungen Frau ins Schlafzimmer geleitet hatten, entfernte er sich unter dem Vorwand, noch nach den Gästen zu sehen, setzte sich aufs Pferd und sprengte hinaus in die weite Welt.

Grofse Aufregung herrschte am andern Morgen im Hause; man glaubte, es sei ein Unglück geschehen; Gäste und Gesinde zogen aus, den Bräutigam zu suchen, aber der war und blieb verschwunden.

Unterdessen sprengte der Fürst finster und schweigend auf seinem edlen Rofs durch den dunkeln Wald und gönnte sich nicht Rast, nicht Ruh. Erst am zweiten Tage stieg er ermüdet vom Pferde, legte sich unter einen Baum und schlief ein.

Da träumte ihm, er stehe auf der Terrasse seines Hauses. Plötzlich flammt am blauen Himmel ein zauberhaftes Licht auf. Die Wolken senken sich auf die Berge herab und bilden auf ihnen eine rosenfarbige, wellenförmige Oberfläche. Eine unsichtbare Hand ergreift ihn und trägt ihn dahin. Da sieht er eine Wage, die vom Himmel herniederhängt, und Engel in weifsen, glänzenden Gewändern. Zu beiden Seiten der Wage stehen Jungfrauen und Jünglinge in Festgewändern. Leiser Gesang ertönt. Engel führen die jungen Leute zur Wage und setzen sie darauf. Ein Engel beob-

achtet das Zünglein der Wage. Senkt sich die Schale des Jünglings, so wird ein anderes Mädchen auf die andere Schale gesetzt. Halten die beiden Schalen sich das Gleichgewicht, so legen die Engel die Hände des Jünglings und der Jungfrau ineinander und schicken das Paar hinunter auf die Erde.

Jetzt kommt die Reihe an den Fürsten. Plötzlich steht auf der andern Schale — man weifs nicht, woher sie gekommen — seine lahme junge Frau. Der Wagbalken steht gerade, die Schalen sind gleich — er erwacht. Der Fürst macht das Zeichen des Kreuzes, verwundert über dieses Gesicht. Dann schwingt er sich frisch aufs Pferd und reitet nach Haus.

Danach lebte das junge Paar in vollem Glücke bis ins hohe Alter.

2. Der Wessier.

Es war einmal ein Kaiser; der hatte einen Wessier, der war ein leidenschaftlicher Jäger. Eines Tages ging derselbe in den Wald zu jagen. Lange streifte er umher und suchte das Wild, aber vergebens. Auf einmal sieht er auf einem Baum einen Vogel, der hatte eine ganz besondere Stimme. Der Wessier schofs nach ihm und zu seinen Füfsen fiel — ein Weib von so grofser Schönheit, wie er sie noch nie in seinem Leben gesehen. Da dachte der Wessier: ich will dieses Weib meinem Kaiser zur Frau geben. Als der Wessier dieses Weib nach Hause brachte, bemerkte er, dafs sie unterwegs immer schwärzer und schwärzer ward; aber er dachte, wenn der Kaiser sie sehen werde, so werde sie wieder schön werden. Aber als er mit ihr zum Kaiser kam, war sie noch häfslicher und noch schwärzer geworden. Da wurde der Kaiser sehr zornig, verjagte den

Wessier und befahl ihm, selbst das Scheusal zu heiraten. Der Wessier that das: da ward das Weib immer schöner und schöner. Als der Kaiser davon hörte, liefs er dem verjagten Wessier sagen, er solle ihm seine Frau abgeben. Aber der wollte nicht. Da zürnte der Kaiser heftig, liefs ihn vor sich kommen und sprach zu ihm:

„Ich will dir ein Rätsel aufgeben; wenn du solches nicht lösest, so werde ich dich töten und deine Frau zum Weibe nehmen.“

„Sprich Kaiser! Was für ein Rätsel?“ antwortete der Wessier.

„Was bedeutet: adu und made und maama?“ [1]

Lang dachte der arme Wessier nach, aber er konnte das Rätsel nicht erraten. Da bat er den Kaiser um eine Frist. Der Kaiser gewährte sie. Der arme Wessier kam nach Hause und weinte. Er hatte drei verheiratete Schwestern. Einer seiner Schwäger, der von seinem Gram hörte, riet ihm, sich an die Zcheki-dau (Waldleute) zu wenden, und gab ihm Briefe an dieselben mit.

Lange, lange wanderte der Wessier, endlich kam er zu einem Zcheki-dau, welcher 50 Wessiere hatte, aber weder er noch seine Wessiere konnten das Rätsel lösen.

Da schickte ihn dieser Zcheki-dau zu seinem Bruder, der hatte 100 Wessiere; aber auch er konnte das Rätsel nicht erraten; er gab dem Wessier einen Brief an seinen Bruder, welcher 200 Wessiere hatte. Aber auch der dritte Zcheki-dau, so grofse Mühe er sich gab mit seinen Wessieren, konnte doch nichts herausbringen. Da gab er dem Wessier seinen Diener mit zur Begleitung und befahl ihm, dem Wessier auf alle und jegliche Weise an die Hand zu

---

[1] Diese Wörter bedeuten im Swanetischen: Ja — nicht — nein.

gehen. Lange streiften sie durch Wälder und Berge und kamen endlich an einen grofsen Flufs. Der Diener des Zcheki-dau hatte es satt, den Wessier zu begleiten, deshalb beschlofs er, ihn umzubringen. Als sie längs dem Ufer hingingen, ergriff er den Wessier und warf ihn ins Wasser; der arme Wessier rettete sich mit Mühe ans andere Ufer. Durchnäfst und ermattet stieg er ans Land und bemerkte in der Nähe ein Haus. Mit Mühe schleppte er sich zu demselben und trat in die Zimmer; aber alles war leer. Müde und hungrig kauerte er sich in dem Winkel eines Zimmers nieder. Plötzlich, um Mitternacht, kamen drei Fürsten in den Hof geritten. Sie stiegen vom Pferde und traten in das Zimmer.

Der eine von ihnen rief: „Mischka! Feuer!" Der zweite: „Mischka! Bänke!" Der dritte: „Mischka! Essen und Trinken!" Im Nu vollführte eine unsichtbare Kraft die Befehle. Da merkte der Wessier, dafs er sich in einem Zauberhause befinde. Die Fürsten afsen und tranken und ruhten sich aus, dann zogen sie weiter. Mit ihnen verschwand alles wieder.

Wohl fürchtete sich der Wessier sehr, aber er beschlofs, dasselbe zu versuchen, was die Fürsten gethan: vielleicht, so dachte er, wird der Geist auch meine Befehle vollziehen.

„Mischka! Mischka!" rief er mit lauter Stimme.

„Wer bist du und was willst du?" fragte der Geist.

Da erzählte ihm der Wessier sein Leid und bat ihn, er möge Feuer anmachen und ihm zu essen geben. Der Geist erfüllte sogleich seine Bitte. Aber unser Wessier liebte nicht, allein zu essen, und lud deshalb den Geist an seinen Tisch.

„Ich sehe, du bist ein guter Mensch!", sagte der Geist; „schon viele Jahre diene ich den Fürsten, aber niemals ist

es ihnen eingefallen, mich zu Tisch zu laden. Ich danke dir, denn Gott hat mich so geschaffen, dafs ich solcher Speise nicht bedarf."

So mufste der Wessier wohl oder übel allein speisen. Nachdem er sich satt gegessen, bat er den Geist, ihn zu begleiten. Der Geist willigte ein. So gingen sie zu Zweien lange Zeit. Sobald der Wessier den Weg verlor, rief er „Mischka!", und dieser half ihm wieder auf den rechten Weg.

Da begegneten sie einem Menschen, welcher sich auf einen Stock stützte. Der ermüdete Wessier bat ihn um seinen Stock, aber der Mann brach in Lachen aus.

„Warum lachst du?" fragte der Wessier.

„Da sieh mir einmal den Kerl, will meinen Stock haben", lautete die Antwort; „aber da nimm ihn und gieb mir 1000 Rubel."

„Warum schätzest du den Stock so hoch?"

„Ja, das ist kein gewöhnlicher Stock, du kannst mit demselben töten, wen du willst; du brauchst ihn nur nach deinem Opfer zu werfen und es wird fallen, und wenn es 10 Werst weit entfernt wäre."

„Mischka! soll ich den Stock kaufen?" fragte leise der Wessier.

„Wie du willst!" antwortete der Geist.

Der Wessier bezahlte 1000 Rubel und erhielt den Stock.

„Mach eine Probe an dem Verkäufer und nimm das Geld zurück", riet der Geist. Der Wessier that also und der Stock bewährte sich.

Bald kamen sie in eine Stadt, wo Bekannte des Wessiers wohnten. Einer derselben lud ihn zu sich und wollte ihm zu Ehren einen Schmaus veranstalten. Aber der Wessier bat ihn, sich nicht zu bemühen, und versprach, ihm einen

solchen Schmaus zu bereiten, wie er noch nie gesehen habe.

Zur bestimmten Zeit versammelten sich die Gäste und waren erstaunt, keinerlei Vorbereitungen zu sehen.

„Mischka! Bereite silberne Bänke und goldene Tische; stelle auf die Tische solche Speisen und Getränke, wie man sie sonst nirgends in der Welt trifft!“ rief der Wessier. In einem Nu war alles fertig.

Die Gäste waren erstaunt und befragten den Wessier voll Neugierde nach seinem unsichtbaren Diener. Unter den Gästen war ein Jude. Der hatte grofses Verlangen nach solch vorzüglichem Diener. Er liefs dem Wessier keine Ruhe und wollte ihm den Diener abhandeln. Nun, gegen einen Juden ist schwer aufzukommen, der erreicht doch immer, was er will. Der Jude sieht, der Wessier will ihm seinen Mischka nicht verkaufen, und bietet ihm zum Tausch einen Zauberkasten mit drei Federn an. So oft man an einer Feder drückte, so stiegen jedesmal 1000 von Kopf zu Fufs bewaffnete Krieger heraus. Der Wessier möchte den Kasten gar zu gern haben; er bittet Mischka um Eraubnis, ihn vertauschen zu dürfen.

„Thue, was du willst“ sagte Mischka. Da tauschte der Wessier und ging nach Hause. Aber unterwegs reute es ihn, dafs er seinen treuen Freund gegen den Kasten vertauscht hatte, und er fing an, heftig zu weinen.

„Mischka! mein Mischka! Warum habe ich dich vertauscht? Ich Unglücklicher, ich habe meinen treuen Freund verloren!“

Mischka vernahm seine Klagen. „Weine nicht“, rief er, „ich werde dich nicht verlassen.“

Der Wessier hüpfte vor Freuden wie ein Verrückter.

Als der Wessier in seine Heimat zurückkehrte, stiefs er auf die Leute des Kaisers, welche auf seine Rückkehr lauerten.

„Nun, hast du das Rätsel gelöst?“ fragten sie ihn.

„Macht, dafs ihr fortkommt, und eilt zu eurem Kaiser, solange ihr noch am Leben seid, oder es soll euch schlecht ergehen! Und meldet ihm, er möge mich in Ruhe lassen, sonst werde ich ihn mit seinem ganzen Heere verderben.“

Die Leute meldeten solches dem Kaiser. Der ergrimmte, sammelte alle seine Heere und zog gegen den Wessier. Wie wunderte sich der Kaiser, als er den Wessier ganz allein mit einem Kasten und einem Stock ihm entgegenkommen sah. Da fing der Kaiser an, mitleidig zu lächeln.

Der Wessier drückte auf eine Feder, da kamen aus der Kiste 1000 Bewaffnete hervor, welche das Heer des Kaisers vernichteten; derselbe suchte sich durch die Flucht zu retten, aber der Wessier warf seinen Stock nach ihm und tötete ihn. Und das ganze Reich und alle Schätze fielen dem Wessier in die Hände.

Aber ihr, Zuhörer, seid munter und lustig, bis euch widerfährt, was mit unserm Helden geschehen ist.

3. Drei Brüder.

Es lebten einmal drei Brüder; das waren mächtige und gewaltige Fürsten. Als die Zeit kam, dafs sie heiraten sollten, schrieben sie alle drei an einen und denselben Kaiser und baten um die Hand seiner Tochter, die durch ihre Schönheit berühmt war. Als der Kaiser die Briefe erhielt, ergrimmte er und wollte die Brüder für ihre Frechheit bestrafen. Aber diese sammelten ein Heer und wollten den Kaiser bekriegen. Da erkannte dieser, dafs mit ihnen nicht

zu spafsen sei, erschrak, liefs sie vor sich kommen und sagte zu ihnen:

„Gut! Ich will demjenigen von euch meine Tochter zur Frau geben, der mir ein Ding bringt, das in meinem Reiche noch nicht vorhanden ist."

Die drei Brüder nahmen jeder 1000 Rubel in die Tasche und zogen in die weite Welt hinaus, ein solches Ding zu suchen.

Lange wanderten sie. Endlich begegneten sie einem Menschen, der einen kleinen Teppich trug. Der älteste Bruder fragte: „Was kostet der Teppich?" „Du willst ihn mir doch nicht abkaufen?" erwiderte der Gefragte. „Wenn ich wollte, wer wagte es, mich dran zu hindern?" „Ja, soviel Geld hast du nicht; denn das ist kein gewöhnlicher Teppich, das ist ein Zauberteppich; auf demselben kannst du zu jeder Zeit in einem Augenblick fliegen, wohin du willst!"

„Was soll er kosten?"

„Du bist auf der Reise, woher solltest du soviel Geld haben, als ich dafür verlange?"

„Nun, wie hoch ist der Preis?"

„Tausend Rubel! Keinen Kopeken weniger! Hast du Lust, so gieb mir das Geld und nimm den Teppich!"

Da zog der älteste Bruder 1000 Rubel aus der Tasche und kaufte den Teppich. Die Brüder gingen weiter. Da liegt auf dem Wege ein Mensch, der schaut starr in einen kleinen Spiegel, als könnte er sich nicht satt sehen an seinem Gesicht.

„Was schaust du so eifrig in den Spiegel wie ein Mädchen? Kennst du bis jetzt dein Gesicht nicht?" fragte der zweite Bruder.

„Ach, was verstehst du? Das ist kein einfacher Spiegel, das ist ein Zauberspiegel, darin kann man alles sehen, was auf der Welt vorgeht.“

„Verkaufe mir den Spiegel“, sagte der zweite Bruder.

„Nun gut!“, sprach der Mensch, „aber für weniger als 1000 Rubel gebe ich ihn nicht her.“

Der zweite Bruder zahlte das Geld aus und nahm den Spiegel. Darauf zogen sie weiter.

Da kommt ihnen ein Mensch entgegen, der trägt gar vorsichtig ein kleines Glas in den Händen.

„Warum trägst du das Glas gar so vorsichtig?“ fragte der jüngste Bruder.

„Ja, das ist kein gewöhnliches Glas, wie man's alle Tage sieht“, erwiderte der Angeredete. „Wenn man in dieses Glas ein wenig Rotwein gießt und denselben sogar einem Toten in den Mund träufeln läßt, so wird selbst der Tote wach und wird gesund und kräftig sein wie ein Jüngling.“

„Verkaufe mir das Glas!“ sagte der jüngste der Brüder.

„Gut! Aber es kostet 1000 Rubel.“

Da zahlte der jüngste Bruder die 1000 Rubel und alle setzten sich unter einen Baum und ruhten aus, um dann heimzukehren.

Plötzlich sieht der zweite Bruder in seinem Spiegel, daß die Kaiserstochter, um deren Hand sie warben, gestorben war. Da setzten sich alle drei auf den Teppich und flogen hin in das Reich, wo sie gelebt hatte. Unterdessen aber wollte man dort die Prinzessin schon zu Grabe tragen.

Da rief der jüngste Bruder den Trägern zu, sie sollten stille stehen, und bat, man möchte ihm etwas Rotwein bringen.

Der Wein wurde gebracht; der Fürst gofs ihn in sein Glas und liefs der Prinzessin einige Tropfen in den Mund träufeln. Diese erwachte und war noch viel schöner, denn vorher. Verschämt reichte sie ihrem Retter die Hand und bat den Vater, er möge sie dem jungen Fürsten zur Frau geben. Der Kaiser war so erfreut, seine Tochter wieder lebendig zu sehen, dafs er ihre Bitte gern erfüllte.

VI.

Die Juden in den kaukasischen Bergen.

I.

In der bunt zusammengewürfelten Masse der kaukasischen Völker stoſsen wir da und dort auch auf Abkommen der semitischen Rasse. Sie haben sich in unvordenklichen Zeiten in den Hochthälern und Hochebenen des Kaukasus niedergelassen und unterscheiden sich in Sprache, Religion und Gebräuchen wesentlich von den europäischen Juden. Ansässig sind sie hauptsächlich im Daghestan, in den Gouvernements Elisabethpol und Baku, und im Terekgebiet. Ihre Zahl beträgt nach den neuesten statistischen Erhebungen etwa 21 000 Köpfe beiderlei Geschlechts in etwa vierzig Aulen[1].

Verschiedene Male schon ist der Versuch gemacht worden, diese „Bergjuden" eingehender zu beschreiben, aber niemand war dazu berufener als ein gewisser Herr Anisimoff, welcher, selbst diesem Volke entstammend, einen groſsen Teil seiner Jugend unter demselben zugebracht hat. Im Sommer 1888 hat er seine Landsleute wieder besucht und an Ort und Stelle Forschungen angestellt, deren Resultate uns in russischer Sprache in einem in Moskau herausgegebenen, 150 Seiten umfassenden Werke vorliegen. Wir be-

[1] In dieser Zahl sind nur die sogenannten „Bergjuden" inbegriffen, im ganzen Kaukasus zählt man 38 000, nach anderen Quellen sogar über 50 000 Juden beiderlei Geschlechts.

mühen uns im Folgenden, das Interessanteste aus dieser Arbeit mitzuteilen.

Ein Hauptgrund der Unvollständigkeit früherer Arbeiten über besagtes Thema liegt in dem Fanatismus und der Ausschliefslichkeit dieser Juden den anderen Juden gegenüber. Sie haben eine Menge religiöser Gebräuche und Glaubenssätze, welche den europäischen Juden gänzlich fremd sind, vor allem sind sie eifrige Anhänger des Talmud. Der Hafs gegen andere Juden wurde noch verstärkt dadurch, dafs nach Eroberung des Kaukasus die jüdischen Soldaten aus Rufsland, welche von den „Bergjuden" als Glaubensgenossen gastfreundlich aufgenommen wurden, diesen wegen ihrer rohen und groben Manieren den Spitznamen „Ochsen" gegeben haben, welcher sich bis zum heutigen Tage erhalten hat. Wie grofs die Feindschaft zwischen beiden ist, beweist am besten das bei den Bergjuden übliche Sprichwort: „Es ist nicht gut, einen europäischen Juden[1] durch einen Schnitt in den Hals zu töten, man mufs ihn in den Nacken stechen, um ihn länger zu quälen", — und eine Menge blutiger Begegnungen beider Teile.

Wann diese Juden sich im Kaukasus angesiedelt haben, darüber fehlen schriftliche Urkunden; laut der mündlichen Überlieferung stammen sie von den Israeliten ab, welche von assyrischen und babylonischen Königen aus Palästina weggeführt und in Medien angesiedelt worden waren. So stammen also die Vorfahren derselben aus den Zeiten des ersten Tempels und haben keinen Anteil genommen an der Ermordung Christi, wie sich dessen die Bergjuden überall rühmen. Schon in Persien haben diese Juden sich mit dem iranischen Stamm der Taten vermengt und die heidnische

---

[1] Diese werden „Eschgenesi" genannt.

Religion dieser letzteren angenommen, andere haben unter den Iranern die mosaische Religion verbreitet. Das hatte zur Folge: einmal, dafs die jetzige Sprache dieser Ebräer zur Gruppe der iranischen Sprachen gehört, d. h. in naher Verwandtschaft steht mit der persischen, kurdischen, ossetischen und der im Talysch gebräuchlichen Sprache, und zweitens, dafs in ihre Religion heidnische Elemente sich eingeschlichen haben. Im Mittelalter haben sie sich dann nochmals mit den am Westufer des Kaspischen Meeres wohnenden Chasaren vermengt in der Weise, dafs sie die Chasarenkönige als die ihrigen ansahen. Endlich, als die Araber in den Kaukasus einbrachen, nahm eine grofse Zahl der Taten-Ebräer den Islam an, während andere dem Mosaismus treu blieben und den Namen „Dagh-Tschufug“ d. i. „Bergjuden“ erhielten. Bis auf den heutigen Tag sind die Taten von den Juden schwer zu unterscheiden und allenfalls nur daran zu erkennen, dafs sie an der Schläfe keine Locken tragen. Die Taten selbst erzählen, dafs sie vor nicht langer Zeit die jüdische Religion bekannt haben, und verwahren sorgfältig die ebräischen Bücher, welche ihnen von ihren Vorfahren hinterlassen worden sind; auch geben sie ihren Kindern fast ausschliefslich Namen aus dem alten Testament.

In einem Dorfe im Daghestan fand Anisimoff auf Pergament geschriebene Predigten, die 200 bis 300 Jahre alt sein mögen und aus welchen erhellt, dafs die Bergjuden noch nicht sehr lange mit den europäischen Juden und den Gesetzen der mosaischen Religion bekannt sind. Diese Predigten sind auf der Haarseite des Felles geschrieben, während nach dem Talmud nur diejenigen Predigten Geltung haben, welche auf der inneren Seite aufgeschrieben sind. Aufserdem haben die Bergjuden ganz im Gegensatz zu den euro-

päischen Juden eine Menge heidnischer Vorstellungen von guten und bösen, von beständigen und unbeständigen Gottheiten, von den Jahres- und Festzeiten, auch sehr charakteristische Gebräuche bei Hochzeiten und Begräbnissen, sie haben noch mit anderen Bergvölkern die Blutrache gemein. In bürgerlicher Beziehung sind sie seit 1883 den anderen Bewohnern des Kaukasus völlig gleichgestellt.

Die Bergjuden haben sich nach Verfolgung des mosaischen Glaubens von seiten der Perser hauptsächlich im jetzigen Daghestan und im Terek-Gebiet zerstreut und sich, entsprechend ihrer hauptsächlichen Beschäftigung, in Hochebenen und Schluchten der Berge oder an deren Abhängen niedergelassen. Ihre Aule liegen zwischen den Aulen anderer Stämme zerstreut oder auch getrennt von ihnen, stellenweise wohnen sie mit den Eingebornen zusammen. Sie leben überhaupt mit wenig Ausnahmen in gutem Einvernehmen mit diesen. Nicht selten schliefst der Jude mit dem Muselmann enge Freundschaft und wird, nachdem er mit ihm den Freundeskufs gewechselt, sein lebenslänglicher „Kurdasch". Dabei werden die Waffen ausgetauscht und das heilige Gelübde gethan, in Not und Gefahr sich gegenseitig bis auf den letzten Blutstropfen beizustehen. Wenn aber trotzdem die Muhammedaner manchmal ihre Unzufriedenheit mit den Juden aussprechen und sie „Kipti", d. i. Verirrte, oder „Schuhut", auch „Tschufut" nennen, so kommt das daher, dafs sie überhaupt keine andere Religion aufser der ihrigen anerkennen und alle zu ihrem Glauben bekehren möchten. Das erhellt auch daraus, dafs sie bis auf den heutigen Tag den Krieg mit den „Giaurs" offen als einen heiligen erklären und der festen Überzeugung sind, dafs jeder, der in diesem Kriege fällt, sich dadurch das Himmelreich erwerbe. Ein weiterer Grund der Nichtachtung der jüdischen Religion

von seiten der Muhammedaner liegt noch darin, dafs die Juden nur „koscheres“ Fleisch essen dürfen und darum den Muhammedaner in Verlegenheit bringen, wenn sie zu ihm zu Gast kommen. Nimmt aber ein Jude den Islam an, so steht er in höchstem Ansehen bei den Muhammedanern und erhält den Titel „Scheich“, d. i. Heiliger. Der ganze Aul sucht einen solchen Scheich zu ehren und überhäuft ihn mit Geschenken; der eine bringt ihm ein Pferd, ein zweiter schenkt ein Stück Land, ein dritter Getreide, ein vierter eine Herde etc. Das schönste und reichste Mädchen im Dorfe wird ihm zur Frau bestimmt. Wo er vorübergeht, halten es alle für ihre Pflicht, aufzustehen und ihn mit „Salam alaikum“ zu begrüfsen, worauf er antwortet „wo-alaikum wo-salam!“

Ein grofser Teil der Bergjuden lebt in den Städten und beschäftigt sich mit Handeln und Hausieren, die in den Aulen lebenden sind vorzugsweise Ackerbauer; sie bauen Weizen, Gerste, Reis, Tabak, Obst und Wein, auch Gemüse; ein geringer Teil sind Handwerker und fabrizieren Saffian. Jedoch sind weder die in der Stadt noch die auf dem Land wohnenden besonders reich; letzere haben sehr wenig Grund und Boden (im Mittel nicht mehr als 0,18 Dessät.) und sehr wenig Arbeitsvieh. Unter den Kaufleuten giebt es einige Reiche mit einem Vermögen von 25—30 000 Rbl., während in den Aulen diejenigen für wohlhabend gelten, deren Haus- und Grundbesitz einen Wert von 1000—2000 Rubel repräsentiert. Dagegen ist die Zahl derjenigen ziemlich grofs, welche kein Eigentum haben, sondern sich als Tagelöhner vermieten und von der Hand in den Mund leben. Einen grofsen Schlag hat der Wohlstand der Bergjuden, wie überhaupt vieler Bewohner des Kaukasus dadurch erlitten, dafs die Alizarinfarben die Pflanzenfarben, namentlich die

Färberröte (Rubia tinctorum) verdrängt haben. Diese Pflanze wurde in vielen Gegenden, auch von den Bergjuden, gebaut und gab ohne besondere Pflege ziemlich reichen Ertrag. Die Wurzel erreicht nach drei Jahren schon eine ziemliche Dicke und eignet sich zum Verkauf; sie wird 2—3 Fufs tief ausgegraben; der Stumpf wächst nach und giebt im nächsten Jahre wieder reichen Ertrag. So war der Bau der Färberröte ein gutes Geschäft, die Pflanze brauchte keine Pflege und mufste nur alle 15—20 Jahre wieder neu ausgesäet werden. Verkauft wurde dieselbe zu 8 und 10, ja 15 Rbl. pro Pud, nach Einführung der Alizarinfarben gingen die Preise auf 2 Rbl. herunter, so dafs die Wurzeln jetzt schon nicht mehr ausgegraben werden und Tausende von Pud unbenützt in der Erde liegen. Mit Viehzucht geben sich die Bergjuden wenig ab; auf jeden Hof kommt im Durchschnitt nicht mehr als 0,68 Stück Vieh. Von den Haustieren sind am meisten verbreitet das Pferd, die Kuh, der Büffel, der Esel, das Schaf und die Ziege. Am meisten geschätzt wird der Büffel, welcher sehr gute, dicke Milch liefert und der Esel wegen seiner Ausdauer. Das Kamel kommt selten vor.

Sehr interessante Mitteilungen finden wir in dem Buche über die Gebräuche und Religion der Bergjuden. Schon oben haben wir es kurz berührt, dafs die Religion derselben sich wesentlich unterscheidet von der Religion der europäischen Juden und stark versetzt ist mit heidnischen Elementen, deren Abstammung aus der persischen Religion teilweise sich unschwer erkennen läfst. Obgleich die Bergjuden streng genommen Monotheisten sind, so glauben sie doch, dafs aufser dem einen Gott noch andere Wesen göttlichen Ursprungs existieren, welche in allen ihren Unternehmungen sich des göttlichen Beistandes erfreuen und in

der Natur und dem Leben der Menschen grofse Gewalt haben. Einige dieser Wesen sind sichtbar und erscheinen dem Menschen in Gestalt eines Tieres, um ihn zu bestrafen oder zu belohnen. Zu diesen sichtbaren Gottheiten gehören: Num-Negir, Oshdehoe-Mar, Ileh-Novi, Schehadu, Ser-Ovi, Ledei-Ov und andere. Zum gröfsten Teil aber sind die Gottheiten unsichtbar und bringen, über die Natur herrschend, in derselben allerlei Erscheinungen hervor, welche beim Menschen Freude oder Entsetzen erregen und womit sie den Menschen ihre Gnade oder ihren Zorn ausdrücken. Von den unsichtbaren Göttern geniefsen besondere Achtung: Idor, Semirei, Gudur-Boi, Kesen-Boi. Freilich sind bei den europäischen und russischen Juden die Tage dieser Nebengötter gezählt, aber in den Aulen werden sie noch immer verehrt und an gewissen Tagen werden ihnen zu Ehren Feste veranstaltet. Die einen dieser Götter sind in ihren Eigenschaften entweder beständig, oder aber sie verändern sich entsprechend dem Thun der Menschen, die sie beschützen, und sind für diese bald gut, bald böse. Zu den letzteren gehören: Num-Negir, Semirei, Gudur-Boi, Kesen-Boi und Ser-Ovi; zu den ersteren, welche beständig eine und dieselbe Eigenschaft haben, die guten Götter Ileh-Novi und Oshdehoe-Mar, sowie der böse Schehadu.

Num-Negir[1] ist der Beschützer der Reisenden und der Gott der Fruchtbarkeit. Um seine Gunst zu erwerben, mufs man den Nächsten und dessen Kinder lieben, wie die eigenen, und freundlich gegen die Reisenden sein. In diesem Fall erscheint der Gott in Gestalt eines weifsen Marders,

---

[1] Von Num = Name und ne gjurde = nicht halten, nicht nennen, also der „Unaussprechliche". Den Namen Gottes auszusprechen ist bei den Bergjuden, wie bei den Juden überhaupt, nicht erlaubt; ebensowenig darf der Name Num-Negir ausgesprochen werden.

welcher mit Blitzesschnelligkeit vorbeiläuft und augenblicklich wieder verschwindet. Dann kann der Mensch auf das Gelingen seines Unternehmens und auf glückliche Heimkehr von der Reise rechnen. Wenn aber dieses rätselhafte Tier dem Menschen zwischen den Füfsen durchläuft, so bedeutet das Unglück und einem solchen Menschen wird nichts gelingen. Alles Unglück im Hause wird dem Num-Negir zugeschrieben; die Krankheiten der Neugeborenen werden so erklärt, dafs der Gott die Kinder „würge“ für die Sünden der Eltern. Überhaupt wird Num-Negir nicht sehr verehrt, weil es nur sehr wenige Glückliche giebt, denen er gnädig ist. Sein Name allein schon jagt den Eltern panischen Schrecken in Bezug auf das Leben der Neugeborenen ein. Wenn das Kind unwohl wird, Krämpfe bekommt und unaufhörlich schreit, wenn auf den Lippen rosenfarbiger Schaum und auf dem Gesicht auffallende Blässe sich zeigt, so geben es die weiblichen Hexenmeister im Aul auf, und das Kind stirbt nach zwei oder drei Tagen. Die armen Eltern, welche wenigstens ein Kind am Leben erhalten möchten, können den grausamen Gott nicht besänftigen und von ihm keine Vergebung für ihre Sünden erlangen. Sie ziehen in ein anderes Haus, verkaufen ihr Kind zum Schein an jene Frauen, um es später wieder zurückzukaufen — alles vergebens! — oftmals sind sie dazu verurteilt, keine Kinder zu haben. Die arme Mutter! Jedes Jahr schenkt sie einem Kinde das Leben und jedes Mal erwartet sie mit Angst und Bangen die verhängnisvolle Krankheit, welche die Frucht ihres Leibes vernichtet. In Wirklichkeit freilich hat der böse Num-Negir keine Schuld, sondern die Kinder werden ein Opfer des Aberglaubens. Denn die „Momoi“ (Hebammen) und die Hexenmeister traktieren das neugeborene Kind gar grausam, geben ihm allerlei Kräutersäfte

ein und treiben greulichen Hokuspokus mit ihm. Man zieht es durch einen eisernen Dreifufs, hält es zu Thüren und Fenstern hinaus, schliefst es in eine Kiste ein u. s. w. Bleibt das Kind am Leben, so wird das der Kunst der Momoi und Hexenmeister zugeschrieben. Überhaupt haben diese sehr grofsen Einflufs und heilen nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene. Aufser Kräutern dienen als Heilmittel verschiedene Öle, Salze, Fleisch von Tieren, wie z. B. der Fledermäuse, des Igels, der Ratten, das Blut weifser und schwarzer Vögel mit Milch vermischt, u. s. f. Wunden werden durch Auflegen von Leber, mit Schaffett und Teig geheilt, dem Honig oder Zucker beigemengt ist. Die Hauptsache aber, ohne welche kein Schwerkranker auskommen kann, ist das „Heikel" (Talisman), ein dreieckiges Stück Tuch oder Leder, mit Goldlitzen verziert. Man näht dasselbe unter der Achsel oder auf dem Rücken ins Oberkleid ein, trägt es auch manchmal an einer Schnur um den Hals. In diesen Talisman werden, je nach dem Charakter der Krankheit, verschiedene Gräser und Steine eingelegt, welche zu mehreren Malen mit seidenen oder baumwollenen Fäden umwunden sind, die auch ihre eigene Bedeutung haben; dazu werden verschiedene Zauberformeln gemurmelt.

Oshdehoe-Mar[1] und Ser-Ovi[2] sind Haus- und Wassergeister. Den Hausgeist stellt man sich vor nach Art einer siebenköpfigen Schlange, welche entweder unter dem Boden oder in der Decke wohnt. Diese Schlange wird von niemandem gesehen, weil sie niemals ihr Nest verläfst; aber sie schickt ihre Jungen aus, welche niemandem ein Leid thun, wenn man sie nicht schlägt oder zu töten sucht. In

---

[1] Von Oshdoho = Ungeheuer, Riese, und Mar = Schlange.

[2] Ser = Haupt und Ovi = Wasser.

manchen Häusern stellt man eine Schale mit Honig auf und glaubt, dafs Oshdehoe-Mar selbst aus seinem Neste herauskomme, um die Opfergabe zu versuchen. Diese Gottheit gehört zu den guten Geistern und sorgt für die Wohlfahrt der Familie.

Ser-Ovi, der Wassergeist, hat has Aussehen einer zarten, schneeweifsen Jungfrau. In Mondnächten sitzt sie am Brunnen und bewacht das Wasser, damit die Menschen es nicht verunreinigen. Manchmal lockt Ser-Ovi junge Leute an und ersäuft sie; alte läfst sie in Ruhe. Dagegen fürchtet die Göttin Stahl und Eisen und flieht vor demselben. Deswegen nimmt, wer nachts nach Wasser geht, irgendein stählernes Werkzeug mit sich und schwingt es in der Luft und über dem Brunnen. Auch tragen aus diesem Grunde fast alle Männer und Frauen stählerne Ringe am Finger. In dunkeln Nächten ruht die Göttin in Gestalt eines schwarzen Nebels über dem Wasser. Ser-Ovi oder, wie ihr anderer Name ist, Ledei-Ov (Mutter des Wassers) liebt besonders, schwangere Frauen zu schrecken und zu betrügen. Deswegen soll eine Wöchnerin nie allein bleiben; denn sonst kommt Ser-Ovi zu ihr in Gestalt einer nahen Verwandten, nähert sich ihr unbemerkt, hebt die Decke auf und nimmt ihr die Eingeweide, wie Herz, Leber und Lungen, heraus. Eine Hebamme liefs einmal eine Wöchnerin auf einen Augenblick allein. Als sie zurückkam, bemerkte sie einen grofsen Blutflecken in Form einer Hand über der Thüre, während die Wöchnerin blafs und halb tot im Bette lag. Auf Befragen erklärte die Kranke, dafs soeben eine Verwandte bei ihr gewesen und sich, wie sie näher herzugekommen, in ein schreckliches Weib verwandelt und ihr die Eingeweide herausgenommen habe. Zu derselben Zeit ging ein frommer Mann am Bache vorbei und sah

eine weiſse Frau mit langen Haaren, welche mit aufgestülpten Ärmeln menschliche Eingeweide am Bache auswusch. Er zieht seinen Dolch, geht auf sie los und ruft ihr zu, sie solle die Eingeweide wieder dahin zurücklegen, wo sie sie genommen habe. Sie befolgt seinen Befehl, aber verflucht den Mann mit seinem Samen. Und der Fluch ging in Erfüllung; alle seine Kinder starben. Ein anderer Mann soll bei einer ähnlichen Gelegenheit der Ser-Ovi einen Zopf abgeschnitten haben, welchen viele vor gar nicht langer Zeit noch gesehen haben wollen.

Ileh-Novi ist eine Verbindung des Propheten Elias mit dem Gott des Reichtums. Er erscheint ausschlieſslich in der Nacht vom Samstag zum Sonntag, weshalb diese Nacht seinen Namen trägt. Er erscheint in allerlei Gestalten, entweder als ärmlich gekleideter Wanderer oder als weiſser Geist mit langem Bart. Als Wanderer kommt er oftmals in die Häuser und bittet um gastliche Aufnahme. Deshalb befiehlt jeder Hausherr in der Nacht vom Samstag auf Sonntag seiner Frau, das „Chinkal“ (mit Essig und Knoblauch gebratene Stücke Schaffleisch) zu kochen, obgleich die Bereitung dieser Speise viel Mühe kostet und bis nach Mitternacht zu schaffen macht, da nach dem Gesetz Mosis nicht vor 8 Uhr abends damit begonnen werden darf. Wenn die Frau sich weigert, so gilt es sogar für ein Gott wohlgefälliges Werk, die Frau dafür zu schlagen, denn es kann gar leicht geschehen, daſs Ileh-Novi im Hause Einkehr hält. Wer den Gott in dieser Nacht bei sich aufnimmt und ihn mit „Chinkal“ und Wein bewirtet, der wird alles in Hülle und Fülle haben; der Wohlhabende aber, der ihn nicht aufnimmt, wird ärmer und ärmer und endlich zum Bettler werden. Als weiſser Geist erscheint Ileh-Novi in dieser Nacht (nur bei Mondschein) hauptsächlich an unreinen Orten und

auf dem Mist. Wer ihn sieht, darf nicht erschrecken und nicht „woi“ rufen. Denn das zieht Verarmung oder gar Krankheit und Tod nach sich. Wer aber den Ileh-Novi begrüfst oder das Wort „boi“ (reich) ausspricht, wird reich und glücklich werden. Der Gott erscheint auch oftmals als Bettler bei Hochzeiten, und wenn man ihn aufnimmt und ihm einen Ehrenplatz anweist, so wird das junge Paar glücklich sein, im entgegengesetzten Falle aber wird einer von den Neuvermählten, möglicherweise schon in der ersten Nacht, sterben. Daher wird zur Hochzeit der ganze Aul eingeladen und den Armen ihr Platz mitten zwischen den Reichen angewiesen.

Von Ileh-Novi wird noch folgende Geschichte erzählt. Es war einmal ein Reicher, der hatte grofse Rinder- und Schafherden. Einmal bat sich der Gott bei ihm zu Gast. Da sich der Reiche nicht lossagen konnte, so nahm er ihn auf; da er aber sehr geizig war, so liefs er für den Gast anstatt eines Schafes eine Katze schlachten. Der Gast stellte sich an, als merke er nichts, afs die Katze auf und verfluchte den Wirt. Da wurden alle Herden des Reichen mitsamt den Hirten in Steine verwandelt. Und bis auf den heutigen Tag zeigt man in der Nähe eines Auls eine Menge Steine, welche in ihren Formen an Schafe erinnern, und einige aufrechtstehende, welche die Hirten vorstellen.

„Schehadu“ ist ein unsauberer Geist, welcher in allen möglichen Gestalten den Menschen zu betrügen und zu verführen sucht. Er hat unter sich eine Menge Geister, welche auf seinen Befehl sich in dem Menschen niederlassen und über ihn nach Belieben schalten und walten. Die Kinder dieser Geister wohnen in der Erde, wo ihre Wohnungen und ihre Weiber sind. Wenn ein unreiner Geist sich in einem Menschen niederläfst, so wird er verrückt und heifst

„schehaduni", d. i. vom bösen Geist besessen. Schehadu liebt nicht, wenn man kochendes Wasser auf die Erde ausgiefst, weil dadurch die Kinder der unreinen Geister verbrannt werden, welche sich oftmals unter dünner Decke an der Oberfläche aufhalten, um die Thaten und Werke ihrer Väter zu belauschen. Wer aber heifses Wasser auf die Erde giefst, zu dem schickt Schehadu einen seiner Untergebenen, welcher den Menschen an Herz und Kehle anfafst und ihn würgt. Dabei tritt aus Mund und Nase Blut und Schaum, und der Kranke fängt an zu röcheln. Völliger Irrsinn wird so erklärt: Da Schehadu zu wenig Weiber für seine Untergebenen hat, so sucht er solche zu sich zu locken. Deshalb schickt er in dunkeln Nächten seine Geister in Gestalt von nahen Verwandten zu denen, welche er rauben will. Wenn sie ans Haus kommen, so klopfen sie an Thüre und Fenster, die Stimme Bekannter nachahmend. Die Leute öffnen die Thüren, kommen heraus und sehen vor sich ihre Bekannten, welche sie auf die Strafse oder vors Dorf rufen unter dem Vorwand, dafs sie jemand zu sehen wünsche. Wer ihnen folgt, wird von den Geistern ergriffen und in die Abgründe und Wohnungen der Geister hinabgezogen. Dort werden die Gefangenen mit allerlei Speisen genährt, verlieren den Verstand und treten in die Dienste der bösen Geister; die Weiber aber heiraten dort und bleiben ewig in der Erde. Manche haben den Betrug bemerkt, sind mit Dolchen bewaffnet hinausgegangen und haben solche in der Luft geschwungen, worauf die Geister verschwanden; aber den Verstand haben die Leute doch verloren. Manchmal verspäten sich die Geister, und wenn es Tag wird, haben sie keine Gewalt mehr; dann müssen sie ihre Gefangenen mitten auf dem Wege loslassen; aber

diese kommen wahnsinnig nach Hause. Man trifft viele, die vom Wahnsinn geheilt worden sind und behaupten, daſs sie Geister gesehen haben, in ihren Wohnungen waren u. s. f. Die Gestalt der Geister wird also beschrieben: Sie sind menschenähnliche Wesen, haben aber Hörner und Schwänze, breite Füſse und Hände mit sechs fächerartig abstehenden Fingern, ein schiefes Maul und krumme Backenzähne. An den Fingern haben sie schreckliche Klauen.

„Idor“ ist ein unsichtbarer Geist und Herr des Pflanzenreiches. Sein Fest wird zu Anfang des Frühjahrs gefeiert und heiſst „Schev-Idor“, d. i. Nacht des Idor. Zu diesem Feste werden im Laufe des Jahres allerlei Früchte und Beeren gesammelt, eingesalzen und getrocknet. Zur Zeit des Abendessens, wenn alle Glieder der Familie um das auf dem Boden aufgelegte Tischtuch herumsitzen, auf welchem die Speisen aufgestellt sind, bringt die Wirtin eigenhändig auf einem Theebrett diese Früchte und Beeren und wünscht allen Anwesenden Gesundheit und alles Gute. Das jüngste Glied der Gesellschaft erhebt sich, nimmt das Theebrett mit Worten des Dankes in Empfang und stellt es feierlich auf das Tischtuch. Der Hausherr nimmt eine gröſsere Frucht, spricht ein Gebet und fordert sodann die anderen auf, seinem Beispiel zu folgen, welche nun eifrigst ihr Möglichstes thun, die Früchte aufzuzehren, während die Hausfrau sich wieder in ihre Hälfte begiebt. Wenn die Früchte aufgegessen sind, so heben alle Anwesenden die Hände zum Himmel empor und bitten Gott, daſs er ein gesegnetes Jahr werden lasse. Es herrscht der Aberglaube, daſs in dieser Nacht alle Bäume und Kräuter eine groſse Schmauserei veranstalten, bei welcher die Fruchtbäume die erste Rolle spielen. Die Eiche gilt für den König der Bäume, weil sie alle anderen Bäume überdauert; die Rebe und die

Kornelkirsche sind heilig, weil sie aus dem Paradies stammen und von keinem Wurm angestochen werden. Während jenes Schmauses teilen sich die Bäume in Gruppen und die verwandten tanzen und singen miteinander. Mit Morgengrauen endet das Fest, und alle begeben sich mit Musik und Gesang zu Idor, dem Gott der Fruchtbarkeit, welcher jedem das Urteil spricht oder die Lebenszeit bestimmt. Die traurigste Rolle im Zuge spielen die Pappeln nnd andere unfruchtbare Bäume und Pflanzen, welche mit Geheul und Wehklagen hinter den Fruchtbäumen herziehen und den Gott bitten, sie fruchtbar zu machen, und sei es auf Kosten der Lebensdauer. Aber der Gott erfüllt ihre Bitte nicht, und mit gesenktem Haupte ziehen sie von dannen, während die anderen Bäume rauschen und singen und den Gott loben, welcher vor ihnen herzieht, um der Erde Feuchtigkeit zu spenden. Der Mensch kann alle diese Festlichkeiten nicht sehen, aber er hört ein sonderbares Geräusch, das in dieser Nacht bis zum Morgen erschallt.

Nahe verwandt dem „Idor“ ist „Semirei“, der Gott des Regens, des Donners und Blitzes. Sobald der Regen beginnt, ziehen die Kinder ihre Oberkleider und ihre Mützen verkehrt an und einen Sack über den Kopf; dann eilen sie auf die Strafse, fassen sich an der Hand, bilden einen Kreis und singen, sich bald nach rechts, bald nach links drehend, ein Lied zu Ehren Semireis, in welchem sie den Gott bitten, dafs er den Regen „batmanweise“ (eimerweise) herunterschicke und die Pflanzenwelt reichlich tränke. Bei Dürre versammelt sich der ganze Aul auf dem Kirchhof, fastet den ganzen Tag und betet zu dem Gott, dafs er Regen sende, während die Kinder mehrere Male um den Kirchhof herumgehen und Semirei anrufen. Unterdessen

haben einige Weiber Frösche gefangen und ihnen seidene Kleidchen angezogen. Das ist ein gottgefälliges Werk, und der Frosch, welcher ohne Wasser nicht leben kann, vereinigt sein Flehen um Regen mit den Bitten der Menschen.

„Gudur-Boi“ und „Kesen-Boi“ sind Gottheiten des Herbstes und Winters. Ihr Kult ist im Aussterben begriffen, aber noch vor 10 Jahren nahm der Verfasser der Arbeit selbst Anteil an den Festlichkeiten, welche die Dorfjugend ihnen zu Ehren veranstaltete. Im November, in der Zeit zwischen Neumond und Vollmond, erzählt er, standen wir um 1 Uhr nachts auf und durchzogen in Gruppen bis zum Tagesanbruch mit Singen den Aul. In jeder Gruppe waren 20 junge Leute, und wir wechselten um den Tag ab. Wenn wir an die Wohnung eines Juden kamen, so klopfte einer von uns an die Thüre und rief „Gudur-Boi“. Der Hausherr oder die Hausfrau standen sogleich auf und liefsen uns alle ein. Dann stellte sich einer, welcher das Lied vom „Gudur-Boi“ auswendig kannte, in die Mitte des Kreises und begann das Lied zu singen, während die anderen als Refrain „hossoi, Kesen-Boi“ sangen. Wenn das Lied zu Ende war, schenkte uns die Hausfrau Geld, ein Mafs Mehl und ein Stück Fleisch, Wurst oder Fett. So zogen wir von Haus zu Haus, sangen und sammelten Gaben. War der Vollmond vorüber, so hörten unsere nächtlichen Wanderungen auf und wir veranstalteten einen Schmaus, zu welchem auch die Alten kamen. Für das aus dem Verkauf der Efswaren erlöste Geld kauften wir frisches Fleisch, Früchte, Wein, Reis etc., und zwei Frauen kochten uns das Mahl; das bar erhaltene Geld wurde unter die Armen verteilt.

In einigen Gegenden wird von den Bergjuden der Anfang des Frühlings in anderer Weise gefeiert. So ver-

sammeln sich z. B. im Bezirk von Kuba alle jungen Mädchen und gehen in den Wald. Hier suchen sie die Zukunft auf allerlei Weise zu erforschen und flechten Kränze aus Schneeglöckchen, Veilchen und anderen Blumen. Dann sammeln sie eine Menge Reisig und schleppen es unter Gesängen zur Stadt, wobei ihnen die jungen Burschen helfen, die zum Abend im Wald erscheinen. Das Reisig wird abends auf einen Haufen gelegt und angezündet, und die jungen Burschen springen durchs Feuer. Dasselbe geschieht in der Nacht vor dem russischen Osterfest. Es herrscht nämlich der Aberglaube, dafs Jesus Christus in dieser Nacht über der Erde schwebe und die Juden mit Elend und Unglück bedrohe. Das Feuer wird aufgemacht, um ihn von den Wohnungen fernzuhalten. Daher sieht man in allen Aulen in dieser Nacht lodernde Scheiterhaufen. Die in den Städten ansässigen Bergjuden kennen diesen Brauch nicht.

Auch bei der Feier einiger echt jüdischen Feste finden wir Spuren des Heidentums. In der Nacht auf den siebenten Tag des Festes „Kuschtschi", welcher „Arawo" genannt und von den Bergjuden in den Synagogen und Bethäusern mit Lesen der Psalmen Davids zugebracht wird, versammeln sich die jungen Mädchen und verbringen die Nacht bis zum Morgen mit Tanzen und Singen. Dabei setzen sie sich mehrere Male zu Tisch, scherzen und spielen und befragen das Schicksal über ihren Zukünftigen. Später kommen die jungen Burschen, und man unterhält sich mit dem Lösen von Rätseln. In dieser Nacht wird das Los eines jeden Menschen entschieden, und es wird von Gott beschlossen, wer im kommenden Jahre reich und arm sein, wer leben oder sterben wird. Aber das Merkwürdigste ist, dafs um Mitternacht das Wasser der Bäche und Flüsse auf einen Augenblick still steht und gleich darauf zu rauschen und

zu schäumen beginnt. Was man in diesem Augenblick von Gott bittet, das wird in Erfüllung gehen. Eine Frau lebte in einem hohen Hause, aus dessen Fenster sie auf den Fluſs schauen konnte. In der Nacht des „Arawo“ schaute sie aus dem Fenster und auf den Fluſs, welcher um 12 Uhr aufhören sollte, zu flieſsen. Plötzlich blieb der Fluſs stehen, schäumte und rauschte, und die Frau rief ganz zufällig: „Gott mache meinen Kopf recht groſs!“ Da ward ihr Kopf so groſs, daſs sie ihn nicht mehr zurückziehen konnte und um Hülfe rief. Als die Leute zu Hülfe kamen, hatte die Frau das Gleichgewicht verloren und war in den Fluſs gefallen.

Bei der Feier anderer jüdischen Feste kommen kleinere Abweichungen vor, welche lokalen Charakter tragen. Die Hauptfeste sind das Osterfest und das Fest Mardochais und Esthers. Mehrere Monate dauern die Vorbereitungen zu diesen Festen. Hauptsächlich sind die Frauen sehr in Anspruch genommen, welche sich Tag und Nacht keine Ruhe gönnen, um den Ihrigen und sich selbst neue Kleider zu nähen und Haus und Hof zu fegen und die Zimmer zu weiſsen. Am Festtag ziehen alle neue Gewänder an, die Männer begeben sich in die Synagoge, die Frauen bereiten das Mahl. Der Tag wird mit Essen und Beten verbracht. Das Hauptmahl besteht aus fünf bis sieben Gängen. Von der Synagoge gehen die Männer zu ihren älteren Verwandten, um sie zum Fest zu beglückwünschen, wobei sie mit einem Glas Schnaps oder Wein und einem kleinen Imbiſs bewirtet werden, oder aber sie besuchen die Häuser, wo Trauer herrscht, und suchen die Trauernden zu trösten. Man setzt sich dem Alter nach zu Tisch und verbringt die Zeit unter Gesprächen, während die jungen Leute, unter der Thüre stehend, den Reden der Alten lauschen. Jede halbe Stunde

wechseln die Gäste. Länger dauert der Aufenthalt in den Trauerhäusern. Hernach besuchen die Männer einander, werden von den jüngeren Mitgliedern der Familie begrüfst und in das beste Zimmer zum Tische geführt, auf welchem allerlei Speisen und Getränke aufgestellt sind. Kommen Verwandte, so erscheint die Hausfrau aus ihrer Hälfte, giebt ihnen die Hand und beglückwünscht sie. Die jungen Mädchen zeigen sich den Gästen nicht. Um 2 oder 3 Uhr kommen die Männer nach Hause zum Mittagessen oder lassen sagen, dafs sie bei Bekannten geblieben seien, worauf ihnen die Frau auf Tellern, die mit Tüchern bedeckt sind, Speisen zuschickt. Nach dem Mittag machen die Frauen mit ihren Kindern Besuche, erstere hauptsächlich bei Witwen und Waisen, während die jungen Mädchen sich bei ihren Freundinnen die Zeit mit Singen und Tanzen vertreiben. Zweimal im Jahre, am Passah-Fest und am Mardochai- und Esther-Purim (hier Nisonu und Homunu genannt) stehen die Kinder früh auf und eilen zu ihren Bekannten, um sie zu beglückwünschen, wobei sie Nüsse, Äpfel oder Eier erhalten; Bräute bekommen ein rotes Ei und ein Fünf-Kopeken-Stück. Am Tage vor Homunu wird bis 9 oder 10 Uhr abends gefastet. In dieser Nacht bereitet die Hausfrau „alwa“ aus Mehl oder Nüssen mit Honig, während die jungen Bursche auf die flachen Dächer steigen und durch den Rauchfang hinabsehen, ob ein Kessel oder eine Pfanne auf dem Dreifufs steht. Sobald die Hausfrau den Kessel wegnimmt, ruft einer durch den Rauchfang „Goja“, und läfst an einem Strick eine hölzerne Schale hinab, in welcher ein Ei liegt. Unter dem Rufe: „Goja! Goja!“ zieht er die Schale bald an sich, bald läfst er sie wieder hinunter, während die Hausfrau diese zu fangen und das Ei herauszunehmen sucht. Endlich legt die Frau ein Ei in die Schale,

manchmal aber hat sie den jungen Burschen zum Narren und anstatt des Eis findet er einen Stein oder ein Häufchen Asche. So ziehen die Bursche von Haus zu Haus. Wenn die „alwa“ fertig ist, so wird sie in runden Schnitten auf Brot gelegt und an Bekannte und Verwandte herumgeschickt. An den folgenden Tagen überlassen sich die jungen Leute ausgelassener Fröhlichkeit und gehen zueinander zu Gast. Ist der Vater zu Haus und bewirtet seine Bekannten, so gehen die jungen Leute aus dem Hause, geht der Vater aus, so laden die Jungen ihre Gespielen zu Gast. Die Alten essen und trinken, bis sie nicht mehr vom Platz können, während die Jugend tanzt und singt zu den Klängen der Musik (Pfeife und Trommel). Sie haben an ihrer Spitze ihren Schach, ihre Wessiere und Chadschi und ziehen von Haus zu Haus, wo sie Eier, Mehl und Fleisch erhalten. Zuletzt machen sie bei einem der Teilnehmer Halt. Hier erscheinen die Mädchen, welche mit den jungen Burschen die Lesghinka tanzen. Dabei geht es aber sehr sittsam zu, und die Brüder wachen sorgsam über das Betragen der Schwestern. Überhaupt spielen die Brüder eine grofse Rolle; sie können sogar ohne Erlaubnis der Eltern die Schwestern verheiraten.

Gegen die europäische Bildung verhalten sich die Bergjuden sehr feindlich, und es ist darum kein Wunder, dafs man in den Aulen oft kaum zwei bis drei Menschen trifft, welche lesen und schreiben können. Der Grund davon ist Fanatismus. Man befürchtet, dafs diejenigen, welche etwas lernen, „maschumadani“, d. i. Verleugner des Glaubens, Abtrünnige werden. Erst in neuerer Zeit schickt man die Kinder in die Schule, und jetzt schon hat sich die Zahl der Analphabeten auf etwa 85% verringert. Dagegen beträgt die Zahl derjenigen, welche die höhere Schule be-

suchen, um das Zeugnis eines Rabbiners zu bekommen, nur 1%. Der Bergjude lebt meist von seiner Hände Arbeit, und die Kinder müssen ihm dabei helfen, haben also für die Schule keine Zeit. Zudem sind die Lehrer für ihren Beruf zu wenig vorbereitet, um Vertrauen zu erwecken, und die Schulen sehr dürftig eingerichtet. In den Schulen wird der Talmud in die unter den Bergjuden gebräuchliche tatische Sprache übersetzt, dann lernen die Schüler die Handlung der Beschneidung und den Gottesdienst, worauf sie das Zeugnis eines Rabbiners, Schlächters und Lehrers erhalten. Es ist kein Wunder, daſs die Kenntnisse dieser „Gelehrten" sehr mangelhaft sind, daſs sie die altebräische Sprache und die Bibel kaum verstehen, und dennoch lehren sie die Jugend und bilden sich ein, ihnen Gott weiſs was für Weisheit beizubringen. Bessere Schulen, wo Rabbiner mit solideren Kenntnissen unterrichten, sind im Kaukasus kaum fünf oder sechs, die Schülerzahl in denselben übersteigt nicht fünfzig. In allen jüdischen Schulen wird der Stock fleiſsig gehandhabt.

Gottesdienst und Gebete unterscheiden sich wesentlich vom Gottesdienst und von den Gebeten der europäischen Juden, und dieser Unterschied tritt namentlich in den Festen hervor. Die Synagogen und Bethäuser sind alle nach einem Typus gebaut; ein groſser Saal mit groſsen Fenstern auf drei Seiten, nur die westliche Wand ist ohne Fenster. Der Boden ist mit Teppichen bedeckt, auf welche sich die Männer mit untergeschlagenen Beinen setzen. An der westlichen Wand steht ein Schrank mit goldenen Kanten und mit geschnitzten Löwen auf den Seiten — „die Lade des Gesetzes". In derselben liegen Pergamentrollen und silberne Kronen mit Glöckchen. Diese werden auf die obere Handhabe der Rollen aufgesetzt, wenn solche während des Gottesdienstes

zum Küssen gereicht werden. Zur Seite der Lade steht ein Katheder, welcher als Altar dient. Dort hält der Rabbiner den Gottesdienst ab. Über dem Altar und neben demselben hängen an einigen Stellen Sprüche der heiligen Schrift unter Glas in goldenen Rahmen. In der Mitte der Synagoge ist ein zweiter Katheder, auf welchem der Rabbiner, das Gesicht nach Westen gewendet, dreimal in der Woche — am Samstag, Montag und Donnerstag — die Predigt hält. Vor der Predigt ruft der Rabbiner einen der Andächtigen zu sich und segnet ihn, wofür dieser, entsprechend seinem Vermögen, der Synagoge Geld oder Lichter opfert. An grofsen Festen wird dieser Segen zu 1, 3 und 4 Rubeln verauktioniert. Dieses Geld wird ausschliefslich zur Remonte der Synagoge, für allgemeine Bäder und für die Waisen verwendet. Der Gottesdienst findet also statt: der Rabbiner liest, am Altar stehend, gewisse Gebete in altebräischer Sprache; diejenigen, welche zu lesen verstehen, lesen in ihren Gebetbüchern nach. Die anderen, hooriz genannt, hören zu und sprechen von Zeit zu Zeit „borucho-boruch schemy!“ (Gesegnet sei sein Name!) und nach jedem Gebete, das der Rabbi spricht: Gesegnet seist du, ewiger Gott!“ Der Katheder, der Altar und die Lade stehen an der Westwand, und die Bergjuden wenden sich nicht, wie die Juden, beim Gebet nach Osten, sondern nach Westen. Das weibliche Geschlecht hat keinen Zutritt in die Synagoge, und keine einzige Frau versteht Gebete zu lesen. Einige gottesfürchtige alte Frauen kommen an Sabbathen und grofsen Festen in die Vorhalle der Synagoge und stehen an Fenstern und Thüren, um den Gottesdienst und die Gesetzesrollen zu sehen. Die Frauen beten überhaupt wenig, in der Überzeugung, dafs Gott von ihnen, als den von der Natur vernachlässigten Geschöpfen, auch wenig verlange. Die Religion

legt ihnen drei Pflichten auf: 1. dafs jede Hausmutter am Freitag abend zwei kleine Wachslichter aufstelle und dabei ein Gebet aufsage; 2. dafs sie den Leib im Laufe von 15 Tagen nach der monatlichen Reinigung rein halte; 3. dafs sie beim Backen von Brot unter Hersagen des üblichen Gebets ein Stück Teig abschneide und ins Feuer werfe. Dieses Stück, welches eine Opfergabe darstellt, heifst „halo“. Während der monatlichen Reinigung, wo die Frau für unrein gilt, darf sie obigen Pflichten nicht nachkommen. Erst wenn sie am fünfzehnten Tage sich gewaschen oder ein Bad genommen hat, gilt sie für rein. Dabei nimmt sie einen Knaben mit sich, welcher in der Ferne stehen bleibt und sie nach der Waschung begrüfst. Denn es herrscht der Aberglaube, dafs sie ein Kind gebären werde, von dem Geschlecht und dem Aussehen des Kindes, welches sie nach der Waschung zuerst begrüfst; begegnet sie aber bei dieser Gelegenheit einer Schlange, Kuh u. dgl., so wird ihr Kind diesen ähnlich sein. Durch strenge Erfüllung der drei obigen Gebote glauben die Frauen, auch ohne Gebete ins Paradies zu gelangen.

II.

Wenn wir vom äufseren Aussehen der Bergjuden sprechen wollen, so müssen wir bemerken, dafs der semitische Typus durch Vermischung mit den einheimischen Völkern des Kaukasus sich wesentlich verändert hat. Der Bergjude hat dunkle Haut, mittelgrofsen oder grofsen Wuchs, ist schlank und breitschulterig, hat tiefliegende schwarze, lebhafte Augen, oftmals mit gelblichem Anflug des Weifsen, schwarze Augenbrauen und schwarzen Bart, grofse Adlernase und hervorstehende Backenknochen; so gleicht der Bergjude dem Lesghier, Tschetschenzen oder Tscherkessen,

auch dem Armenier viel mehr als dem europäischen Juden. Die Weiber sind schöner als die Männer, von mittlerem Wuchs, haben ein rundes, ovales, weifses, oftmals sehr blasses Gesicht, grofse schwarze Augen mit langen Wimpern, langes schwarzes Haar, bei vielen bis zu den Knieen reichend, dünne bleiche Lippen, gerade, spitzige Nasen, längliches Kinn, hohe Brüste, schmale Schultern, schlanke Taille. Die Blässe des Angesichts hängt, wie fast bei allen Frauen im Orient, zusammen mit ihrer sklavenartigen, eingeschlossenen Lebensart.

Grofsen Einflufs auf den Charakter und die Beschäftigung des Bergjuden hat die ihn umgebende Natur. Da sehen wir ihn, bewaffnet von Kopf bis zu Fufs, auf schmuckem Rofs an uns vorbeireiten; dort klettert er in zerrissenen alten Kleidern den Felspfad hinan, um Stumpen zu hauen oder Wurzeln der Bäume und Sträucher auszugraben, welche er auf seinem gekrümmten Rücken nach Hause schleppt; dort hackt er die Erde um, pflügt, bereitet Wein, sammelt die Früchte von den Obstbäumen oder aber er steht in einer Wanne neben dem Brunnen und stampft die rohen Häute. Und wenn die Arbeit gethan ist, dann vergifst er alles, was war, denkt nicht weiter für den kommenden Tag und überläfst sich dem dolce far niente. Der Fremde hat von diesem müfsigen Volke viel zu leiden, er wird mit allerlei Fragen bestürmt, und alle wünschen sich mit ihm in ein Gespräch, mit Vorliebe über Politik, einzulassen, um sich die Langeweile zu vertreiben. Die Frau dagegen ist die Arbeiterin in der Familie. Alle schwere Arbeit verrichtet sie, sie hat keinen freien Augenblick. Früh am Morgen, wenn der Gebieter noch auf dem Ohre liegt, schleppt sie Wasser herbei, trägt den Mist zum Flufs,

um ihn wegschwemmen zu lassen, oder auf das Feld, um ihn zu verbrennen; sie melkt die Büffel, füttert das Vieh, reinigt den Stall, bereitet aus Häcksel-Mist den „Kisjak“ (Brennmaterial), hackt das Holz, bäckt das Brot, streicht das Dach, weifst die Wände, verrichtet die Feldarbeit — mit einem Wort, auf ihren Schultern liegt alles; aufserdem näht sie für die ganze Familie. Aber bei ihrer Arbeitsamkeit haben die Weiber eine Eigenschaft, welche sie in den Augen der Männer sehr herabsetzt: sie lieben zu klatschen, sich zu zanken und sich sogar zu prügeln. Oft ereignet es sich, dafs der Gemahl seine schönere Hälfte für ihre Klatsch- und Zanksucht damit bestraft, dafs er eine andere heiratet. Die Verlassene verliert aber dadurch Obdach und Unterhalt nicht, mufs jedoch jetzt wie eine Sklavin noch mehr arbeiten als vorher. Es kommt aber auch oft vor, dafs der Mann, wenn die Frau durch übermäfsige Arbeit vor der Zeit alt und häfslich wird, sich eine zweite Frau sucht. Die Religion verbietet dem Bergjuden die Bigamie nicht, und deshalb kann man in jedem Aul auf 100 Männer etwa 10 finden, welche zwei Frauen haben. Diese wohnen entweder zusammen oder einzeln in Erdhütten und werden vom Manne abwechselnd besucht. Beide leben, solange der Mann zu Hause ist, friedlich miteinander; ist aber der Mann ausgegangen, so fängt das Zanken und Prügeln an; dagegen leben ihre Kinder im Frieden und werden miteinander erzogen.

Die Wohnung des Bergjuden in den Aulen ist die „saklja“ — eine steinerne in die Erde eingebaute Hütte mit flachem Erddach; die in den Städten wohnenden haben nach europäischer Art gebaute Häuser, welche im Innern nach asiatischer Manier ausgestattet sind. Manche derselben versteigen sich sogar zu europäischem Ameublement in den

Gastzimmern, welche dann lediglich diesem Zwecke dienen und sonst nicht benützt werden. Die Aufsenwände der „saklja“ sind meist kahl, mit Ausnahme der Vorderwand, welche, wie die inneren Wände, mit einem Gemengsel von Lehm und Häcksel bedeckt und geweifst ist, während der untere Teil rot oder grau gefärbt ist. Die Decke besteht aus Parallelbalken, welche auf den Steinwänden und dem in der Mitte durchlaufenden Querbalken aufliegen. Dieser wiederum ruht auf einer dicken, eichenen Säule, in welcher allerlei Blumen und Figuren ausgeschnitzt sind. Über die Balken wird Rohr und Stroh gelegt und mittelst Lehms vereinigt. Die Dachbalken stehen etwa sieben Fufs nach vorn heraus und bilden ein Schutzdach gegen Regen und Hitze. Die „saklja“ besteht gewöhnlich aus zwei oder drei Zimmern, deren jedes seine eigene Bestimmung hat; eines ist das Männergemach, das zweite das Frauengemach, das dritte das Gastzimmer. Das schmutzigste Zimmer ist das Frauengemach, das sauberste das Gastzimmer. Das Frauengemach dient zugleich als Küche, Kinderstube, Speisekammer; hier wird Wäsche aufbewahrt und Fleisch getrocknet. An einer Wand stehen die „Chumi“, grofse, oft sieben Fufs hohe Krüge, in welchen Wein, Mehl, gesalzene Früchte, Kleie etc. aufbewahrt werden; daneben stehen Säcke mit Korn und liegt Holz. An der zweiten Wand stehen drei steinerne Pfeiler, auf welchen ein mit Teppichen bedecktes Brett liegt, darauf die Betten und allerlei Lappen; unter dem Brett bemerken wir allerlei Gefäfse mit Milch, Käse, Butter u. dgl. An der dritten Wand hängt ein Vorhang, zusammengenäht aus bunten dreieckigen Zitzfleckchen; hinter demselben sind hoch oben Riolen angebracht, auf welchen allerlei Fläschchen und Tassen stehen. Unter den Riolen hängen an Holznägeln Flaschen und kleine Teller

für die warmen Speisen. In der vierten Wand befinden sich die Thüre und die Fenster, sowie der Kamin; zu dessen beiden Seiten Nischen mit Wasserflaschen, Leuchtern, Salzfässern etc.; neben den Nischen die Fenster mit dicken eichenen Rahmen und Glasscheiben. Oberhalb der Fenster liegen auf Riolen allerlei Küchengeräte. Die Thüre ist fast in der Ecke angebracht. Thüre und Fenster drehen sich auf Zapfen, welche oben und unten in Vertiefungen eingelassen sind; geschlossen werden sie von innen mittelst hölzerner Riegel. Oberhalb der Thüre auf langen Holznägeln liegt ein Trog mit Mehl und einem Stück Sauerteig, welches die Hefe vertritt. Jede gute Hausfrau mufs beständig ein Stück Sauerteig und glimmendc Kohlen in der Wohnung haben, dann werden die Kohlen abends mit Asche bedeckt, damit sie nicht erlöschen. An Schnüren hängen von der Decke getrocknete Würste und getrocknetes Fleisch, oft auch ein geräucherter Fettschwanz herab. In dieser Frauenabteilung herrscht, namentlich im Winter, eine so schlechte Luft und solcher Schmutz, dafs es einem Menschen, der nicht daran gewöhnt ist, leicht übel werden kann. Um so sauberer ist das Männergemach und das Gastzimmer, deren Wände mit allerlei Porzellangeräten, kupfernen Gefäfsen und versilberten und vergoldeten Krügen und Waffen geschmückt sind, während den Fufsboden Teppiche bedecken.

Gastfreundschaft ist den Bergjuden heilige Pflicht. Der Hauswirt nimmt mit Herzlichkeit jeden Wanderer auf, erweist ihm alle möglichen Dienste, leiht ihm Geld, wenn er solches nötig hat, und steht für ihn mit seinem eigenen Leben ein, solange er unter seinem Dache wohnt. Wo nur zwei Zimmer sind, wie in armen Familien, da überläfst der Hauswirt dem Gast sein Zimmer und nächtigt im

schmutzigen Frauengemach. Wenn er auch selbst mit seiner Familie wochenlang kein Fleisch sieht, so giebt er gern seinen letzten Kopeken ab, um seinen Gast mit Fleisch zu bewirten. Jeder Bergjude hat in den anderen Aulen seinen Gastfreund, einen Juden oder Muhammedaner, bei welchem er absteigen kann. Kommt ein Gast, so wird jede Arbeit eingestellt; der Wirt sorgt für Essen und Trinken und lädt für seinen Gast geachtete Männer aus dem Aule ein; oftmals lädt er sogar Musik ins Haus, um den Gast zu unterhalten. Die Musikinstrumente sind die Harmonika und das „tepa", ein Cylinder, dessen eine offene Seite mit einer Tierhaut überzogen ist. Alle Eingeladenen begrüfsen den Gast, reichen ihm die Hand und sprechen die Worte: choschomori, keptu-tu, chune schige, owail" (willkommen! Wie ist deine Gesundheit und die Gesundheit deiner Hausgenossen und Kinder?). Der Gast steht vom Ehrensitze auf, neigt das Haupt und antwortet: „sog-boschi" (Sei auch du gesund, ich danke). Die Mädchen verneigen sich vor dem Gast, die weiblichen Verwandten küssen ihn auf die Wange, die männlichen auf die Lippen. Beim Mahl sitzt der Gast auf einem Flaumkissen und neben ihm die anderen Geladenen. Der Wirt selbst oder eines der Familienglieder giebt die Speisen auf. Zuerst werden mit dem Worte: „Wir sind erfreut, euch bei uns aufzunehmen" — zwei oder vier flache Brote, Salz und verschiedenes Grünzeug (Lauch, Zwiebeln etc.) aufgetragen; ein anderes Mitglied der Familie bringt Krüge mit Wein und Schnaps. Alles das wird in den Kreis gestellt, welchen die auf dem Boden Sitzenden bilden. Dann bringt der Wirt oder der Diener eine Waschschüssel oder einen Wasserkrug, damit jeder sich die Hände wasche. Nach der Waschung nimmt der Wirt zwei Brote, spricht ein kurzes Dankgebet und zerbricht ein Brot in

mehrere Stücke, welche die Zahl der Gäste und Hausgenossen übersteigen, damit etwaige weitere Gäste auch etwas bekommen können. Dann kommt das Mahl, bestehend aus verschiedenen asiatischen Gerichten. Ist der Gast ein naher Verwandter, so wartet die Hausfrau bei Tisch auf. Neben verschiedenen Fleischspeisen, die meist am Spiefse gebraten werden (schaschlyk, chinkal, durma etc.) und verschiedenen Grützen darf der „osch“ oder „plow“ (= Pilaw, ein Reisgericht) nicht fehlen. Alle Speisen werden zu gleicher Zeit in Tassen oder auf Tellern gegeben, so dafs auf zwei oder drei Mann ein Teller kommt. Gabel und Löffel sind aus weifsem Holz, eigenes Fabrikat. Die Gabel hat das Aussehen eines kleinen spitzen Holzes. Ist die Speise dick, so wird sie einfach mit Fingern und Brot herausgenommen. Das Fleisch zerreifst der Hausherr mit den Fingern und legt es seinen Gästen vor. Ist ein besonders angesehener Gast zugegen, so dauert das Mahl sehr lange und in den Pausen wird der Gast durch Musik und Tanz unterhalten. Bei solchen Gelegenheiten tragen alle ihre Festkleider, die wir sogleich beschreiben werden.

Das Kostüm der Frauen besteht aus weiten seidenen oder baumwollenen Beinkleidern, welche über das Hemd angezogen werden, der Rock ist aus Atlas, im Winter mit Watte gefüttert; ein nach beiden Seiten hin offener Sack, der „tschutku“, bildet die Kopfbedeckung, um die noch ein Tuch geschlungen ist. Im Winter ist der Kopf mit einem warmen, wollenen Tuch bedeckt. Die Röcke sind auf Rücken und Brust, sowie unten mit goldenen oder silbernen Posamenten verziert. Die Fufsbekleidung besteht aus wollenen Strümpfen und leichten spitzigen Schuhen aus gelbem oder rotem Saffian. Als Schmuck dienen grofse silberne oder goldene Ohrringe mit durchbrochenen Kügelchen und

silberne, goldene, auch stählerne Fingerringe, zu mehreren an jedem Finger. Verheiratete Frauen tragen keine Halsgehänge und keine Locken an den Schläfen, dagegen haben die Mädchen reiche Gehänge aus Bergkrystall, goldenen und silbernen Münzen, Korallen, Bernstein u. s. w.; sie färben Haare und Nägel mit dem „chna“, einem gelben Pflanzenpulver, dem zur Färbung der Haare noch Quecksilber beigemischt wird. In grofser Mode ist das Kauen des „sikis“, eines wohlriechenden Harzes, welches die Zähne reinigt und den Atem wohlriechend macht. — Die Männer tragen das „beschmet“ (Hemd) mit stehendem Kragen, welches durch Haften geschlossen wird, eine Tscherkesse (langer Rock) aus Tuch ohne Kragen mit Patrontaschen auf der Brust. Die Taille umschliefst ein fingerbreiter Gürtel mit silbernen oder goldenen Posamenten, Schnallen und Knöpfen. Ein Dolch in silberner oder lederner Scheide hängt vorn am Gürtel. Die Beine sind mit den „ischimi“, Gamaschen aus Tuch mit silbernen oder goldenen Litzen, bedeckt. Als Fufsbekleidung dienen leichte Lederschuhe oder schwere Bergschuhe mit Hufeisen und Stacheln auf der Sohle. Auf dem Haupte tragen die Männer eine Mütze aus Schaf- oder Ziegenfell. Im Winter schützen Pelze Männer und Frauen vor Kälte.

Das häusliche Leben der Bergjuden ist begründet auf den „adati“, den von den Vorfahren überlieferten Gebräuchen. Besonders gilt es als heilige Pflicht, dem Nächsten mit Geld oder mit der Hände Arbeit beizustehen. Letzteres geschieht namentlich, wenn eine Aussteuer oder Fleisch- und andere Vorräte für den Winter bereitet werden. Wenn man in einem Hause schlachtet, so werden der Rabbiner und verschiedene geachtete Nachbarn eingeladen, um die Sehnen aus dem Fleisch herauszunehmen und das untaugliche Fett

abzusondern. Bei dieser Arbeit geht es sehr lustig zu, es wird Wein und Braten herumgereicht, und wer das Auslesen des Fleisches nicht versteht, unterhält die anderen mit allerlei Erzählungen; dazu wird tüchtig geraucht, so dafs alle Zimmer mit dichten Rauchwolken angefüllt sind. Das Zubereiten dieser Fleischvorräte dauert in manchem Aul einen Monat und mehr, und jeden Tag versammelt man sich in einem anderen Haus. Der Rabbiner segnet zum Schlufs das ganze Haus und erhält einen halben Rubel und mehr, auch bekommt er den Kopf des geschlachteten Tieres und ein gröfseres Bruststück. Das ist eine gute Zeit für ihn, und daher betet jede Mutter, wenn sie ihr Kind einschläfert, dafs dieses ihr einmal recht viel Köpfe und Bruststücke ins Haus bringe. Waschen und Einsalzen des Fleisches ist Sache der Frauen, welche den Armen des Dorfes einige Stücke und die Eingeweide auf grofsen Tellern zuschicken. Den Frauen helfen die jungen Mädchen und Burschen des Dorfes, welche sich zu diesem Zwecke versammeln, bunte Reihen bilden und in heiteren Gesprächen die Zeit verbringen; nach der Arbeit folgt der Schmaus, während dessen viel gesungen wird. Ebenso kommen alle zur gemeinschaftlichen Arbeit, wenn ein neues Haus gebaut wird, an dessen Fertigstellung sich ebenfalls ein Schmaus anschliefst.

Wir führen noch einige interessante Gebräuche aus dem häuslichen Leben der Bergjuden an. Kaum sind am Sabbath oder einem anderen Feiertag die Männer aus der Synagoge gekommen und haben sich zum Mittagessen niedergesetzt, so sieht man auf Strafsen und Gassen Knaben und Mädchen mit Tellern. Wir fragen sie, was das sei. Sie antworten: „tara, nermov, kurse, osch“ (Namen verschiedener Speisen) und gehen ihres Weges. Unbefriedigt von der unverständlichen Antwort, fragen wir einen Erwachsenen,

welcher uns begegnet. Der belehrt uns also. „Sehen Sie, ich bin ein armer Mann, meine Frau konnte mir heute nur eine Speise bereiten, da schicken mir die Schwester, der Bruder, der Freund von ihrem Tisch und meine Frau teilt ihnen von dem wenigen mit, was wir haben; auf diese Weise habe ich auch mein Festtagsmahl.“ Überhaupt spielt der Kommunismus bei den Bergjuden eine grofse Rolle; so kommt z. B., wenn in einem Hause der Backofen geheizt wird, wer will, um sein Brot zu backen; wer eigenes Holz hat, bringt einige Scheiter mit.

Ein ähnlicher, an Gütergemeinschaft erinnernder Brauch besteht darin, dafs, wenn eine Hausfrau sich einen Vorrat an Käse und Butter bereiten will, die Nachbarinnen ihr jeden Tag einen oder mehrere Krüge Milch bringen; ist ihr Vorrat fertig, so giebt sie wieder der Nachbarin, und so der Reihe nach.

Bei Geburt und Beschneidung des Kindes herrschen hier ebenfalls besondere Gebräuche. Bei der Geburt ist immer eine erfahrene Frau („Momoi“) zugegen. Während der Geburt steht oder kniet die Wöchnerin, sich an einem von der Decke herabhängenden Strick haltend, selten wird ihr ein Strohlager auf dem Fufsboden aufgemacht. Die Frauen des ganzen Dorfes kommen in das Haus und bringen der Wöchnerin in grofsen Tassen oder auf Tellern Mehl, Grütze, Eier, Knoblauch — alles Gaben für die Hebamme. Wenn alle versammelt sind, so nimmt eine Verwandte der Wöchnerin ein Stück weifse Leinwand und hängt es über die Thüre. Diese Leinwand bleibt solange hängen, bis die Wöchnerin gesund aufsteht, und dann wird sie der Hebamme geschenkt. Welchen Sinn das weifse Tuch hat, konnte mir niemand erklären; es läfst sich aber vermuten, dafs die weifse Farbe zur Vertreibung der bösen Geister dient. Sind

die Wehen sehr stark, so wird jemand auf den Kirchhof geschickt, um Erde aus einem Grabe zu bringen. Diese Erde wird in Wasser aufgelöst und der Kranken eingegeben. Hilft das nicht, so holt man die Schüler des Rabbiners, welche Posaunen blasen, Psalmen lesen und beständig beten: „Einiger Gott, hilf ihr bei der Entbindung!“ Wird ein Sohn geboren, so bittet die Hebamme den Vater für die freudige Nachricht um ein Geschenk, welches ihr gewährt wird. Der Vater lädt sogleich alle Anwesenden ins Gastzimmer und bewirtet sie. Alle sind sehr erfreut, am meisten die Mutter, welche durch die Geburt eines Sohnes in aller Achtung steigt. Sogleich schickt der Vater einen Knaben in die Weiberstube mit dem Befehl, über Fenstern und Thüren Papiere anzuschlagen, auf welchen die Namen der Schutzengel aufgeschrieben sind. Das geschieht zum Schutze des Neugebornen und der Mutter vor bösen Geistern. Im Anfang erhält die Wöchnerin nur Mehlsuppen als Nahrung. Sie darf von keinem Manne besucht werden, dagegen kommen die Frauen desto häufiger zu ihr, ebenso wie zum Mann seine Bekannten. Die Gäste werden mit Wein, Fleisch und allerlei Süſsigkeiten bewirtet. Die Verwandten bringen der Hebamme Geld und andere Geschenke. Am achten Tag findet nach dem Gesetz Mosis die Beschneidung statt. Diese Handlung nimmt der Rabbiner oder der Schlächter vor. Die Wunde wäscht er mit Essig aus, den er in den Mund genommen hat: dann legt er gebrannte Wolle und pulverisierten Thon auf. Nach drei, vier Tagen heilt die Wunde und das Kind wird gesund. Den Namen erhält dasselbe meist nach dem Vater oder nach einem nahen Verwandten. Mädchen werden oftmals nach starken Tieren oder edlen Metallen benannt. Die Beschneidung wird in der Synagoge vorgenommen. Der Beschneidungsvater (= christ-

licher Taufvater), welcher auf einem Sessel, dem „Sessel des Propheten Elias“ sitzt, hält das Kind, während der Rabbiner die Operation vornimmt. Unterdessen spricht der wirkliche Vater Gebete und giebt dem Kinde den Namen. Dann giefst er Wein in ein Glas, über welches der Rab biner den Segen spricht und aus welchem er dem Neugebornen einige Tropfen mit dem kleinen Finger in den Mund träufeln läfst mit den Worten: „Du sollst leben von diesem Blute“. Dann wird Hühner- und Gänsebraten herumgereicht und Wein und Schnaps getrunken.

Ganz anders sieht es aus, wenn ein Mädchen zur Welt kommt. Der Mann, die Verwandten und selbst die „Momoi“ pflegen die Wöchnerin nicht. So macht die Tochter der armen Mutter von Anfang an Kummer, man sieht auf die Neugeborne nicht anders als auf eine zukünftige Arbeiterin.

Nach der Entbindung liegt die Frau gewöhnlich 9—10 Tage, niemals mehr als 14 Tage im Bett. Nach der Geburt eines Knaben findet die Waschung nach 40 Tagen, nach der Geburt eines Mädchens nach 60 Tagen statt. Das Kind darf 40 Tage lang nicht aus dem Hause getragen werden, damit es nicht die „tschule“ (die Krankheit der 40) bekommt.

III.

In die Ehe zu treten ist für den Bergjuden keine leichte Sache. Lange mufs er sich mühen, um die nötige Summe zum Kauf einer Braut zusammenzubringen; denn er mufs den Eltern seiner Erwählten den „Kalyn“ bezahlen. Dieser aber beträgt nicht unter 150 Rubel. Da ferner die mehrere Tage fortdauernden Hochzeitsschmausereien und die mit silbernen und goldenen Posamenten geschmückten Hochzeitskleider ebenfalls der Bräutigam bezahlen mufs, so mufs er wenigstens 300 bis 400 Rubel bereit halten. Das ist

aber für die dortigen Verhältnisse eine grofse Summe und deswegen sind Junggesellen nicht selten. Aber wer für einen anständigen Kerl gelten, wer würdig sein will, die Papache (Fellmütze) auf dem Haupt und den Dolch am Gürtel zu tragen, der mufs wohl oder übel in den sauren Apfel beifsen. Natürlich sucht jeder Vater seine Töchter möglichst bald an den Mann zu bringen und seine Söhne zu verheiraten; aber die Zahl der unglücklichen Ehen ist sehr grofs. Das hat folgende Ursachen: Einmal ist in der neueren Zeit die Schwindsucht unter den jungen Leuten in erschrecklichem Mafse verbreitet und fordert namentlich zwischen dem 15. und 30., ja bis zum 35. Lebensjahre viele Opfer; zweitens trägt das Heilverfahren der örtlichen Ärzte viel dazu bei, die Sterblichkeit zu erhöhen. An der Verbreitung der Schwindsucht trägt die Lebensweise der Bergjuden und der Umstand, dafs die jungen Leute, besonders in den Städten, sehr früh zu trinken anfangen, die Schuld. Die Weiber gar sitzen von Jugend auf im Zimmer, in der allerschlechtesten Luft, die sich denken läfst, und kommen nur selten ins Freie; kein Wunder, dafs auch sie und ihre Kinder sich nicht der besten Gesundheit erfreuen.

Wenn ein junger Bursche heiraten will, so läfst er es seinen Vater durch einen guten Freund wissen; dieser schickt einen Freier in das Haus des Mädchens und der Vater desselben entscheidet über das Schicksal der Tochter, ohne sie auch nur zu fragen. Die Frauen mischen sich in derlei Angelegenheiten schon gar nicht. Die Unterhandlungen der Väter beziehen sich hauptsächlich auf die Höhe des „Kalyn“. Meist wird das Geschäft bei Trinkgelagen abgemacht, wo die Väter einander in der Weinlaune die Hände reichen, einander ewige Freundschaft geloben und versprechen, ihre Kinder durch das Band der Ehe zu ver-

einigen. Die jungen Leute sehen sich oftmals bis zur Hochzeit gar nicht, da die jungen Mädchen überhaupt wenig mit den jungen Burschen zusammenkommen, und auch dann nur mit verdecktem Gesicht. Kein Wunder, dafs die Ehen oftmals unglücklich ausfallen. Dazu kommt noch die Unsitte, dafs, wenn der ältere Bruder stirbt, seine Witwe den zweiten Bruder heiraten mufs, ob sie will oder nicht.

Schon die Verlobung ist mit vielen Ceremonien, Festlichkeiten und Schmausereien verbunden, die wir, um nicht allzuweitschweifig zu werden, übergehen. Wir wollen lieber die Hochzeitsgebräuche beschreiben. Die Hochzeiten finden fast ausschliefslich im Winter statt, weil um diese Zeit die Weinvorräte gröfser sind; sie dauern mehrere Tage. Am Sonntag früh beginnen die Vorbereitungen zum Abendschmaus. An diesem Tage werden auch die Gäste eingeladen, deren Anzahl sehr grofs ist, da aus jedem Hause ein junger Bursche und ein junges Mädchen eingeladen wird. Die Bursche bilden das Gefolge des Bräutigams, die Mädchen das Gefolge der Braut. Drei bis vier Stunden vor dem Abendschmaus beginnt die Musik ihre Weisen, begleitet von den Gesängen der Jugend in tatarischer Sprache. Beim Abendmahl sitzen Männer und Frauen in besonderen Zimmern. Zúm Schlufs werden die Gäste gezählt und den Veranstaltern der Hochzeit wird der Auftrag gegeben, für den nächsten Tag ein Mittagsmahl für ebenso viele Gäste zu bereiten. Dann wird bis tief in die Nacht hinein getanzt.

Am andern Tage erscheinen die jungen Bursche im Hause des Bräutigams und verlangen von dem Veranstalter der Hochzeit jeder zu drei Glas Wein. Dann stellen sie sich im Kreise auf und wählen einen „Schach“, der die Hochzeitsceremonien zu beaufsichtigen hat. Die Festlichkeiten finden sowohl im Hause der Braut als des Bräutigams statt, die

Hauptfestlichkeit beim Bräutigam. Der Tanzplatz im Zimmer oder auf dem Hofe wird mit Sand oder Häcksel bestreut; ringsum stehen Bänke, auf welchen der „Schach“ mit seinem Gefolge sitzt, rechts von ihm der Wessier, links der Bräutigam. Die Musik wird mit Händeklatschen begleitet. Einige „Polizisten“ aus der Zahl des Gefolges stehen, mit Knuten bewaffnet, zu Diensten des Schachs bereit. Sie haben die Aufgabe, die vom Schach diktierten Strafen zum Nutzen des Bräutigams einzusammeln. Diese betragen von 50 Kopeken bis zu drei und vier Rubel. Wer nicht bezahlen will, wird an einen Pfosten angebunden und nicht eher losgelassen, als bis er bezahlt hat; wer sich gegen den Schach auflehnt oder ihn schilt, wird auf mehrere Stunden in den Stall gesperrt.

Am ersten oder zweiten Tag zieht die ganze Gesellschaft unter Anführung des Schachs der Braut entgegen, wenn solche einem anderen Aul angehört. Mit Wein, verschiedenen Imbissen und Musik zieht die Schar aus; einige Bursche reiten dem Zuge der Braut entgegen, begrüfsen sie mit dem Gefolge, und wer zuerst zurückkommt, erhält vom Schach ein seidenes Tuch oder einige Ellen Stoff zu einer Tscherkesse. Die Trophäe wird dem Pferde um den Hals geschlungen. Am nächsten Tage versammeln sich alle im Hause, wo die Braut abgestiegen ist, und bringen derselben Geld und Geschenke, welche der Rabbiner aufschreibt. Zum Dank reicht die Braut jedem Spender ein Glas Wein. An diesem Tage ladet die Familie des Bräutigams Frauen ins Haus; unter denselben müssen auch solche sein, welche in diesem Jahre geheiratet und ihr Gesicht vor der Welt noch nicht aufgedeckt haben (was gewöhnlich drei oder vier Monate nach der Hochzeit geschieht). Jede Frau tritt mit Glückwünschen für das junge Paar über die Schwelle und reicht der Mutter oder Schwester des Bräutigams eine Silber-

münze. Zur Erheiterung der Frauen denkt sich die Jugend allerlei Späfse und Scherze aus, so stellen sie z. B. Akrobaten vor und führen allerlei Tänze mit Dolchen, Säbeln u. dgl. auf.

In der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch wird die Braut ins Bad geführt, begleitet von ihren Freundinnen und der „Brautmutter". Nach Haus zurückgekehrt, erhält sie den Brautanzug und den Brautschmuck vom Bräutigam. Die Freundinnen legen ihr denselben an. Am nächsten Tag findet die Trauung statt. Morgens ziehen die jungen Bursche mit Musik und grofsen Weingefäfsen, aus denen beständig getrunken wird, vor das Haus der Braut, hinter ihnen junge Mädchen, Geschenke auf dem Kopfe tragend. Dann geht's wieder zurück ins Haus des Bräutigams. Um 12 Uhr begiebt sich dieser in Begleitung des Schachs, des Wessiers und seiner Freunde ins Bad; während er sich badet, vertreibt sich das Gefolge die Zeit mit Tänzen. Im Vorhaus des Bades stehen Frauen und singen ohne Aufhören: „Ach wie lang, wie lang läfst der Bräutigam auf sich warten". Wenn derselbe aus dem Bade kommt, so ertönen von allen Seiten Schüsse; der Bräutigam wird unter der Thüre des Bades von seinen Freunden geküfst, während die Frauen ihn mit Grütze und Mehl (Symbole des Wohlstands) bestreuen. Unter ebräischen und tatarischen Gesängen geht's zur Braut, wo ihn die Eltern derselben erwarten. Der Bräutigam fällt vor ihnen aufs Knie und küfst ihnen Hände und Füfse als Zeichen seiner Ergebenheit. Die Braut wird herausgeführt und dem Bräutigam übergeben, welchen die Mutter küfst und ihm einen silbernen oder goldenen Gürtel oder ein seidenes Tuch zum Angebinde überreicht. Das Gesicht der Braut ist mit einem seidenen Schleier bedeckt, an dessen Ende mehrere Reihen goldener und silberner

Münzen hängen. Von da ziehen Braut und Bräutigam, jedes mit seinem Gefolge, ins Haus des Bräutigams und von da zur Synagoge. Die nächste Freundin der Braut und die Brautmutter tragen dabei brennende viereckige Wachskerzen. Die jungen Bursche tragen Krüge mit Wein und füllen und leeren beständig die Gläser. Musik, tolles Geschrei, Gesang, Lachen ertönt im Gefolge. Vor der Synagoge macht die Musik Halt und spielt einen lustigen Tanz auf. Der Bräutigam tritt in die Synagoge, während die Braut von einem Verwandten wie ein Kind auf den Armen hineingetragen wird.

Hier müssen wir eines Aberglaubens Erwähnung thun, der allgemein bei den Bergjuden verbreitet ist. Man glaubt nämlich, dafs die bösen Geister mit besonderer Vorliebe sich in Hochzeitsangelegenheiten mischen. Während der Trauung erscheint der Teufel in Gestalt eines Menschen und bindet einen Knoten, welcher die Kraft hat, die jungen Leute zu trennen. Aber noch gefährlicher als der Knoten des Teufels sind die Knoten mifsgünstiger Menschen; denn während man den ersteren Knoten durch Gebete lösen kann, lassen sich diese nicht auflösen. Nur diejenigen Knoten aber haben Kraft, die in der Zeit geschlungen werden, da der Bräutigam der Braut den Ring an den Finger steckt und neun Worte aus der heiligen Schrift spricht, welche die Ehe gültig machen. Die guten Freunde suchen in dieser Zeit möglichst viele Knoten zu schlingen, damit ihre Zahl die der bösen übersteige. Die eigentliche Trauung geht auf dem Hof der Synagoge unter einem seidenen Baldachin vor sich, dessen vier Stangen von Freunden gehalten werden. Rings um den Baldachin steht das Volk. Nach einem Gebet füllt der Rabbiner ein Glas mit Wein und übergiebt es dem Bräutigam, welcher, wie die Braut, seit dem vorigen

Abend gefastet hat. Der Bräutigam trinkt etwas ab und reicht das Glas der Braut. Darauf steckt er ihr den Ring an den Finger, legt ihr eine Silbermünze in die Hand und spricht dem Rabbiner Worte der heiligen Schrift nach. Dann liest der Rabbiner laut den Ehe-Kontrakt („ketibo") vor, in welchem gesagt ist, wieviel Mitgift die Braut mit sich bringt und wieviel der Bräutigam im Falle der Scheidung herausbezahlen mufs. Hernach reicht der Rabbiner unter Gebeten der Braut ein Glas Wein; sie übergiebt es dem Bräutigam, welcher ein wenig abtrinkt und dann das Glas an einem unter dem Baldachin hingelegten Stein zerschellt. Endlich wird der Baldachin weggenommen und von allen Seiten erschallt das „Hurrah!" der Anwesenden. Dann geht's nach Haus in Begleitung des Gefolges; unterwegs werden die Neuvermählten von allen Seiten mit Mehl, Weizen- und Gerstenkörnern überschüttet; da und dort ertönen Schüsse. Zu Haus werden die Neuvermählten von den Eltern des Mannes empfangen und geküfst und jedes in ein besonderes Zimmer geführt. Der ganze Aul ist zum Abendschmaus eingeladen, welchen die Weiber im Zimmer der jungen Frau, die Männer im Zimmer des jungen Mannes einnehmen. Der Bräutigam sitzt auf einem niedrigen tatarischen Stuhl auf dem Ehrenplatz, neben ihm der Rabbiner, vor welchem ein Tuch ausgebreitet ist. Jeder der Gäste legt nach Kräften eine Geldgabe zum Nutzen der Neuvermählten auf dasselbe. Der Betrag der Gaben wird vom nächsten Freunde des Bräutigams ausgerufen und aufgeschrieben. Oftmals erreichen die Geldgeschenke die Höhe von 300 bis 400 Rubel. Hierauf wird das Abendessen aufgegeben, nach dessen Beendigung der Rabbiner ein Gebet spricht und von allen mit Geld beschenkt wird. Dann zerstreut sich die Gesellschaft. Unterdessen wird auch im

Weibergemach das Abendessen aufgegeben. Um Mitternacht verläſst das junge Paar die lustige Gesellschaft der jungen Gäste, welche nach Weggang der Alten noch geblieben sind. Die Mädchen kommen in das Zimmer des Bräutigams und singen das Hochzeitslied. Das Hochzeitsgemach bewacht der Freund des Bräutigams. Etwa nach drei Stunden kehrt der Bräutigam zu seinen Freunden zurück und die nächsten Freundinnen der jungen Frau treten zu ihr ins Zimmer, beglückwünschen sie und räumen das Ehebett weg. Auf dem Hof ertönen Schüsse. Der Schach mit seinem Gefolge begiebt sich jetzt zur jungen Frau und setzt sich auf den Boden; dieselbe reicht jedem ein Glas Wein, welches ausgeleert und mit einer Münze zurückgegeben wird; von der Brautmutter erhalten die Bursche allerlei Andenken, wie seidene und wollene Tücher u. s. w. Brautmutter und Brautschwester bleiben neun Tage bei der jungen Frau, bedienen sie und trösten sie, da sie aus Heimweh nach dem Elternhaus in Thränen zerfliest. Drei bis vier Monate lang darf die junge Frau das Haus nicht verlassen und den Schleier nicht abnehmen. Zehn Tage nach der Hochzeit findet ein Familienschmaus statt, worauf das junge Paar „frei“ ist und die Arbeiten im Hause beginnen. Wir fügen noch bei, daſs die Mädchen meist sehr jung heiraten und oft im Alter von 15 Jahren schon Kinder haben.

IV.

Wenn der Bergjude krank wird, so wird er von den alten Männern und Frauen des Auls fleiſsig besucht und gepflegt; jede Nacht bleiben einige Frauen als Wärterinnen bei ihm. Mit der Heilkunst sieht es sehr faul aus und manche unbedeutende Krankheit wird durch Unwissenheit zur schweren. Man schreibt alle Krank-

heiten bösen Geistern zu und ruft allerlei persische Quacksalber und Hexenmeister zu Hülfe, welche mit ihren Kräutern die Krankheiten nur verschlimmern. Trotz ihrer offenbaren Charlatanerie geniefsen diese „Chakumi“ grofses Ansehen, während der gelehrte Doktor, der sich freilich selten genug im Aul sehen läfst, keinerlei Achtung geniefst. Man findet, dafs er zu wenig mit dem Kranken spricht, ihm nur den Puls fühlt, seine Zunge und das Gesicht besieht, als stünde die Krankheit da geschrieben; auch verschreibt er „unreine“ Arznei (z. B. mit Schweinefett), geht weg und zeigt sich nicht mehr. Dagegen spricht der „Chakumi“ ein Langes und Breites mit dem Kranken, fragt ihn über alles aus und giebt ihm reine Arzneien. Viele Krankheiten entstehen durch den „bösen Wunsch“. Um zu erkennen, ob die Krankheit ihren Grund in einem „bösen Wunsche“ hat, wird eine Hand voll Mehl an die Wand geworfen; bleibt das Mehl hängen, so gilt das als Zeichen der Bejahung. Um zu erfahren, wer den bösen Wunsch gethan, macht man aus weichem Brot Kügelchen und wirft eines nach dem andern ins Feuer, indem man bei jedem den Namen eines Bekannten ausspricht. Bei wessen Namen das Kügelchen aus dem Feuer springt, der hat den bösen Wunsch gethan, und man schickt sogleich nach ihm, dafs er entweder selbst komme und mit seinem Speichel Stirne, Lippen, Wangen, Kinn und Schultern des Kranken beschmiere, oder aber, dafs er zu diesem Zweck seinen Speichel schicke. Das aus dem Feuer herausgesprungene Kügelchen aber wird in Pulver verwandelt und dem Kranken in Wasser eingegeben. Gegen Fieber werden entweder Kräuter oder das „Heikel“ (d. i. Talisman) angewendet, oder aber Zauberei. Ein dem Kranken verwandtes Kind geht in der Nacht unter die Fenster dreier Nachbarn, klopft sie heraus und fragt mit

verstellter Stimme, welches Mittel gegen Fieber anzuwenden sei. Diese, welche wissen, um was es sich handelt, sagen, was ihnen gerade einfällt. Der eine sagt „Brei“, der zweite „Schaschlyk“, der dritte „Chinkal“. Im Verlauf von drei Tagen werden aus drei Häusern diese Speisen geholt, gemischt und dem Kranken gegeben. Rheumatismus wird entweder durch Einreiben verschiedener Öle, Mineral- und Moorbäder geheilt oder durch Anhängen verschiedener Steinchen und Metalle. Die edlen Metalle sollen die Gase vertreiben, welche der böse Geist in den Menschen eingehaucht hat. Bei den antihygienischen Bedingungen, unter welchen namentlich die Weiber leben, ist das häufige Vorkommen von Fieber und allerlei Hautkrankheiten leicht zu erklären.

Wenn die Todesstunde des Bergjuden herannaht, so ist der ganze Aul auf den Beinen. Alle, Frauen und Männer, gleichviel ob bekannt oder unbekannt, eilen ins Sterbehaus. Keine Arbeit hält sie davon ab, die Kaufleute schliefsen ihre Buden, die Handwerker ihre Werkstätten, um nach den Vorschriften der Religion zu dem Sterbenden zu eilen. Die Frauen spielen dabei eine Hauptrolle, sie ziehen in Haufen zum Sterbehaus, nachdem sie weifse Tücher umgeworfen und gelbe Pantoffeln (beides Zeichen tiefer Trauer) angezogen haben. Sie umgeben das Sterbebett, während die Männer weit ab stehen. Fünf junge Leute gehen auf den Kirchhof, das Grab zu graben.

Die Frauen erheben am Totenbett ein gräfsliches Geheul, zerkratzen sich Gesicht und Brust und reifsen sich die Haare aus. Die Leiche wird auf den Boden gelegt, wo sie liegen bleibt, bis das Grab fertig ist. Dann werden Lichter angezündet und der Rabbiner liest Psalmen Davids und einige Kapitel aus den „Mischne“, um die Seele zu

beruhigen, welche unruhig über der Wohnung hin und her schwebt. Dann waschen die Männer den Leichnam, während die Weiber aus feiner Leinwand den Totenanzug nähen — ein Hemd, Beinkleider, Strümpfe, Mütze und Handschuhe. Darüber kommt der „Sysit" (das Laken, welches die Juden während des Gottesdienstes tragen) und darüber noch das Totenhemd, welches mit einem Gürtel, ebenfalls aus Leinwand, gegürtet wird. Diesen Anzug erhalten nur diejenigen, welche eines natürlichen Todes sterben. Selbstmörder werden nicht gewaschen und verbleiben in dem Anzuge, welchen sie trugen; ihnen wird auch die Waffe mit ins Grab gegeben. Die Abwaschung wird je nach dem Geschlecht von Männern oder Frauen unter dem Balkon oder in einer Art Zelt auf dem Hofe vorgenommen. Alle einzelnen Stücke des Totenanzugs sind aneinandergenäht und bedecken den ganzen Körper mit Ausnahme des Gesichts, über welches ein Schleier ausgebreitet wird. An der Spitze der Klageweiber steht eine der Verwandten, ihre Haare sind mehr zerzaust und ihr Gesicht mehr zerkratzt als bei allen andern; auch schreit sie lauter als alle: „uja, uja! wow, wow!" Es erscheinen sechs Männer mit der Bahre, auf welche die Leiche gelegt wird. Die Weiber fassen sich an der Hand, umstehen sie in zwei Reihen und erfüllen die Luft mit ihrem Klagegeheul. Sie geleiten die Leiche aus dem Hofe heraus und kehren dann zurück, während die Prozession sich auf den Kirchhof begiebt, aber dreimal unterwegs Halt macht, wobei der Rabbiner Gebete liest. Wenn die Prozession sich dem Kirchhof nähert, so kommen diejenigen, welche das Grab gegraben haben, derselben entgegen und tragen die Leiche zu Grabe; zwei erfahrene Männer senken sie dort ins Grab mit dem Kopfe nach Osten. Auf dem Grabe wird ein mit grellen Farben

angestrichenes Denkmal aufgestellt mit einer nach Osten gerichteten Inschrift, in welcher die guten Eigenschaften des Verstorbenen aufgezeichnet sind, aufserdem stehen darauf Sprüche aus den Propheten und Jahr und Tag, wann der Verstorbene vor Gottes Gericht gefordert worden. Einer der am öftesten verwendeten Verse ist: „Es werden viele erwachen, die da schlafen, und auferstehen zum ewigen Leben!“ Der Leichnam wird ohne Sarg ins Grab gelegt, welches aber zwei bis drei Fufs hoch mit Brettern ausgeschlagen ist. Das Grab wird von den Leidtragenden zugeworfen. Wer bei dem Leichenbegängnis zugegen, reifst Gras aus und wirft es über die Schultern mit den Worten: „Es soll kein Tod mehr sein, möge er aufhören immerdar!“ Das wird dreimal wiederholt. Vor dem Kirchhof bilden alle einen Kreis, in welchen der nächste Verwandte des Verstorbenen tritt und ein Gebet für die Seele des Abgeschiedenen spricht, bei dessen Ende alle „Amen“ rufen. Dann sucht man die Hinterbliebenen zu trösten und der ganze Aul sitzt eine Woche lang im Trauerhause und vor demselben. Diese Woche nennen die Bergjuden „owil“ (= schiwoi der Ebräer). Die Anverwandten bleiben die ganze Zeit zu Hause. Es herrscht der Aberglaube, dafs die Seele des Verstorbenen einige Wochen lang sich nicht mit dem Gedanken befreunden könne, dafs sie ihre Wohnung habe verlassen müssen, und deshalb beständig in ihr Haus zurückkehre. Deshalb brennt im Winkel des Sterbezimmers die ganze Woche ein Licht. Die Männer lesen morgens und abends Gebete, Psalmen, Abschnitte aus dem Buche Hiob, aus den Mischne und dem Talmud und halten sich beständig im Sterbezimmer auf, wohin ihnen das Essen gebracht wird. Den Verwandten wird täglich als Gedächtnismahl für den Verstorbenen ein Frühstück bereitet. Die nächste Anver-

wandte sitzt umgeben von Frauen in der Frauenabteilung auf den Knieen und hört nicht auf, sich die Haare auszuraufen und Brust und Wangen zu zerkratzen, woran sie die anderen Weiber zu verhindern suchen. Die Frauen sitzen in mehreren Gruppen herum. Der Reihe nach fängt eine an zu heulen, worauf die anderen einfallen. Von Zeit zu Zeit hört das Geheul auf, und man unterhält sich über die Tugenden des Verstorbenen. Die Männer stehen unter der Thüre des Hauses, treten von Zeit zu Zeit ins Zimmer, knieen vor den Klageweibern nieder, schlagen sich mit der Faust vor Stirn und Brust und rufen: „Oi! oi! ich sterbe“. Ihnen antwortet eines der Weiber: „Gott verhüte, mein Sohn, dafs du sterbest; ich selbst will als Opfer für dich sterben; weine du um den Verstorbenen!“ Dabei fängt sie noch lauter an zu heulen, sich zu schlagen und zu zausen. In den Pausen unterhält man sich von ganz anderen Dingen, zankt und schilt sich auch wohl gar. Ein ganz anderes Bild gewährt das Trauerhaus, wenn ein alter Mann oder eine alte Frau mit zahlreicher Nachkommenschaft gestorben ist. Dann geht es gar lustig her, und nur in kurzen Pausen vernimmt man die Stimmen der Klageweiber.

Am siebenten Tage nach dem Tode wird das eigentliche Gedächtnismahl (Chairat) veranstaltet, nach welchem die Verwandten nach Hause gehen. Die Trauer wird ein Jahr lang getragen. Während dieser Zeit dürfen sich die Trauernden nicht baden und kein Haus besuchen, wo lustige Gesellschaft ist. Jeden Montag und Donnerstag versammeln sich die Weiber im Trauerhaus, um zu weinen; aufserdem gehen Eltern oder Kinder des Verstorbenen im Laufe von elf Monaten jeden Tag morgens in die Synagoge, um dort das „kadysch“, d. i. das Gebet für die Ruhe des Verstorbenen, zu verrichten. Nach elf Monaten wird das Grab-

mal aufgestellt. Jedes Jahr am Todestag wird ein Gedächtnismahl veranstaltet.

An den Tod schliefsen sich allerlei abergläubische Meinungen an. Wenn die Stunde des Todes naht, so kommt der Todesengel vom Himmel herab und stellt sich zu Häupten des Sterbenden. Der Engel hat ein schreckliches Aussehen, sein ganzer Körper ist mit Augen bedeckt. In der Hand hält er ein Schwert, an dessen Spitze drei Tropfen Gift hängen. Der Sterbende erschrickt beim Anblick des Engels so, dafs er den Mund weit aufmacht; jetzt träufelt ihm der Todesengel den ersten Tropfen Gift ein, von welchem der Mensch gelb wird; nach dem zweiten Tropfen kommen die Todeskrämpfe, nach dem dritten Tropfen der Tod. Nach anderen Sagen zerschneidet der Todesengel den Sterbenden mit seinem Schwert; deswegen mufs in allen Nachbarhäusern das Wasser ausgegossen werden, damit der Engel, wenn er im Sterbehause kein Wasser findet, nicht dorthin gehe, um sein Schwert abzuwaschen. Wenn die Seele den Körper verläfst, so schreit sie ganz schrecklich, aber aufser den Hühnern kann niemand diesen Schrei hören, und zum Glück, denn sonst würde man vor Schrecken sterben; ebenso laut schreit die Seele, wenn man den Toten auf die Erde legt. Diese Minuten sind die qualvollsten, er hört und sieht alles, aber er kann sich nicht mitteilen, seine Seele flattert über dem Körper hin und her. Wenn der Tote aus dem Hause getragen wird, so nehmen ihn je nach seinem guten oder bösen Leben gute oder böse Geister in Empfang, und zwar in der seinen guten und bösen Werken entsprechenden Zahl. Durch Silbermünzen, welche beim Gang zum Kirchhof in die Luft geworfen und von Waisenkindern aufgelesen werden, glaubt man die bösen Geister gütig zu stimmen.

Nachdem der Leichnam ins Grab gelegt ist und die Angehörigen weggegangen sind, erscheint ein Engel mit einer langen feurigen Peitsche und schlägt auf das Grab, welches sich sogleich öffnet. Der Engel steigt hinab und fragt den Toten nach seinem Namen. Der Tote schreit fürchterlich auf; wer diesen Schrei hört, der mufs sterben. Darum mufs man nach dem Begräbnis eilig vom Kirchhof weggehen. Aber der Tote kann sich seines Namens nicht entsinnen. Dann schlägt ihn der Engel dreimal mit der Peitsche, wovon der Leib zerspringt. Der Engel nimmt die Eingeweide heraus, schlägt sie dem Toten ins Gesicht und ruft höhnisch: „Um dieser willen hast du gelebt?“ Diese Qual bleibt auch dem Gerechten nicht erspart. —

Oftmals ertönen aber im Trauerhaus neben dem Klagen und Heulen auch zornige, drohende Rufe, wenn der Verstorbene von jemand ermordet worden ist; jeder Tropfen Blut mufs nach der Meinung des Bergjuden gerächt werden, und der Tote kann nicht zur Ruhe kommen, ehe er gerächt ist. Die Pflicht der Rache geht von einem Verwandten auf den andern über, und nicht blofs an dem Mörder, sondern auch an jedem Verwandten desselben, welcher in den Weg läuft, mufs man sich rächen. Wenn innerhalb dreier Tage es den Angehörigen des Ermordeten nicht gelingt, sein Blut zu rächen, so erscheinen die Ältesten der Aule, um die Feinde zu versöhnen. Die Loskaufsumme beträgt 100—600 Rubel. Kommt die Versöhnung zu stande, so begeben sich alle Verwandten des Mörders in das Haus des Ermordeten, fallen dort auf die Kniee und bitten um Verzeihung. Die Anverwandten des Toten küssen sie zum Zeichen der Vergebung. Von diesem Tage an sind die Versöhnten „Blutsverwandte“. Der Mörder aber wird ins Gefängnis geworfen und nachher auf ein oder anderthalb

Jahre in einen fernen Aul verschickt. Nach Ablauf dieser Zeit kehrt er zurück und versöhnt sich ebenfalls mit den Verwandten des Getöteten, worauf er für ihren nächsten Verwandten gilt. Die Eltern und Brüder des Verstorbenen nennen ihn Sohn und Bruder, die Kinder desselben — Vater. Die Blutrache kann auch bei den Bergjuden bis jetzt durch keine Strafe von der Regierung ausgerottet werden, so wenig wie bei anderen kaukasischen Völkern.

Über Unsterblichkeit und Leben nach dem Tode haben die Bergjuden sehr eigentümliche Vorstellungen. Nach der Meinung einiger verläfst die Seele nach dem Tode den Körper und fliegt sogleich in den Himmel, wo sie im Laufe von sieben Tagen gerichtet wird. Nachdem ein Engel sie in die Liste der zu Richtenden eingeschrieben, hat sie sieben Tage lang die Freiheit, zur Erde hinabzusteigen und ihre frühere Wohnung aufzusuchen. Am siebenten Tage wird sie vor Gericht gestellt, welches in einem von Wachslichtern und dem Glanze Gottes erleuchteten Zelte vor sich geht. Gott sitzt auf dem Throne, aber ein feuriger Vorhang entzieht ihn den Blicken. In dem Zelte sitzen die Gerechten und Greise in weifsen Gewändern auf Bänken und langen Tischen mit weifsseidenen Decken, an deren Enden feurige Troddeln hängen. Zur Rechten des Thrones steht ein Engel mit einer Wage, links ein Schreiber mit einem Buch, in welchem alle guten und bösen Werke des Verstorbenen verzeichnet sind. In dem Zelte befinden sich auch einige gerechte Vorfahren des Verstorbenen, welche Fürbitte für denselben einlegen. Gott richtet stets gnädig und straft gelinder, als es die Menschen verdient hätten. Auf den Aufruf des Engels, welcher das Buch hält, erscheinen die guten und bösen Geister, welche den Werken des Verstorbenen ent-

sprechen. Sie stellen sich auf Befehl des Engels auf die Wage. Überwiegen die bösen Geister, so fährt die Seele zur Hölle, im andern Fall kommt sie in das Paradies. Aber ohne weiteres in das Paradies kommt niemand, und man mufs Gott danken, wenn man zur Reinigung von den Sünden direkt in die Hölle kommt, denn schwere Sünder werden in das „Gelgel“ (Umlaut) getrieben. Dann irrt die Seele von einem Ende der Welt zum andern im Laufe von 100 und 1000 Jahren und findet nirgends Ruhe noch Rast. Während dieser Zeit wandert die Seele durch alle möglichen Tiere, welche die schwersten Qualen erdulden. Mit ihnen leidet auch die Seele. Im Anfang wird die Seele des Sünders im Gras angesiedelt, welches verdorren mufs und keine Früchte giebt, höchstens Dornen trägt und jedes Jahr neu heranwächst. Dann gerät die Seele in kleine Insekten, wo sie Hunderte von Jahren bleiben mufs. Zuletzt kommt sie in Tier- und Menschenleiber und von da nach Ablauf einer unendlichen Zeit in die Hölle. Hier nimmt sie die frühere Gestalt wieder an und wird den richtenden und bösen Geistern überlassen. Diese freuen sich über ihr Opfer und werfen den Leib von einem Ende der Erde zum andern, bis er in eine unförmige Masse verwandelt wird; sie werfen ihn in Kessel mit siedendem Wasser, in brennende Öfen, braten ihn auf Pfannen und foltern ihn auf alle mögliche Weise, bis vom Himmel der Befehl kommt, ihn der letzten Qual zu unterziehen. Nach dieser kommt die Seele, von Sünden gereinigt, ins Paradies. Nach jeder Qual nimmt der Leib seine frühere Form wieder an. — Die Hölle liegt in der Tiefe der Erde, das Paradies über dem siebenten Himmel[1].

---

[1] Der Himmel wird als eine Luftmasse vorgestellt, welche aus sieben „tabaga“ (Etagen) besteht. Jede Etage ist von der anderen durch

Hölle und Paradies sind durch einen dicken glühenden Draht verbunden, über welchen die Seele, um sich ganz zu reinigen, zum Paradies gehen mufs. Mehrere Male versucht die Seele, bis zur Mitte des langen Weges zu gelangen, aber sie stolpert, von Sünden beschwert, und fällt auf den Draht, welcher ihren Leib mit Geräusch in zwei Teile zerschneidet, worauf er in die Hölle hinabstürzt und sich in Asche verwandelt. Der Leib wird wieder hergestellt und die Seele erduldet neue Qualen, bis keine einzige Sünde mehr an ihr bleibt. Nach dieser Reinigung kommt sie in den siebenten Himmel, wo sie die guten Engel in Empfang nehmen, ihr die Herrlichkeit Gottes zeigen und sie ins Paradies geleiten. Da erhält sie einen Platz, welcher der Zahl ihrer guten Werke entspricht. Beim Eintritt ins Paradies wird sie von Gottes Herrlichkeit geblendet. Die Engel stehen vor ihm und preisen seinen Namen. Ringsum auf goldenen Sesseln sitzen die Gerechten und die Vorfahren, zur rechten Seite Gottes Adam, Noah, Isaak, Jakob und andere, zur linken Eva, Sarah, Rebekka, Rahel etc. Alle lauschen den Reden der Engel, welche den Namen des Herrn Zebaoth verherrlichen.

---

eine dichte Scheidewand getrennt. Die verschiedenen Etagen sind für die Sterne, Planeten und Engel bestimmt. Über der siebenten Etage steht der Thron Gottes.

VII.

Eine Fufstour von Tiflis nach Tuschetien und Pschawien.

(Sommer 1890.)

Von dem Balkon meiner Wohnung in Tiflis, welche auf dem rechten Kura-Ufer an einer etwas erhöhten Stelle liegt, eröffnet sich bei klarem Wetter nach Norden hin ein herrlicher Ausblick auf einen Teil der Schneekette des grofsen Kaukasus, aus welcher der zweihöckrige Kasbek als unbestrittener Herrscher hervorragt. In sanften Wellenlinien ziehen sich, dem blofsen Auge erkennbar und unschwer zu unterscheiden, vor dem Hauptgebirge, staffelartig aufsteigend, 4—5 Parallelketten hin, auf welchen in der Regel, einem dünnen Schleier gleich, ein zarter Duft lagert, der je nach dem Stand des Tagesgestirns und dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft bald mit Rosa- und Lilafarben leicht angehaucht, bald mit schwarzblauen Tinten gesättigt erscheint. Ähnliche Vorberge begleiten den grofsen Kaukasus im Süden vom Schwarzen Meer bis etwa zum Kasbek, während der östliche Kaukasus derselben fast ganz entbehrt. Hier ist an die Stelle der parallelen Vorketten ein Labyrinth von Ausläufern getreten, welche, unter verschiedenen Winkeln nach Süden vom Hauptgebirge vorstofsend, in der Ferne dem Auge entschwinden und in der Hauptmasse aufgehen, so dafs der Hauptkamm gleich einer steilen Wand unmittelbar aus der Ebene aufzusteigen scheint. Wer aber etwa vom Alasan-Thal aus näher hinzutritt und den Hauptkamm zu erklimmen trachtet, dem machen diese tief durch-

furchten Ausläufer nicht wenig zu schaffen. Jedoch hören jene parallelen Vorketten der westlichen Hälfte des grofsen Gebirges nicht auf einmal auf. Nordöstlich von Tiflis hinter dem Kura-Flufs haben wir noch zwei inselartig sich vorlagernde Gebirgszüge, einen kleineren, das Saguram, auch sedasenskische Gebirge, von wenig über 4000 Fufs Höhe, und einen zweiten gröfseren und höheren, das Zivo-Gombori-Gebirge, dessen Gipfel 6000 Fufs und darüber erreichen, während der über denselben führende Pafs eine Höhe von 5500 Fufs aufweist. Diese beiden Gebirgszüge, zwischen denen sich der Jora-Flufs tief einschneidet, müssen wir übersteigen, wenn wir von Tiflis nach Kachetien gelangen wollen und nicht vorziehen, dieselben zu umgehen und den weiteren Weg durch die Ebene zu machen.

Der Ausgangspunkt unserer heutigen Fufstour war Kachetien, speciell das Städtchen Telaw, das von Tiflis etwa 100 Werst entfernt liegt. Ein fast täglich abgehender Omnibus vermittelt den Verkehr, der namentlich im Sommer, noch mehr im Herbst ein sehr belebter ist. Auch unsere Reisegesellschaft, bestehend aus einigen Lehrern und Studenten, benutzte dieses Verkehrsmittel, um den Bergen rascher nahe zu kommen. Zunächst bietet der durch eine fast unfruchtbare, schon ausgebrannte Steppe sich beinahe in schnurgerader Linie hinziehende Weg des Interessanten gar wenig, nur etwa einen hübschen Ausblick auf die mehr und mehr verschwindende Stadt und die alte pittoreske persische Festung am südlichen Ende derselben. Nach rechts öffnet sich eine weite Ebene, und das Auge schweift hinüber zu den Steppen von Karajas und den dieselben begrenzenden Höhenzügen am fernen Horizonte, während nach links die nahen Hügelreihen den Ausblick verdecken. In raschem Tempo fliegen wir auf dem ebenen Terrain hin, bald winken

uns in der Ferne die freundlichen Häuser der an der Jora gelegenen deutschen Kolonie Marienfeld. Wir lassen dieselbe rechts liegen. Die Strafse steigt langsam bergan, fruchtbares Ackerland wechselt mit Weingärten ab, dahinter Wiese und Wald, welcher nach und nach höher und dichter wird. Gegen Mittag haben wir Gombori erreicht, das Standlager einiger Batterieen. Von da steigt die Strafse zwischen üppigen Wiesen in langen Zickzacken zum Passe auf; noch vor zwanzig Jahren war hier herrlicher Hochwald, der jetzt spurlos verschwunden ist. In der Nähe des Passes sind mehrere Schlammvulkane, welche das Terrain fortwährend verändern; es findet ein beständiges Abrutschen der Abhänge statt; die Strafse ist stellenweise mit Bohlen bedeckt, um ihr mehr Halt zu geben. Oben angelangt, erblicken wir hinter mächtigem Laubwald in der Ferne die Alasan-Ebene. Im Schatten hochgewachsener glattstämmiger Buchen führt die Strafse abwärts. Etwa 12 Werst von Telaw wird der Wald lichter, wir fahren über das breite, jetzt fast trockene Flufsbett des Turdo, das mit Kieseln verschiedener Gröfse übersäet ist. Hoch über demselben ragen auf einem über 1000 Fufs hohen, steil abfallenden Felsen die Ruinen der alten Burg Psitis-Ziche, d. i. der „Gemsenburg“, empor, in deren Nähe noch jetzt Gemsen vorkommen sollen. Noch stehen drei Türme und eine Mauer, welche aber sehr hinfällig geworden sind. Näher nach Telaw zu bemerken wir rechts, ganz nahe am Wege, das schuamtinische Kloster, das aus dem fünften Jahrhundert n. Chr. stammt, nicht weit davon liegt eine ganze Höhlenstadt[1]. Der Eingang zu derselben führt durch zwei

---

[1] Die in Grusien allenthalben vorkommenden künstlichen Höhlen legen die Vermutung nahe, dafs die alten Bewohner dieses Landes, die Iberer, Höhlenbewohner gewesen sind.

grofse gewölbte Räume; die Höhlen sind durch Gänge miteinander verbunden, sie liegen neben- und übereinander. Leider fehlen alle und jegliche Anhaltspunkte darüber, wer in diesen Höhlen gewohnt und auf welcher Kulturstufe die Insassen gestanden haben.

Abends 7 Uhr erreichten wir das Städtchen Telaw, den Sitz eines Bezirkshauptmanns mit etwa 8000 Einwohnern. Es ist das der Hauptpunkt des berühmten Weinlands Kachetien, in welchem im Jahre 1874 20000 Dessätin Weingärten[1] gezählt wurden, die jährlich einen durchschnittlichen Ertrag von gegen drei Millionen Wedro (= 12.3 Liter) liefern. Seit mehr als zehn Jahren war übrigens keine einzige gute Ernte zu verzeichnen; verschiedene Krankheiten, unter anderm auch die Phylloxera, haben grofsen Schaden gethan; in diesem Jahre wird eine gute Ernte erwartet. Die Stadt stammt aus dem neunten Jahrhundert und wurde nach Zerstörung der früheren Residenz der kachetischen Zaren Gremi durch Schach Abbas vom Zaren Artschil zur Hauptstadt erhoben. Hier starb im Jahre 1798 der grusinische Zar Heraklius II. Noch stehen in der Stadt die Ruinen zweier alten Festungen, welche vor ihren Mauern wohl viele Feinde gesehen haben, denn Telaw und das ganze Kachetien hatte im Kampf mit den wilden und räuberischen Bergvölkern und vorher im Kampfe des Christentums mit dem Islam schwere Zeiten durchzumachen, hier haben die tapferen Georgier für den christlichen Glauben und für Festigung der russischen Herrschaft viel Blut vergossen. In der mitten in der Stadt gelegenen Citadelle lag das Schlofs der kachetinischen Könige, welches vor etwa

---

[1] Die besten Weingärten liegen zwischen 1500—2000 Fufs über dem Meer, doch gehen sie bis 3000 Fufs und höher hinauf.

15 Jahren auf Befehl des damaligen Statthalters, des Grofsfürsten Michael, restauriert worden ist und jetzt ein Fräuleinstift, dem Namen der heiligen Nina geweiht, in seinen Mauern beherbergt.

Wir stehen auf dem Balkon der Stadtschule, welche auf einer mäfsigen Anhöhe gelegen ist, und überblicken die fruchtbare Alasan-Ebene, welche bei Telaw cirka 20 bis 25 Werst breit ist, und an deren Nordrand der Kaukasus fast senkrecht aufzusteigen scheint. Der Flufs ist kaum zu sehen. Die gelben Vierecke der schon gereiften Kornfelder stechen scharf ab gegen das saftige Grün der Weingärten und das dunkle Laub der da und dort mitten in die Ebene hineingeworfenen Waldinseln. Dort nach rechts hin ragen die Gebäude des kaiserlichen Gutes Zinondali hervor, wo im Jahre 1854 die Familien der Fürsten Tschawtschawadse und Orbeliani von Schamyl überfallen und in die Berge entführt wurden. Erst nach neun Monaten wurden die Gefangenen ausgelöst. Nach Norden hin, am Fufs der Berge, liegt ein anderes kaiserliches Gut, Napareuli, mit berühmten Weinkellern. Eine Menge von Dörfern, die in der Ebene zerstreut sind, weisen auf Ergiebigkeit des Bodens hin. Die Alasan-Ebene wird von dem leichthin lebenden, ritterlichen, aber trägen und geistig wenig begabten und wenig entwickelten Volksstamme der Grusiner bewohnt. Freilich mag die geringe geistige Entwickelung des Volkes teilweise ihren Grund darin haben, dafs die Grusiner im Laufe vieler Jahrhunderte fast beständig auf dem qui vive standen und mit den Waffen in der Hand Glauben und Eigentum gegen räuberische Einfälle beschützen mufsten, abgesehen davon, dafs der ungemein fruchtbare Boden die leibliche und damit auch die geistige Trägheit begünstigte. Wie sehr das Kriegsleben bei diesem Volk sozusagen in Fleisch und Blut über-

gegangen, zeigt unter anderm der noch jetzt übliche Grufs „kamardschoba!", was soviel heifst als: „dein Sieg!" d. i. „Ich wünsche dir, zu siegen". Und am Morgen rufen sie einander zu: „Morgen des Friedens!", zum Abend: „Abend des Friedens!". Und wo wir einander zurufen: „Wie geht's?, wie steht's?", da fragt der Grusiner: „Mit welchem Frieden lebst du?"

Von Telaw konnten wir am folgenden Tage nicht sogleich aufbrechen, da unsere aus Tuschetien bestellten Lastpferde[1] noch nicht da waren. Endlich nachmittags kamen sie an, unsere Sachen waren schnell aufgepackt und es wurde aufgebrochen. Unser nächstes Ziel war das Kloster Ala-Verdi. Zwischen gröfseren und kleineren Dörfern, Weingärten, Fruchtfeldern und Obstgärten mit herrlichen Nufsbäumen und Maulbeerbäumen zieht sich die Strafse durch die Ebene; da und dort fällt das Auge auf die Ruinen alter Schlösser oder zerstörter Gotteshäuser, von uralten Bäumen beschattet. Heifs brannte die Abendsonne auf den staubigen Weg. Von fern winkten die weifsgetünchten Mauern des Klosters, aber so sehr wir unsere Schritte beschleunigten, es schien nicht näher zu kommen, bald verschwand es in dem es umgebenden Wald, bald tauchte es wieder aus demselben hervor. Die Sonne war hinabgegangen und vergoldete noch mit ihren letzten Strahlen die nach Westen liegenden Höhenzüge. Der Mond stieg herauf und warf sein fahles Licht über die Landschaft. Spät abends gelangten wir endlich ans Kloster, welches von drei Mönchen

---

[1] Der gewöhnliche Preis für ein Pferd pro Tag ist 60 Kopeken, wir bezahlten 1 Rubel und den Führern je 70 Kopeken täglich unter der Bedingung, dafs sie uns auf der ganzen Tour begleiten, da das jedesmalige Requirieren von Pferden in den Dörfern viel Zeit wegnimmt. Die Tiere sind oftmals sehr weit vom Dorfe auf der Weide.

bewohnt ist. Wir klopften ans Thor, welches sich uns bald aufthat. Die weiten Räume der Fremdenherberge — einst die Gemächer des Bischofs — wurden uns zur Verfügung gestellt, aber für des Leibes Nahrung gab es nichts als schmutziges Wasser, so dafs uns unsere mitgebrachten Lebensmittel sehr zu statten kamen. — Das Kloster, welches wir andern Morgens früh nach erquickender Nachtruhe besichtigten, hat sehr grofse Dimensionen. Die Kirche ist in georgischem Stil gebaut; der Turm, welcher hier, wie bei allen grusinischen Kirchen, den Kreuznagel vertritt, hat eine Höhe von 210 Fufs, die Länge des Mittelschiffs ist 161 Fufs, die Breite desselben 91 Fufs. Sie ist Ende des 9. Jahrhunderts von einem kachetinischen Zaren an der Stelle einer Kirche des heiligen Georg, welche 300 Jahre vorher von einem der 13 syrischen Väter gegründet worden war, erbaut worden. Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die steinerne Kuppel, welche baufällig geworden war, durch eine solche aus Eibenholz ersetzt. Die Kirche ist jetzt dem heiligen Kreuz geweiht. Die Wände waren früher mit Fresken geziert, da aber solche von den Persern und Lesghiern sehr verdorben waren — ein beliebtes Kunststück derselben war, den Figuren die Augen auszustechen — so wurden die Wände einfach mit weifser Farbe übertüncht, wie man das fast in allen Kirchen Grusiens gemacht hat. Der grofse Kirchenplatz ist von einer hohen Mauer umgeben. Unter den Schätzen des Klosters zieht ein in lauterem Gold gefertigtes und mit edlen Steinen verziertes Heiligenbild des heiligen Georg, sowie ein altes Evangelienbuch mit hübschen Vignetten aus dem 11. Jahrhundert unsere Aufmerksamkeit auf sich. Alljährlich am 14. September strömen aus allen Teilen Kachetiens die Wallfahrer herbei, um das Kirchenfest zu feiern. Auf dem grofsen Platze vor dem

Kloster wird bei dieser Gelegenheit ein Jahrmarkt abgehalten. Während dieses Festes besteht eine besondere Art von Bufse oder Lösung des Gelübdes darin, dafs sich Männer und Frauen auf den Boden des engen Thorweges legen und die Menge der frommen Pilger über ihre Leiber hinweggehen lassen.

Den frommen Vätern händigten wir für unser Nachtlager ein reichliches Opfer zum Nutzen der Kirche ein und verabschiedeten uns von ihnen. Wir marschierten weiter in der Ebene vorbei an Frucht- und Hanffeldern, von denen manche in höchst verschwenderischer Weise mit mehr als mannshohen, dicht nebeneinander stehenden Baumstämmen von 1—2 Fufs Durchmesser umzäunt waren. Solche Holzverschwendung habe ich nie im Leben gesehen; dafür sind die Zäune aber auch sehr fest, und sogar Elefanten, wenn es deren hier gäbe, würden dieselben respektieren. Zahlreiche Herden wohlgenährten kräftigen Rindviehes, die an uns vorübergetrieben wurden, lassen darauf schliefsen, dafs die Viehzucht hier in Blüte steht. Bald gelangten wir zum Alasan, der sich hier in mehrere Arme teilt und ein breites Flufsbett bildet. Da keine Brücke über denselben führt, so mufsten wir teils zu Pferde, teils watend über das schmutzige, reifsende Wasser setzen. Jenseit des Flusses liegt inmitten von Gärten und Feldern das Tuschinen-Dorf Alwani, das jetzt fast ganz verlassen war, da die Einwohner in die Sommerfrische auf die Berge gezogen waren. Einige wenige tuschinische Gesellschaften (besonders die von Zow) sind in die Ebene hinabgezogen und haben sich mitten unter den Grusinern niedergelassen; zum Sommer aber ziehen sie in die Berge. Nicht weit hinter dem Dorfe holte uns eine solche wandernde Gesellschaft ein; die Frauen meist zu Pferde, wie die Männer reitend, vor und hinter

sich Mädchen und Knaben, aus den grofsen, zu beiden Seiten der Pferde herabhängenden Taschen, bezw. Säcken, sah da und dort der Kopf eines kleinen Kindes oder Schäfchens hervor, während oben auf denselben Katzen, Hühner und dergleichen angebunden waren; auch die Wiegen wurden mitgeschleppt; einige Pferde waren mit Filzdecken beladen, aus welchen die Zelte hergestellt werden. Der ganze Zug machte einen ungemein malerischen Eindruck, welcher durch die bunten und reichen Kostüme der Weiber noch beträchtlich erhöht wurde. Ich werde später, wenn wir nach Tuschetien kommen, Gelegenheit haben, diese Kostüme eingehend zu beschreiben. In der fruchtbaren, reichlich durch Natur und Kunst bewässerten Ebene näherten wir uns mehr und mehr den Bergen und passierten das grusinische Dorf Ljaliskuri, das jetzt zur Hälfte verlassen ist. Eine Menge verkommener und verwilderter Gärten warten der Hand des Menschen, die sie aufs neue pflegen würde. Am Ende des Dorfes bemerken wir eine ziemlich bedeutende viereckige Befestigung mit sechs Türmen. Das Dorf, dessen Namen „Hohlraum eines Hufeisens" bedeutet, gehörte einst der angesehenen Familie der Fürsten Tschelokajew. Da sie ungemein verschwenderisch waren und all ihr Hab und Gut in leichtsinniger Weise durchbrachten (wie das überhaupt die Art der grusinischen Fürsten ist), so nahm ihnen der kachetinische Zar alle Ländereien ab. Da flehte einer der Fürsten den Zaren an, ihm wenigstens ein Stück Land so grofs wie der innere Raum eines Hufeisens zu lassen, worauf der Zar sich erbarmte und ihm das benannte Dorf und Land schenkte, welches seitdem diesen Namen trägt. Gleich hinter Ljaliskuri, beim grofsen Dorf Tschaweli, lenkt unser Weg nach links ab in das Thal eines Zuflusses des Alasan, des Stori, das sich

bald mehr und mehr verengert. Im schönen Laubwald steigt der Fufspfad langsam aufwärts. Wir wandeln, gestärkt durch die würzige kühle Waldluft, durch das dichte Laubdach mächtiger Buchen, Erlen und Ahorne vor den sengenden Strahlen der Sonne geschützt, neben dem wildrauschenden Bach. Ein eleganter Baum zieht durch seine hübsch gefiederten Blätter unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir halten ihn zuerst für eine Esche, aber wie wir nahe treten, belehren uns die eigentümlichen, an langen Stilen herabhängenden Früchte, dafs es Pterocarya caucasica ist, die hier häufig vorkommt. Da und dort steigen dicke Ranken der verwilderten Rebe vom Boden auf und klettern, die Bäume umschlingend, zu den hohen Gipfeln empor. Es sind uralte Pflanzen, manche Ranke mag wohl am Boden einen Durchmesser von einem halben Fufs haben. Der Wald lichtet sich etwas, wir kommen an einem Pschawen-Dorf vorüber. Diese Pschawen sind, wie die oben erwähnten Tuschinen, Auswanderer und bilden inmitten der echt grusinischen Bevölkerung eine Insel. Ihre Häuser sind niedrig, mit strohbedecktem Giebeldach versehen; daneben steht auf Pfählen korkartiges Flechtwerk, ebenfalls mit Stroh bedeckt, eine kleine Thüre, in der Längenseite angebracht, zeigt, dafs dieses Geflecht nicht zum Aufbewahren von Getreide dient, wie das anderweitig im Kaukasus im Gebrauch ist. Die Pschawen schlafen im Sommer in diesen Geflechten. In Pschawien selbst sind die Wohnungen anders angelegt. Vor dem Dorfe bemerken wir eine 8—10 Fufs hohe zweizinkige Gabel mit zugespitzten Enden aus einem mäfsig dicken Baumstamm gefertigt; man belehrte uns, dafs das eine Falle für die hier häufigen Wölfe sei. Im Winter wird an den Spitzen Fleisch aufgehängt. Die Wölfe bemühen sich hinaufzuspringen und das Fleisch herunterzuziehen, wobei

manche derselben in jene Gabel geraten, aus welcher sie sich nicht befreien können, worauf sie mit leichter Mühe getötet werden. Etwas oberhalb des Dorfes schlugen wir auf grünem Rasen unser Nachtlager auf. Der Mond erleuchtete im Wetteifer mit unserm Scheiterhaufen den Lagerplatz, und aus dem nahen Walde ertönte der liebliche Schlag zahlreicher Nachtigallen, ein leichter Luftzug bewegte die Gipfel der hohen Buchen, deren Blätter geheimnisvoll einander zulispelten. Ein herrlicher Morgen, eingeleitet durch den vieltausendstimmigen Gesang der Singvögel, folgte auf die etwas frische Nacht, in Millionen klarer grofser Tautropfen brachen sich die ersten Strahlen der Sonne. In solcher Umgebung ist jeder Tag ein Festtag der Natur, ein Tag des Herrn, der die Seele zur Andacht erhebt. Wir brachen früh auf, ein gutes Stück Arbeit stand uns bevor. Wir befanden uns wenig mehr als 2000 Fufs über dem Meeresspiegel und sollten heute noch hoch über die Baumgrenze hinaufsteigen. Steil ging es sogleich bergan auf schlechtem Pfade immer im Wald zwischen altersgrauen Buchen, an denen, grauen Bärten gleich, eine Menge von Flechten herunterhingen, zwischen grofs- und kleinblätterigen Ahornbäumen und schlanken Ulmen. Da und dort steht eine Kastanie (Castanea vesca), die hier wohl über 4000 Fufs hoch steigt, sie war schon abgeblüht, während die mächtigen Linden noch weithin ihren balsamischen Blütenduft verbreiten; auch hier noch treffen wir Weinranken an; zierliche Wedel von Farrenkraut (Pteris aquilina und Filix mas) bedecken den Boden. Um 11 Uhr sind wir schon über 2000 Fufs gestiegen, eine krystallklare Quelle und eine schattenspendende grofse Ulme laden uns zur Rast; wir folgen der Einladung. Es ist mäfsig warm, das Thermometer zeigt 13 Grad Réaumur. Der reichliche Wasserquell,

der sauber in Schieferstein gefafst ist, verdankt seinen Ursprung einem tuschinischen Helden, namens Tschicholi, der bei den Lesghiern ungemein gefürchtet war und über dessen Kraftstücke nicht gerade sehr anständige Legenden sich im Volksmund erhalten haben. Noch bis auf den heutigen Tag schrecken die lesghischen Mütter ihre Kinder mit dem Namen Tschicholi. Wir steigen höher; der Bergrücken wird schmäler und eröffnet zeitweise den Ausblick in die rechts und links liegenden tiefen Thäler, die mit blauem Duft bedeckt sind, und auf die ferne Ebene des Alasan. Allmählich wird auch der Wald lichter und endigt in Gruppen von Birken und Ahorn. An der Waldgrenze bedecken die Büsche der gelbblühenden, wohlriechenden Azalia pontica den Rasen, dann beginnen die Alpenwiesen mit ihrer mannigfaltigen Flora; besonders charakteristisch sind die hohen, mit grofsen gerippten Blättern bekleideten, gerade aufstrebenden Stengel einer Veratrum-Art, an deren Spitzen die Blütentrauben eben hervorbrechen. Das saftige Grün der Wiesen bildet keine glatte Fläche, es sieht wie gerippt aus, ein charakteristisches Merkmal für Abhänge, die als Weiden dienen.

Auf steilen Zickzacken zwischen Felspartieen, belebt von munteren Eidechsen und geschmückt mit kleinen Farrenkräutern, Glockenblumen (Campanula), Männertreu (Veronica), Hornkraut (Cerastium), Mauerpfeffer (Sedum) und Hauswurz (Sempervivum), steigen wir aufwärts und erreichen gegen Abend die erste Staffel des Hauptkammes, einen schmalen Ausläufer, welcher nach Süden vorstöfst und den Namen Nakerali trägt. Hier oben sind wir noch im Reiche des Frühlings, denn der Schnee ist noch nicht lange weggeschmolzen, teilweise hält er sich noch in den Runsen. Noch steht die schönste der Frühlingsblumen, das Vergifs-

meinnicht, in voller Blüte; daneben winken die Rosasterne des Pyrethrum roseum und nicken die grofsen weifsen Köpfe einer Kleeart, dabei stehen buschartige Dotterblumen (Caltha) und die grofsen Ähren der Orchis maculata auf hohen Stielen. Das Rhododendron caucasicum reicht hier nicht so hoch herauf, es hält sich etwas tiefer an den nordwestlichen Abhängen. Wir fanden einen bequemen Lagerplatz in der Nähe eines sogenannten „kapischtsche“, d. i. ein aus Steinen aufgeschichteter Opferaltar, dem heiligen Ilja geweiht. Diese Art Altäre werden wir später sehr zahlreich in Tuschetien antreffen und noch auf sie zu sprechen kommen. In nächster Nähe fand sich eine Quelle; ein Bündel Reisig, das eine wohlthätige Hand hier hingeworfen, war eine willkommene Überraschung, denn sonst hätten unsere Leute zu den Rhododendronbänken hinabsteigen müssen, um das nötige Brennmaterial zu schaffen. Ein grofser Fuchs verliefs, von uns aufgescheucht, sein Lager wohl um so williger, als die Zeit zum nächtlichen Streifzug schon angebrochen war. Als es dunkel wurde, befreiten uns die Führer ganz zufällig von der unliebsamen Nachbarschaft eines Bären, welcher murrend das Weite suchte. Der Himmel war etwas bewölkt, doch wurde es gegen Morgen etwas klarer, und wir gewahrten den Kasbek, dessen gewaltiges Haupt über Wolken thronte. Näher zu uns nach Westen hin ragten die pittoresken, vielgezackten, steilabfallenden Gipfel des Sperosa und der Massarisgruppe, beide über 10000 Fufs hoch und noch mit Schnee bedeckt, zum Himmel empor. Der äufserste Zacken des Sperosa trägt den Namen „Amiran“. Kein Mensch kann ihn ersteigen, nur der Teufel kommt da hinauf; das dort oben sichtbare Mauerwerk ist nicht von Menschenhänden aufgeführt. Dort ist der Riese Amiran angekettet. Sein treuer Hund nagt beständig an

der Kette und jedes Mal zu Neujahr hat er sie fast durchgebissen; daher müssen um diese Zeit die Schmiede zu Tiflis und anderwärts einen Schlag mit dem Hammer ausführen, damit die Kette wieder gefestigt wird.

Bei fünf Grad R. waren wir erwacht, die Kälte und Nässe vom reichlichen Tau hatte uns früh geweckt. Bis zum Pafs von Did-Gwerdi (10900 Fufs) gab es noch tüchtig zu steigen. Langsam kletterten wir auf steinigem Pfade zwischen Schieferfelsen hinauf. Die Sonne stand fast über unserm Scheitel, als wir denselben erreichten, er verschwand aber bald in Nebel und Wolken. Der tückische Berggeist spielte uns übel mit; mit heftigem Winde trieb er uns zuerst Regen und etwas höher Schnee und Graupen ins Angesicht und hüllte uns in Wolken ein, so dafs die Aussicht fast gänzlich verdeckt wurde. Es war das auch kein Wunder, denn wir befanden uns in der Nähe des Tschakitis-Iweri, d. i. „Regenberges“. Nur hie und da zeigte sich durch den zerrissenen Wolkenschleier hindurch nach rechts hin die eine und andere Schneespitze und liefs uns ahnen, welch herrliche Aussicht sich hier bei klarem Wetter bieten mufs. Dann ging's steil über ein grofses Schneefeld abwärts, an dessen unterem Ende sich vom ablaufenden Schneewasser seenartige Tümpel gebildet hatten; dann tief hinab in ein Hochthal mit grünen Matten, auf denen am Rande des Schnees die wunderbar blauen sternförmigen Gentianen und verschiedene Primeln blühten. Die in grofser Anzahl herumliegenden Schieferplatten und der feuchte Grund machten mir Hoffnung auf reichlichen Fang von Carabiciden[1], aber leider blieb meine Jagd erfolglos.

[1] Überhaupt war die Ausbeute in Tuschetien sehr gering, aufser dem häufig vorkommenden Carabus cribratus und einigen Plectes habe ich fast nichts gefangen.

Unsere Erwartung, mit dem ersten Pafs endgültig den Hauptkamm überschritten zu haben, wurde in unangenehmster Weise getäuscht, denn zwischen uns und Tuschetien lag noch ein zweiter hoher Pafs, der Sanzorno (10450 Fufs), der erst noch genommen werden mufste, ehe uns ein Blick in den tuschinischen Kessel gewährt werden sollte. So ist also dieser Pafs füglich ein Doppelpafs zu nennen. Auf zerbröckeltem Schiefer ging es aufwärts. Drüben über den Felsen kreisten Adler und liefsen ihre grellen Pfiffe ertönen, während von Zeit zu Zeit das Locken des Bergtruthahns sich hören liefs. Als wir oben waren, senkte sich schon die Sonne und wir eilten, ins Thal hinabzusteigen. Von allen Seiten stürzen wilde Schneebäche aus dem Schnee hervor und vereinigen sich unten mit dem Or-Zchali, in dessen Thal ein schmaler Pfad abwärts führt. Schon wurde es dunkel, als wir unten waren, der Weg, welcher neben dem wilden Wasser stellenweise in beträchtlicher Höhe hinführt, war schwer zu unterscheiden; Schneestürze versperren uns den Weg, wir müssen sie mit Anwendung der äufsersten Vorsicht überschreiten, um nicht in den Bach hinabzurutschen. Glücklicherweise waren unsere Führer mit den Pferden vorausgeeilt und hatten einen „Kutan“, d. i. Sennhütte, ausfindig gemacht, in dessen Nähe ein kleiner, zum Nachtlager tauglicher Platz sich befand. Sie schickten uns, als wir es schon aufgegeben hatten, in der Dunkelheit weiter zu gehen, einen Führer zu, welcher uns mit einem Lichte vorleuchtete, so dafs wir ohne Unfall zur Stelle gelangten. Jene Kutane sind in unbewohnten Gegenden ein wahrer Trost für den Wanderer, welcher dort im schlimmsten Fall Schutz gegen das schlechte Wetter und Milch und Käse, auch wohl Schaffleisch findet; sie sind aus Schiefer gebaut, stecken über die Hälfte in der Erde und

sind mit einem Schieferdach gedeckt. In der Nähe derselben ist in der Regel ein Gehege, wo die Herden sich versammeln und gemolken werden. Aus der Milch wird Käse bereitet, der dann in Schafschläuchen aufbewahrt wird, die im Hintergrund der Hütte aufgespeichert sind. Im Herbst werden diese Vorräte nach Telaw und Tiflis etc. verkauft. Unser Wirt hatte immer noch 1500 Schafe, obgleich er durch Kälte viele verloren hatte[1]. Er berechnete uns sein Einkommen folgendermafsen: Von 300 Schafen erhält man durchschnittlich 100 Käse (zu 10—15 Pfund), die zu 1 Rubel 80 Kopeken bis 2 Rubel und darüber verkauft werden; aufserdem 6 Pud Wolle à 5 Rubel. Also geben 1500 Schafe etwa ein Einkommen von 1200 Rubel, dabei ist aber die Arbeit und die Bezahlung der Hirten nicht angerechnet. Trotz dieses verhältnismäfsig geringen Gewinns ist der Tuschine mit seiner Lage meist zufrieden. Man erzählte uns einen Brauch, der die Ehrlichkeit desselben im glänzendsten Lichte erscheinen läfst. Wenn ein Schaf sieh zu einer andern Herde verirrt hat, so wird es sorgfältig gepflegt, bis der Eigentümer sich meldet, und es wird immer zurückgegeben, selbst wenn es jahrelang verloren gewesen. — Zu unserer Ankunft wurde ein Schaf geschlachtet und aus demselben eine mit Sauerampfer und anderen Kräutern gewürzte, kräftige Fleischbrühe gekocht, die uns allen aufserordentlich mundete, ebenso wie das darin abgekochte zarte Fleisch. Die tuschinischen Lämmer (Fettschwänze) haben sehr weifses wohlschmeckendes Fleisch und entbehren ganz und gar des widrigen Talggeschmacks der tatarischen Lämmer. — Die verschiedenen Geräte, auch

[1] Auch die Wölfe richten oft grofsen Schaden an; der kaukasische Wolf begnügt sich nicht, ein oder zwei Schafe fortzuschleppen, sondern er erwürgt stets, wenn er in die Herde bricht, 20—30 Stück aus reiner Mordlust.

die in der Form eines Schiffleins geschnitzten Löffel, mit der breiteren Seite am Stiel, sind aus dem Holz der hier an den Abhängen wachsenden Birken gefertigt. In der engen Hütte hatten neben den Käseschläuchen kaum 2—3 Menschen Platz, so dafs der gröfsere Teil unserer Gesellschaft wieder im Freien kampieren mufste, in sorgsamer Hut dreier mächtiger Schafhunde, welche uns die ganze Nacht im Belagerungszustande hielten.

Der nächste Tag führte uns thalabwärts dem bewohnten Tuschetien näher; rechts starrte ein breiter Bergriese in die Lüfte, es war der Schawi-Klde, d. i. „der schwarze Berg", 11 757 Fufs. Wir selbst befanden uns etwa 6000 Fufs hoch über dem Meer. Über grofse Schieferblöcke stürzt der Wildbach abwärts, sein weifser Schaum sticht grell ab vom schwarzen Gestein, gröfsere und kleinere Seitenbäche, ebenso wild, wie er, aber weniger gewaltig, verstärken seine Gewässer; üppiger Pflanzenwuchs an grünen Abhängen erquickt das Auge; unter den Blumen fällt eine zierlich gefranste Silene auf, stellenweise steht der kahle Fels an, nur kümmerlich mit Pflanzenwuchs bedeckt, manchmal ist ein schwacher Versuch gemacht, Gerste zu kultivieren. Der Weg hört auf, wir müssen über den Flufs hinüber, dann steil hinauf, es scheint kein Ende nehmen zu wollen; höher und höher steigt der Pfad am schwindelnden Abgrund hin; dann geht's etwas abwärts. In einem „Kutan" laben wir uns an warmer Milch und „tolokno". Was ist denn das? fragt mich der Leser. Das ist eine Art Brot, ein Geknete aus gemahlener gerösteter Gerste mit Käsequark vermengt. Beim Weitermarsch tauchen eine Menge von Bergketten vor uns auf, sie sind niedriger als alle von uns erstiegenen und haben weichere Formen. An ihren Abhängen bauen sich die tuschinischen Dörfer auf. Mit Rhododendron ver-

mischt blüht am Wege die Heidelbeere und Preiselbeere, auch Himbeersträucher sind allenthalben vorhanden[1]. Der Weg senkt sich abwärts, schon taucht Nadelwald auf. Gegen Abend gelangen wir in das erste Tuschinendorf Westma, am Sachar-Flufs gelegen, welcher mit dem Or-Zchali vereinigt in den tuschinischen oder tagwinischen Alasan fällt.

So sind wir also im eigentlichen Tuschetien, das wir im Lauf der nächsten Tage näher kennen lernen sollten. Man versteht unter Tuschetien die durch hohe Bergrücken voneinander getrennten Thäler des tagwinischen und perikitelischen Alasan mit ihren Zuflüssen, mit andern Worten die Thäler der Quellflüsse des andischen Koissu. Das Land stellt ein grofses, nach Osten hin offenes, in der Luftlinie wohl an die dreifsig Werst breites Viereck dar, dessen südliche Seite die Hauptkette des Kaukasus bildet. An der Nordseite ragt die mächtige sogenannte perikitelische Kette empor, in ihr stehen der Tebulos-Mta, Kerigo, Katschu, Kwawlos-Mta, Donos-Mta und Diklos-Mta, welche alle mit ewigem Schnee bedeckt sind, deren Höhe aber noch nicht bestimmt ist[2]. Die westliche Seite des Vierecks wird durch einen hohen, nach beiden Seiten steil abfallenden Kamm gebildet, welcher von Norden nach Süden ziehend eine Verbindung zwischen dem Tebulos und der Borbalo-Gruppe herstellt. Über diesen Kamm führt näher dem Tebulos der Azunta-Pafs, den mein Freund Dr. Radde mit 12200 Fufs angiebt, während in der Nähe des Borbalo die mit dem ge-

---

[1] Mir fiel es auf, dafs ich in ganz Tuschetien kein einziges Exemplar der Erdbeere bemerkt habe; ich weifs nicht, ob die Erdbeere vielleicht überhaupt nicht so hoch hinaufgeht. Auch Blätter von Veilchen sah ich sehr wenig und selten.

[2] Die Höhe des Tebulos-Mta wird zu 14781 Fufs, die des Donos-Mta zu 13736 Fufs, die des grofsen Katschu zu 14027 Fufs angegeben.

meinschaftlichen Namen Amugo auf der Karte bezeichneten Schneespitzen sich erheben, zwischen denen der Narowan-Gletscher dem Narowanis-Chewi, einem Zuflufs des perikitelischen Alasan, den Ursprung giebt. Die dem Süden des Tebulos-Mta, jener Querkette von Westen, und dem Nordteil des Borbalo entquellenden Wasser werden in den tiefen Tuschinen-Thälern gesammelt und dem andischen Koissu zugeführt.

Ich will nun in Kürze unsere Marschroute speciell durch Tuschetien angeben[1] und dann Land und Leute schildern, so gut, wie wir sie auf unserm Marsch und bei unserer Einquartierung in den Dörfern kennen lernten. Vom Sachar-Flufs gelangten wir über einen ziemlich hohen Bergrücken zum tagwinischen Alasan, von da über Dotscho und Botschorma einen noch höheren Pafs übersteigend und dann auf steilem Abstieg durch Fichtenwälder zum perikitelischen Alasan bei Dartlo (am Fufse des Kwawlos-Mta), dann nach Parsma, von da über Tschontio an den Fufs

---

[1] Die vollständige Marschroute mit Angabe der Entfernungen, die wir selbst gemessen, ist diese:

Strecke	Entfernung	
Telaw—Alaverdi	16	Werst
Alaverdi—Tschiachuri	20	-
Tschiachuri—Nakerali	14	-
Nakerali—Or-Zchali	25	-
Or-Zchali—Westma	13	-
Westma—Botschorma	11	-
Botschorma—Parsma	18	-
Parsma—Kutan (vor dem Azunta-Pafs)	16	-
Kutan—Girewi	12	-
Girewi—Kutan Ziskarow	29	-
Kutan Ziskarow—Eliaksa	13	-
Eliaksa—Schuapcho	14	-
Schuapcho—Twaliwi	24	-
Twaliwi—Duschet	33	-
zusammen	259	Werst.

des Azunta-Passes, über welchen wir wegen Schnee und Eis nicht herüberkonnten, daher kehrten wir nach dem etwas unterhalb Tschontio gelegenen Girewi zurück, um von da den Weg zum Borbalo einzuschlagen.

Der Charakter der Landschaft ist durch die oben angedeutete vertikale Gliederung und die hohe Lage über dem Meeresspiegel bestimmt. Tief eingeschnittene Thäler, steile Abhänge und schmale Bergrücken bilden ein ungemein coupiertes, schwer zu begehendes Terrain. Die nach Norden und Nordosten gewendeten Berglehnen sind mit Wald bewachsen, am perikitelischen Alasan herrschen Nadelhölzer vor, in den andern Thälern Laubhölzer. Die nach Süden und Südwesten gekehrten Halden haben unten spärlichen Baumwuchs, höher hinauf sind sie mit niedrigem Grase bewachsen. Das aus Rhododendron, Heidelbeeren, wilder Johannisbeere, Himbeere, Hollunder, Caprifolium etc. gebildete Unterholz ist ebenfalls den Nordabhängen eigen. Zum Ackerbau taugen diese Thäler wenig, und nur an wenigen Stellen bemerken wir bis zu einer Höhe von mehr als 7000 Fuſs Gersten- und Weizenfelder. Wie rauh das Klima in diesen Bergen ist, zeigen die Massen von Schnee, welche als Überreste von Lawinenstürzen noch Ende Juni allenthalben die Flüsse überbrücken. Die Pässe sind 7—8 Monate im Jahre unzugänglich; der einzige Weg, um im Winter, freilich mit groſser Mühe und Gefahr, in das abgeschlossene Land zu gelangen, ist der Kodor-Paſs, von wo man, durch die Gesellschaft der Didoizen zum Koissu hinabsteigend, thalaufwärts nach Tuschetien eindringen kann. Schmale Pfade dienen als Verkehrswege, oftmals führen sie auf lockerem Schiefergeröll an schwindelnden Abgründen hin; Pferde und Maultiere dienen als Beförderungsmittel. Der Tuschine reitet fast immer, wenn er wandert, ebenso

seine Frau und seine Kinder; die Frauen sitzen rittlings zu Pferd; aufgestiegen und abgesessen wird in Tuschetien allgemein von der rechten Seite. Das tuschinische Pferd ist von mittlerer Gröfse, kräftig gebaut und hat sehr zierliche, dünne Beine. Es geht aufserordentlich sicher auf den oft kaum eine Hand breiten Pfaden, erfordert keine besondere Pflege und nährt sich vom Grase des Feldes, ist ausdauernd und abgehärtet. Im Preise steht es nicht hoch, für 40—50 Rubel kann man sich schon ein recht hübsches Tier erwerben. Allgemein belächelte oder vielmehr bedauerte man uns, dafs wir nicht zu Rofs, sondern per pedes apostolorum das Land durchwanderten. Und wirklich ist eine Fufstour in diese Gegenden ein schwieriges Unternehmen, um so mehr, als der Übergang über die Bäche und Flüsse nicht ohne Gefahr ist. Ich habe in ganz Tuschetien, soweit wir es kennen, nur drei Brücken bemerkt, eine bei Dotscho am tagwinischen, zwei weitere bei Dartlo und Parsma am perikitelischen Alasan. Das Durchwaten des reifsenden kalten Schneewassers, das oft übers Knie, ja bis zum Gürtel reicht, ist kein besonderes Vergnügen und nimmt in der Regel viel Zeit in Anspruch.

Die Tuschinen[1] und ihre Nachbarn, die Chewsuren und Pschawen, sind alle grusinische Stämme, welche eine mehr veraltete Sprache sprechen, aber die heutigen Grusiner sehr gut verstehen und von ihnen verstanden werden. Was diese Völker, namentlich die beiden erstgenannten (die Pschawen wohnen in mehr zugänglichen und ebeneren Gegenden), veranlafst hat, sich in den unwirtlichen Bergen niederzulassen, ist schwer zu sagen. War es der Drang nach Freiheit,

[1] Man zählte um die Mitte der siebziger Jahre Chewsuren ca. 5850, Tuschinen 5100, Pschawen 7450.

wollten sie dem Joch der fremden Eroberer oder der Bedrückung ihrer eigenen Zaren entgehen? — keine Urkunde, keine im Volksmund lebende Sage giebt davon Kunde; ebensowenig ist irgend eine Überlieferung über die Zeit dieser Auswanderung vorhanden. Eines nur steht fest, daſs diese Stämme damals schon Christen waren; vielleicht sind auch Priester mit ihnen angekommen; als aber diese abstarben, wählten sie Dekanossen und andere Vertreter des geistlichen Amtes; das Heidentum riſs wieder ein und ist eigentlich bis auf den heutigen Tag nicht ausgerottet. Sehr bezeichnend ist es, daſs in keinem einzigen tuschinischen Hause ein Heiligenbild zu entdecken ist, was doch sonst selbst der ärmsten Hütte der Anhänger der griechischen Kirche zum Schmucke dient. Noch liegen die Geistlichen in beständigem Kampf mit den Dekanossen, welche ihnen Konkurrenz machen; in ganz Tuschetien sind drei Kirchen, welche aber selten besucht werden; die Geistlichen stehen in geringem Ansehen und sind schlecht bezahlt[1], fordern daher für ihre sakramentalen Handlungen, die der Dekanosse nicht verrichten darf, unverhältnismäſsig hohe Gebühren. Sie sind meist Grusiner, der russischen Sprache wenig oder gar nicht mächtig, und können durch ihre Bildung wenig imponieren. Überreste des Heidentums sind die heiligen Heine, oft von groſser Ausdehnung; kein Stamm darf in ihnen gefällt, kein Tier in ihnen gejagt werden; noch mehr aber die sogenannten „kapischtsche“, d. i. Opferaltäre, welche zwar ohne Ausnahme dem heiligen Georg geweiht, aber entschieden heidnischen Ursprungs sind. Diese zahlreichen

[1] Der Geistliche in Botschormo z. B. erhält von jedem Dym (d. i. Haus, eigentlich Rauchfang) jährlich 2½ Pfund Butter, 2½ Pfund Käse, 10 Pfund Mehl und 3 Bündel Reisig; für die Beerdigung wenigstens 3 Rubel, für Hochzeiten 3—10 Rubel.

Altäre haben ihr Eigentum und Einkommen, dessen Nutzniefsung den Dekanossen zukommt, denn sie sind es, welche hier die Opfer vollbringen. Fast immer sind diese Altäre mit Geweihen des Hirsches oder Hörnern des Turs geschmückt. Der Jäger verspricht dem heiligen Georg, wenn er ihm Glück zur Jagd verleihe, das Geweih des erlegten Tieres zum Opfer darzubringen. Das ist für den Heiligen denn doch zu verlockend, und er erweist in der Regel dem Jäger seine Gunst. Der Hirsch, und namentlich der Tur, scheinen, beiläufig bemerkt, hier nicht selten zu sein, besonders auf der perikitelischen Kette; im Dorfe Girewi und Dartlo, am Fufse des Kwawlos, bot man uns eine Menge von Turhörnern von allen Gröfsen an (der Jahresansatz wird in der Regel zu 20 Kopeken berechnet). Doch wir kehren zu jenen „kapischtsche" zurück. Diese Heiligtümer, denen sich die Frauen nur auf eine gewisse Entfernung nähern dürfen, nehmen oft die Form von kleinen Kapellen an, in denen ein Kämmerchen sich befindet, in das man durch ein viereckiges Loch gelangt. Dort steht eine steinerne Bank. Früher war es Sitte, dafs die Sterbenden sich in jenes Kämmerchen schleppten oder von den Angehörigen dorthin gebracht wurden, um auf jener Bank zu sterben; waren sie tot, so wurden sie in die unterhalb befindliche Grube geworfen; war die Sterblichkeit grofs, so ereilte dieses Los oftmals die mit dem Tode Ringenden. Reichere Leute bauten sich noch bei Lebzeiten solche Privatkapellen, um sich die ewige Ruhe zu sichern. Jetzt hat das aufgehört und überall sieht man bei den Dörfern Kirchhöfe, auf welchen die einzelnen Gräber oftmals mit aufrechtstehenden Schieferplatten bezeichnet sind[1]. Denkmäler und

[1] Im allgemeinen ist die Sterblichkeit eine sehr geringe; die Leute strotzen meist von Gesundheit und sagen selbst, dafs sie Krankheiten

Inschriften sind nicht im Brauch, ebensowenig Kreuze. Wenn der Verstorbene wegen Mangels eines Geistlichen oder wegen der Abwesenheit desselben die heilige Ölung nicht hat erhalten können, so wird durch die Erde in die Herzgegend der Leiche ein Stab eingesteckt. Kommt dann der Geistliche einmal ins Dorf, so weiht er die Leiche dadurch, dafs er den Stab herauszieht und in die dadurch entstandene Öffnung heiliges Öl einträufeln läfst. Einer besonderen Weihe bedürfen die Seelen der Verunglückten und Ertrunkenen, denn sie hat der Teufel erwürgt. Die Leichen werden ohne Sarg im besten Anzuge zwischen Schieferplatten in der Grube eingebettet. Damit die Toten nicht aus ihren Gräbern zurückkehren und umgehen, werden ihnen zu Ehren am siebenten und vierzigsten Tage und nach einem Jahre grofse Gedenkmahle veranstaltet. Klageweiber zu mieten, kommt mehr und mehr aus der Mode. Dagegen giebt es eine bestimmte Art von Frauen, welche über den Verbleib und die Bedürfnisse der Verstorbenen Auskunft geben können und welche die leichtgläubige Menge gehörig ausnützen; sie füllen ihre eigenen Vorratskammern mit den angeblichen Bedürfnissen der Abgeschiedenen.

Ich habe mit dem Tode begonnen, weil die Erwähnung der „kapischtsche“ mich darauf führte, und ich will jetzt noch nachholen, was ich über Geburt und Hochzeiten erfahren konnte. Wie bei den Chewsuren, so darf auch bei den

---

kaum kennen und dafs, wenn jemand krank werde, unser Herrgott ihr Arzt sei. Übrigens brachte man uns, da einer von uns als Doktor angesehen wurde, verschiedene Kranke, von denen einige mit dem Bandwurm behaftet waren; auch Schwindsüchtige sahen wir, die ihre Krankheit der Erkältung beim Übergange von der Ebene in die Berge zuschrieben.

Tuschinen die Gebärende, welche für unrein gilt, nicht im Hause bleiben, doch wird sie nicht in so grausamer Weise wie dort aus dem Dorfe, in eine elende Hütte weggeschickt, sondern sie begiebt sich auf einige Zeit zu Verwandten oder Bekannten. Das Geschirr, aus welchem sie ihre Nahrung zu sich nimmt, darf niemand benützen. Die Taufe des Neugeborenen nimmt der Geistliche vor, wenn er einmal das Dorf besucht, denn der Dekanosse darf die Sakramente nicht verwalten. Was die Heirat betrifft, so wird solche von den Eltern ins Werk gesetzt. Die Männer heiraten sehr oft mit vierzehn und fünfzehn Jahren, die Weiber selten vor dem zwanzigsten, in der Regel erst nach dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre. Eine Kaufsumme ist nicht üblich, doch schickt der Bräutigam der Braut ein Geschenk von drei Rubel. Wenn der Bräutigam zur Hochzeit kommt, flüchtet sich die Braut und versteckt sich bei Bekannten; die Freundinnen suchen sie auf und führen sie, scheinbar mit Gewalt, dem Bräutigam zu. Das eheliche Leben ist meist ein musterhaftes, die Sittlichkeit der Weiber ist untadelig. Bigamie kam früher öfter vor, ist aber jetzt äufserst selten.

Die Tuschinen sind ein kräftiger Menschenschlag von gesunder Gesichtsfarbe und ziemlich intelligentem Gesichtsausdruck, hübsch und schlank gebaut, die Haare vorwiegend schwarz und kurz geschoren, unter den Kindern trifft man öfter Blondköpfe. Die Nase ist fast ohne Ausnahme von edler Form und mäfsig grofs. Die Frauen sind verhältnismäfsig grofs, bei den jüngern findet man viele hübsche Gesichter, dagegen sind die älteren Damen erschrecklich häfslich. Die Männer sind durch ihre Tapferkeit berühmt; jahrhundertelange Kämpfe mit den wilden Bergvölkern haben in ihnen einen ungemein ritterlichen Sinn entwickelt. Sie

bildeten, so zu sagen, eine lebendige Mauer gegen die awarischen Völker und schützten Kachetien und das russische Reich oftmals erfolgreich gegen deren Einfälle; besonders waren als tapfere Helden gerühmt die Anwohner des perikitelischen Alasan, und unter diesen wieder die von Tschontio, welche durch das energische Abweisen eines Überfalles von Schamyl sich unsterblichen Ruhm erworben haben. Mancher Tuschine hat sich mit Köpfen und Händen von Lesghiern ein kleines Vermögen erworben; denn es gab Zeiten, wo die Krone für einen Kopf und ein paar Hände 40—50 Rubel bezahlte. Die Lesghier brachen beständig über die Berge ein, zerstörten mit Feuer und Schwert, was ihnen in den Weg kam, und trieben die Herden weg. Heimlich, in der Stille der Nacht schlichen sie sich heran, und erst das auflodernde Feuer oder die Leichen der grausam Ermordeten zeigten, dafs sie dagewesen. Dann machten sich die benachbarten Gemeinden auf, um auf halsbrecherischen Pfaden den Räubern den Weg zu verlegen; oft gelang es, ihnen die Beute wieder abzunehmen und die Räuber zu züchtigen; aber immer kamen diese wieder, bis das Daghestan endlich mit der Gefangennahme Schamyls unter russische Verwaltung kam.

Der beständige Kriegsfufs, auf welchem die Tuschinen notgedrungen früher standen, bedingte die Bauart der Dörfer, welche fast ohne Ausnahme terrassenförmig an den Berghalden angelegt und mit einigen Türmen, teils zum Zweck der Umschau, teils zur Verteidigung, versehen sind. Am Fufse des perikitelischen Kammes, hinter welchem die Lesghier wohnen, werden diese Türme häufiger, und das Dorf Tschontio z. B. besteht fast ausschliefslich aus solchen Türmen oder turmartigen Häusern. Wie die Häuser, so sind auch die Türme aus Schieferstücken ohne Mörtel kunstvoll

gefügt. Das Dach ist teils Giebeldach, teils flach; im Innern sind die Wände mit Lehm verstrichen und geweifst, kleine niedrige Thüren dienen als Eingang, einige schmale Löcher als Fenster. Zum Abzug des Rauches ist überall ein Rauchfang angebracht. Sehr oft sind die Häuser zweistöckig und enthalten im unteren Stock die Räumlichkeiten für das Vieh. Die Oberlage besteht aus Stangen von Birken- oder Tannenholz, welche, gewöhnlich mit Lehm bekleidet, in manchen Gegenden vertäfelt sind. Das Giebeldach ist in der Regel durch Säulen gehoben, und der dadurch entstandene Raum dient als Vorratskammer; die Lücken werden durch Flechtwerk oder Bretterverschlag ausgefüllt. Die neueren Häuser haben meist Balkone, auch sieht man vielfach Fensterrahmen, sogar das Fensterglas ist in jene Gegend gedrungen, wird aber in der Regel durch geöltes Papier ersetzt. Zur Heizung wird in holzarmen Gegenden meist getrockneter Mist verwendet, welcher in Form von grofsen Fladen aufsen an den Häusern angeklebt und so getrocknet wird. Neben diesen Fladen wird auch, jedoch in beschränktem Mafse, mit Reifsig von Rhododendron und Birken geheizt. Zur Schonung des geringen Baumwuchses besteht in solchen Gegenden das Gesetz, dafs jede Familie nicht mehr als zwanzig Bündel Reisig jährlich verbrauchen darf. Die Basis der Türme ist in der Regel quadratisch, und die alten Türme verjüngen sich nach oben nicht; sie sind meist drei- und vierstöckig, mit Schiefsscharten und erkerartigen Ambrasuren versehen; öfters ist der untere Stock von aufsen getüncht, der zweite schwarz, der dritte wieder weifs; das Dach ist flach oder mit einem Giebel versehen. Jüngeren Ursprungs sind wohl die zierlichen, schlanken, ebenfalls viereckigen, aber nach oben hin sich verjüngenden Türme mit pyramidischem Dach, das

aus Schieferplatten kunstvoll zusammengesetzt ist, wobei die Ränder in der ersten, dritten, fünften Schichte u. s. f. etwas hervorstehen, was dem Dache ein eigentümliches Aussehen verleiht. Diese Bauten sind merkwürdig fest, trotzdem dafs der Mörtel überall fehlt; die Treppen im Innern nicht minder. In Tschontio steht neben anderen Türmen auch ein solcher von neuerer Form, das Fundament hat sich auf der einen Seite stark gesenkt, so dafs er lebhaft an den schiefen Turm von Pisa erinnert. Inmitten der schwarzen Schieferstücke sind manchmal Sandstein- oder Kalkwürfel mit eigentümlichen Verzierungen eingefügt, wahrscheinlich Reste grusinischer Kirchen. An dieser Stelle wurden früher, z. B. in Girewi, die Hände der getöteten Feinde als Trophäen aufgenagelt.

Wo wir in Dörfern ein Unterkommen suchten, wurde uns überall bereitwilligst ein Zimmer, manchmal auch zwei in verschiedenen Häusern abgetreten, und zwar immer im oberen Stock. In diesen Zimmern, deren Fufsboden aus gestampfter Erde oder Lehm besteht, fällt die aufserordentliche Reinlichkeit sehr angenehm auf, und was für den müden Wanderer von ungemeiner Wichtigkeit ist, der völlige Mangel an Insekten, so dafs man stets auf erquickenden Schlaf rechnen kann, wenn nicht etwa diebische Katzen oder Ratten und Mäuse sich über die Mundvorräte hermachen und die Nachtruhe stören, wie das wohl öfter vorkommen kann. In der Regel sind längs zweier oder dreier Wände im Zimmer Tachten, d. i. breite Bänke, angebracht und mit im Hause verfertigten Filzdecken bedeckt, auf welchen auf weifsem oder braunem Grunde sogenannte Palmen und andere Figuren mit dunkler Wolle eingenäht sind. Hinter diesen Tachten ist, etwas von der Wand entfernt, ein Strick aufgespannt, auf diesem hängen die Sonn-

tagskleider der Männer und Frauen, selbstverfertigte Stoffe und Pallase (Teppiche), und vor allem eine gröfsere Anzahl von Schafpelzen, welche als „Ehrenpelze“ jedem Gast zum Gebrauch angeboten werden. An der vierten Wand sind zu beiden Seiten einfache Schränkchen aus Tannenholz angebracht, nicht gestrichen und durch Riolen miteinander verbunden; dort steht allerlei Geschirr aus Kupfer, Thon und Holz, sogar Glasgeschirr findet man in den wohlhabenderen Häusern. Freigebigst stellt der Wirt alles, was er hat, den Gästen zur Verfügung; öfter wollte er nicht einmal eine Entschädigung dafür annehmen, so dafs wir uns mit Tabak u. dgl. revanchieren mufsten. Auch die Nachbarn brachten uns stets mit grofser Bereitwilligkeit alles, was wir verlangten: Lämmer, Hühner, Eier, Käse, Milch etc., wir erstanden alle diese Dinge meist um geringen Preis. Für junge Schafe zahlten wir zwischen 2 und 3 Rubel. Brot war schwer aufzutreiben und mufste immer eigens bestellt werden; es wird hier in Form von dünnen Fladen gebacken, ist schwer und wenig schmackhaft.

Wir haben vorhin von den Stoffen und Kleidungsstücken gesprochen, welche gewissermafsen als Schmuck im Zimmer hängen. Versuchen wir es nun, die Kleidung näher zu beschreiben. Die Tracht der Männer unterscheidet sich sehr wenig von der der Grusiner: sie tragen die übliche lange Tscherkesse, vorwiegend in Blau oder Schwarz, nur sind in der Regel für die Patronen keine Falten auf der Brust aufgenäht, am Gürtel, der sehr oft versilbert oder massiv silbern ist, hängt der Kinschal. Die Beinkleider sind kurz und reichen meist nur bis zum Knie, als Fufsbekleidung dient eine Art lederner Gamaschen und die „Tschusti“, ein schnabelförmig zugespitzter Schuh ohne Absatz. Zu Hause werden die breiten aus grober Wolle gestrickten Schuhe

meist ohne Strümpfe getragen. An diesem Schuh wechseln etwa 1/2 Zoll breite weiſse und schwarze Querstreifen miteinander ab. Die Sohle besteht aus 10 bis 12 Schnüren, die vielfach mit Garn umwunden und zusammengenäht sind. Die Frauen tragen ausschlieſslich dieses Schuhwerk. Die Kopfbedeckung der Männer besteht aus einem nach Art eines Strumpfes gewirkten Filz oder zusammengenähten Filzlappen, welche zu einer Art Körbchen zusammengerollt werden. Viel interessanter und malerischer ist die Tracht der Weiber. Über das weiſse, ausgenähte Hemd und lange Beinkleider wird der lange dunkelblaue Rock mit hellem Saum getragen, der Brustlatz wird nach unten hin breiter und bauscht sich über dem Gürtel sackartig auf; über diesem Latz hängen an Schnüren Münzen und Perlen herab, um den Hals sind ebenfalls solche Schnüre gewunden. Das kurze offenstehende, an den vorderen Enden abgerundete Jäckchen ist an seinen Kanten oftmals reich mit silbernen und goldenen Borten geziert, über das Ganze wird ein kurzer, etwa bis zum Knie reichender Schafpelz mit hoher Taille getragen (im Sommer seltener) und darüber noch ein langes, schwarzes, hübsch gefaltetes shawlartiges Tuch, das vom Kopf über die ganze Gestalt herabfällt. Manche Frauen tragen ein Stirnband, um die Haare zusammenzuhalten, und bedecken das Gesicht von unten bis zum Mund nach Art der mohammedanischen Frauen. Das ungemein sittsame Auftreten und das schwarze Tuch geben den Weibern das Ansehen von Nonnen, manche jüngere unter denselben erinnerten mich im Profil, das von dem schwarzen Tuch umrahmt war, lebhaft an die bekannte Madonna von Guido Reni. Fast ohne Ausnahme und zu jeglicher Zeit sieht man die Frauen mit dem Strickstrumpf, ob sie auf den Dächern oder vor den Häusern sitzen, ob sie spazieren

gehen oder zu Pferde sitzen — das Strickzeug ist ihr beständiges Vademecum. Gehen sie einmal ausnahmsweise ohne ein solches, so kreuzen sie die Hände sittsam auf der Brust. Ohrringe habe ich nicht bemerkt, dagegen lieben sie sehr, Ringe am Finger zu tragen in Gestalt von breiten Silberreifen; jeder Finger ist womöglich mit zweien solcher Reife geschmückt. An der Art, wie das Haar getragen wird, kann man die Mädchen von den Frauen unterscheiden; erstere flechten das Haar in vier Zöpfe, zwei an den Schläfen und zwei am Hinterkopf; sobald sich das Mädchen verheiratet, werden die zwei vorderen Zöpfe abgeschnitten; auch sagte man mir, dafs der Faltenwurf des schwarzen Tuchs bei den Mädchen ein anderer sei als bei den Frauen, ich konnte aber einen auffallenden Unterschied nicht bemerken. Die Frauen sind sehr arbeitsam nicht nur im Hause, sondern auch auf dem Felde, wir sahen viele, welche die Herden beaufsichtigten, die Stiere beim Pflügen führten etc. Sie sind untereinander sehr gesellig und man sieht sie stets in Gruppen mit der Arbeit sitzen; die Unterhaltung scheint aber keine sehr lebhafte zu sein, denn selten hört man ein Wort fallen; freilich, als wir Fremde ankamen und gar baten, diese oder jene Gruppe Photographieren zu dürfen, gab es mehr Stoff zur Unterhaltung, und das Gespräch wurde lebhafter. Es kostete übrigens grofse Mühe, einige der Damen zu bewegen, zum Photographieren zu sitzen; die meisten ergriffen die Flucht; der Apparat schien ihnen gefährlich oder Teufelswerk zu sein. Mutiger zeigten sich die kleinen, reinlich, wenn auch arm gekleideten Kinder, welche unter Aufsicht der Mütter spielten.

Obgleich die Tuschinen im allgemeinen mit den Gütern der Erde nicht reichlich bedacht sind, läfst sich in ihren

Wohnungen und ihrer Kleidung ein mäfsiger Wohlstand[1] erkennen: Bedürfnisse scheinen sie, was Essen und Trinken anbelangt, wenig zu haben. Die gewöhnliche Nahrung besteht aus Käse und Kräutern, unter denen eine Art Lauch, zwei Ampherarten und eine Kerbelart die beliebtesten sind; auch an der Sonne getrocknetes, rohes Schaffleisch wird viel gegessen! Häufig sieht man an den Häusern Schnüre, an welchen Fleisch zum Trocknen aufgehängt ist, oder aber lange Zöpfe, aus den genannten Kräutern geflochten. Zur Würze wird auch Thymian gebraucht. Merkwürdigerweise wird auch der widrige, von den Russen mit dem Namen „Pferdeampfer“ bezeichnete Ampfer als Zuthat zu den Speisen benützt. Zu den Festgelagen werden Schafe und Rinder geschlachtet und schmackhafte Suppen gekocht, gewisse Teile werden am Spiefse gebraten. Als Getränke dienen Milch und klares Wasser, doch wird auch ziemlich guter Kornbranntwein und zu gewissen Zeiten des Jahres Bier bereitet. Leider gelang es uns nicht, in Tuschetien eine Probe des letzteren zu erhalten, obgleich das Bier für die Festzeit im Juli überall fertig gebraut war. Das hing mit einem eigentümlichen Umstand zusammen. Das Bier darf nämlich, ehe es von den Dekanossen geweiht ist, nicht genossen werden. Nun hatten sich aber in diesem Jahre die Dekanossen verspätet. Alljährlich kommen nämlich von Chachmati in Chewsurien die Hauptdekanossen nach Tuschetien, um das Bier zu weihen. Der eine beginnt seine Thätigkeit am Sachar-Flufs in Westma, der andere in Tschontio am perikitelischen Alasan. Sie erscheinen mit ihrem Gefolge auf Pferden oder Maultieren, die mit Schellen

---

[1] Jeder Dym bezahlt, gleichviel ob arm oder reich, seit zwei Jahren 10 Rubel Steuer, Pfändungen sollen selten vorkommen.

behängt sind, in langen Mänteln, um den Hals und in der einen Hand tragen sie silberne Kreuze ohne die Figur des Erlösers (sie schlagen auch das Kreuz nicht), aufserdem tragen sie eine Art Fahne. So ziehen sie von Dorf zu Dorf und weihen das Bier, bringen Opfer an den „kapischtsche“ dar, erhalten überall die Felle der Opfertiere für ihre Mühe. In Ammalo treffen dann die beiden Dekanossen zusammen und durchziehen von da an das übrige Tuschetien gemeinschaftlich. Obgleich die Tuschinen ihre eigenen Dekanossen haben, stehen bei ihnen doch die von Chachmati in gröfstem Ansehen. Die Dekanossen sind natürlich den Geistlichen ein Dorn im Auge und diese vertreiben oft mit Hülfe der Polizei die besagten Prozessionen, so dafs über kurz oder lang den Dekanossen das Handwerk wohl ganz gelegt werden wird.

Die Bereitung des Bieres ist in allen Dörfern bestimmten Personen anvertraut und es wird in der Regel für das ganze Dorf gemeinschaftlich gebraut. Zuerst bringt jedermann nach Vermögen Gerste und Holz herbei, dann rufen die Brauer mit lauter Stimme: „Wasser! Wasser!“ Sogleich eilen die Weiber des ganzen Dorfes mit ihren schweren grofsen Kupferkrügen zum Brunnen und schleppen Wasser herzu. Die Gerste wird in Säcken in das Wasser gelegt, bis sie keimt, dann getrocknet und grob gemahlen. Das Mehl wird einen Tag lang mit Wasser gekocht, die so erhaltene Flüssigkeit in hohe Gefäfse gegossen, die Dicke durch Säcke aus Pferdehaaren über den Gefäfsen ausgeprefst; dann wird der zerhackte Hopfen in den Kessel gelegt und jene Flüssigkeit ohne Zusatz von Wasser darauf gegossen, worauf abermals eine Nacht lang gekocht wird. Am Morgen wird die Flüssigkeit durch Siebe aus Gräsern in grofse Wannen ausgeleert, an einen kühlen Ort gestellt und mit

Löffeln abgekühlt. Sobald sie kalt geworden, wird sie umgegossen, die Hefe zugelegt und umgerührt, dann werden die Gefäfse mit dichten Tüchern zugedeckt und stehen gelassen, bis die Gährung vor sich gegangen; manche schlagen auf das Tuch, um die Gährung zu mildern; nach einer Woche wird der Schaum abgeschöpft, das Bier ist fertig und wartet nun der Weihe des Dekanossen. Diese besteht in einer kurzen Segensformel, in welcher dem Dorfe gute Ernte, reichliche Vermehrung der Herden u. s. f. gewünscht wird. In Pschawien hatten wir mehrere Male Gelegenheit, Bier zu kosten, es schmeckte ziemlich kräftig, aber etwas bitter: jedoch weifs ich nicht, ob es dort auf ähnliche Weise gebraut wird.

Die Tuschinen sind bis auf den heutigen Tag Halbnomaden. Ebenso wie die in der Alasan-Ebene angesiedelten Gemeinden im Sommer mit ihren Herden ins Gebirge ziehen und auf den üppigen Alpenmatten ihr Sommerlager aufschlagen, so begeben sich umgekehrt die im Gebirge ansässigen im Winter mit ihren Herden hinab in die grofsen Steppen am Unterlauf des Alasan, wo das Vieh, namentlich die Schafe, im Winter Nahrung finden, oftmals aber in strengen, schneereichen Wintern stark decimiert werden. Während jedoch die das Sommerlager beziehenden Tuschinen mit Weib und Kind ausziehen, bleiben diese bei den Gebirgsbewohnern hübsch zu Hause; sieben Monate lang leben die Männer von ihren Weibern getrennt, versehen aber vorher ihr Haus mit den nötigen Lebensmitteln und mit Futter für das zurückbleibende Rindvieh. Wenn ein Fremder im Winter in jene Gegenden käme, so würde er mit Mühe einen Mann finden und könnte daraus fälschlich die Theorie ableiten, dafs hier, abgeschlossen von der Welt, ein Weiberreich existiere.

In der Nähe des Azunta-Passes, der von unserer Seite schneefrei war und keinerlei Hindernis zu bieten schien, angelangt, wurde uns zur Gewifsheit, was man uns früher in verschiedenen Dörfern gesagt hatte, dafs der Pafs noch nicht offen sei. Tuschinische Jäger hatten denselben in diesen Tagen forcieren wollen, mufsten aber wegen der Massen von Schnee und Eis auf dem ungemein steil abfallenden Westabhang wieder umkehren. Da wir uns der Gefahr nicht unnötig aussetzen wollten, aufserdem auch für unsere Pferde fürchteten, so machten wir am Fufse des Passes Halt und übernachteten bei einem Kutan; glücklicherweise hörte der Regen, der unsere Nachtruhe zu stören drohte, bald auf, dagegen war die Atmosphäre, die uns umgab — wir hatten uns inmitten einer grofsen Schafherde gelagert — eine unsern Geruchssinn in hohem Grade beleidigende; wir dachten dabei lebhaft an Odysseus und seine Gefährten, als sie in der Höhle des Cyklopen safsen, doch war unser Wirt zum Glück kein menschenfressendes Scheusal wie jener. Andern Tages ging's zurück nach Girewi, wo wir gerade noch rechtzeitig ankamen, um uns vor einem mit Schnee vermischten Regen zu bergen. Von dort wollten wir durch das Thal des Narowan-Chewi zum Amugo aufsteigen, um von hier aus zum Sakorno-Pafs in der Nähe des Borbalo zu gelangen. Den Weg zum Amugo hatten wir uns nicht so schwer vorgestellt, als er in Wirklichkeit war. Derselbe führt an dem kleinen Dorfe Ego (wo der Narowan in den Alasan fällt) vorbei zunächst im engen Thal aufwärts, bald verengert sich dieses aber so sehr, dafs der Pfad zur Umgehung desselben die Richtung nach den Bergabhängen auf dem rechten Ufer einschlägt und dort sehr lange steil ansteigt, dann hält sich der Weg längere Zeit in der Höhe auf Alpenwiesen mit zahlreichen

Rhododendron-Gruppen, deren Rand nach links hin hohe, noch mit tiefem Schnee bedeckte, zerrissene Schieferfelsen bilden. Die sich beständig ablösenden Schieferplatten, welche zahlreich den Abhang bedecken, geben, vom Morgentau benetzt und von den Strahlen der Morgensonne beleuchtet, dem Abhang das Ansehen, als wäre er mit einer Glasur überzogen. Endlich verlegt ein tiefer Abgrund, noch ganz mit Schnee angefüllt, dem ein Bächlein entquillt, uns den Weg; aber man hat im Felsen einen kleinen Fufspfad angelegt, welcher in unendlichen steilen Zickzacken abwärts führt; dann geht es über den Flufs, hinter welchem uns ein „Kutan“ entgegen winkt. Hier wird Rast gemacht. Mancherlei Geräte, Filzdecken lagen herum, ein Gewehr hing am Flechtwerk, welches die Herde in der Nacht aufnimmt. Der Hausherr ist nicht zu Hause, er kam erst, als wir wieder aufbrachen. Er war erst vor kurzem hergezogen und hatte noch keine Zeit gehabt, sein Filzzelt aufzuschlagen. Von hier stiegen wir immer auf dem linken Ufer des Flusses langsam aufwärts, da und dort lagen zwischen den Schieferplatten Konglomerate von Bergkrystallen am Boden. Über angenehme Matten gelangten wir nach einigen Stunden zum Pafs am Amugo. Derselbe stellt ein Amphitheater dar mit zwei Ausgängen nach Osten und Süden; rechts streben mehrere Schneegipfel mit ihren Zacken zum Himmel an und bergen in ihren Vertiefungen den Narowan-Gletscher, der am unteren Ende eine Breite von einigen hundert Fufs hat, aber sehr kurz ist. Ihm entspringt der Narowan-Chewi; links versperren dem Flüfschen Mauern von Schieferblöcken, welche die Natur selbst aufgebaut, den Weg. Wachstum ist hier wenig; doch fand ich hier zum erstenmal während meiner Alpenwanderungen im Kaukasus das gelbblühende, wohlriechende Alpenveilchen

(viola minuta) in reichblühenden Exemplaren. Eine niedrige Veronica bildete mit ihren weifslichblauen Blumen und hellgrünen Blättchen allerliebste Einfassungen der schwarzen Schiefer. Nach rückwärts eröffnet sich ein schöner Ausblick auf den Kwawlos-Mta und seine Nachbarn, nach vorn türmt sich vielköpfig die Borbalo-Gruppe auf. Drunten im Thale nach Süden hin schlängelt sich ein Silberstreif durch die smaragdgrünen Wiesen und eilt zum tagwinischen Alasan. Steil ist wiederum der Abstieg, stellenweise geht es über Schnee; dann wandern wir im Thale an mehreren Kutanen der Zowschen Tuschinen vorbei, deren Hunde sich auf uns stürzen und nur mit Mühe von ihren Herren zurückgetrieben werden; endlich gelangen wir zum Alasan und erreichen, demselben aufwärts folgend, den „Kutan" einer Familie Ziskarow, das Ziel der heutigen Wanderung. Hier fanden wir gastliche Aufnahme, und einige von uns konnten, da der „Kutan" ausnahmsweise geräumig war, in dessen Innern ihr Nachtlager aufschlagen, während die andern vor demselben kampierten. Wir waren am Fufse des Sakorno-Passes, der Aufstieg zu demselben ist nicht sehr steil, aber langwierig, so dafs er drei Stunden in Anspruch nahm. Droben angelangt, haben wir zur Rechten den Kleinen und Grofsen Borbalo, dessen Höhe mit 10807 Fufs auf der Karte wohl zu niedrig angegeben ist, da er entschieden höher ist als der benachbarte Azunta-Pafs (12200 Fufs). Hier am Borbalo sind die Quellbäche verschiedener Flüsse. Nach Osten fliefst der tagwinische, nach Süd-Süd-Ost der kachetinische Alasan, nach Süden die Jora, nach Westen die pschawische Aragwa, während nach Norden einige Quellflüsse des Argun hier ihren Ursprung haben. Mehrere Werst weit führt der Weg vom Pafs an noch auf der Höhe hin, meist über verwitterten

Schiefer, welcher unter dem Fufs beständig nachgiebt, da und dort liegen noch Schneeplatten; das aus ihnen hervorströmende Wasser reifst das Schiefergeröll in seinen Strudel, da und dort sieht man, wie auf diese Weise grofse Strecken abgerutscht sind. Rechts eröffnet sich der Blick auf den Tebufos-Mta und den Azunta-Pafs, dann senkt sich der Weg etwas an reich mit Rhododendron und Heidelbeeren bewachsenen Halden hin, steigt wieder etwas, um sogleich wieder zu fallen; endlich tauchen die ersten Birken auf, an die sich weiter unten herrlicher Laubwald anschliefst, der die in seinem Schatten hineilenden Flüsse und Bäche unsern Blicken entzieht. Wir steigen auf ungemein steilen, abschüssigen Pfaden nach Pschawien hinab, dessen erstes Dorf wir endlich erreichen, doch wir müssen weiter; wir müssen heute noch Ukanapschawi erreichen, welches schon an der pschawischen Aragwa liegt. Zu diesem Behufe geht es in der steilen Schlucht des Botinis-Chewi abwärts, eines ungemein wilden Baches, der von einer Staffel zur anderen über mächtige Schieferblöcke steil hinabstürzt, ein fast ununterbrochener Wasserfall. Etwa in der Mitte seines Laufes hat er sich durch einen mächtigen Schneesturz einen Tunnel von mehr als 100 Fufs Länge gebohrt. Wenigstens viermal mufsten wir das wilde Wasser durchwaten und gelangten endlich hinab in das Thal der Aragwa, zur Mündung jenes Baches. Ihrem Laufe folgend, kamen wir bald nach Eliaksa, einem zur besagten Gesellschaft gehörigen Dorfe. Die nächsten Tage wanderten wir das herrliche Thal abwärts[1]

[1] Das Aragwa-Thal, welches anfangs die Richtung nach Westen hat und bei Or-Zchali nach Vereinigung mit einem anderen Arm, der ebenfalls psawische Aragwa heifst, nach Süden abbiegt, liegt schon ziemlich tief. Schon bei Schuapcho sah ich grofse Nufsbäume und sogar einen Pfirsichbaum, der wohl blühen, aber die Früchte nicht zur Reife bringen soll.

im Schatten dichten, hochstämmigen Laubwaldes, nur selten noch steigt der Pfad, der sich mehr und mehr verbreitert, an den Abhängen hinauf. Bald bilden sich kleine Ausbuchtungen des Thales und kleine Ebenen mit Dörfern und Fruchtfeldern. An mehreren Stellen stofsen wir schon auf Duchane, wo wir Einkehr hielten. Diese Duchane sind ein Beweis dafür, dafs der Verkehr ein ziemlich bedeutender sein mufs. Je näher wir Schinwani kommen, desto mehr tritt der Wald zu beiden Seiten zurück, die Ebene wird breiter, die Strafse lenkt von dem Flusse ab, dessen Bett sich übrigens durch grofse Erlen, mit denen die Ufer bestanden sind, kenntlich macht. Bei Schinwani vereinigt sich die psawische Aragwa mit der eigentlichen Aragwa, welche durch die bei Passanaur erfolgte Verbindung der Weifsen und Schwarzen Aragwa ein bedeutender Flufs geworden ist und mit Ausnahme eines gröfseren Abschnittes bei Duschet fast fortwährend die grusinische Heerstrafse begleitet. Noch wurde unsere Geduld zum Schlufs auf eine harte Probe gestellt, denn zwischen Schinwani, wo wir uns dem Endziel unserer Reise ganz nahe glaubten, und Duschet liegt eine endlose heifse Ebene und zum Schlufs ein recht hoher Berg. Erst um 6 Uhr abends waren wir auf der Poststation Duschet, von wo uns die Postpferde in wenigen Stunden nach Tiflis brachten.

Noch bleibt uns übrig, einiges über die Pschawen zu berichten. Die Wege sind in Pschawien weit besser als in Tuschetien und, was die Hauptsache ist, man findet überall Brücken; im Oberlauf der Aragwa bestehen sie aus zwei bis drei dünnen Balken, so dafs das Passieren derselben einige Gewandtheit erfordert, weiter unten treffen wir ordentliche breite Brücken an, welche auch von Pferden passiert

werden können, oberhalb Schinwani beginnt ein breiter Fahrweg.

So angenehm die bequemen Pfade im herrlichen Laubwald[1] nach den schwierigen Wegen in Tuschetien erscheinen mufsten, so wenig anziehend kamen uns die psawischen Häuser und deren Bewohner vor. Das psawische Haus ist ein Doppelhaus; das eine Haus, etwa 20 Fufs lang und 10 Fufs breit, trägt ein mit Stroh gedecktes Giebeldach und dient als Stall und Scheune, das an dasselbe angebaute einstöckige Wohnhaus mit quadratischer Basis, oft mit einem veranda-ähnlichen Vorbau, ist mit einem flachen Dache versehen. Die Oberlage in beiden Häusern besteht aus dicken Balken. Die dicken Wände sind aus Schieferstücken aufgebaut, und es wird hiebei kein Mörtel verwendet; eine kaum 3 Fufs hohe schmale Thüre und einige Löcher in den Wänden erhellen das Innere spärlich. Dieses Innere des psawischen Hauses ist das Nonplusultra von Schmutz und Unordnung. Die Decke glänzt von Rufs, in wunderbarem Chaos liegen alle möglichen grofsen und kleinen Gefäfse und allerlei Geräte, Garne und fertige Gewebe durcheinander. Von der Decke herab hängt an einer Kette der Kessel, ganz so wie wir das in Swanetien gesehen haben; in dieser Hexenküche sitzen wahre Hexen von Weibern, welche durch ihre erstaunliche Häfslichkeit und Unreinlichkeit diesen Namen verdienen. In Lumpen und Fetzen gekleidet, tragen sie über die anderen Kleidungsstücke einen schmutzigen, abgerissenen Schafpelz mit hoher Taille; eines freilich mufs man ihnen lassen, sie sind sehr arbeitsam; in keinem Hause fehlt der Webstuhl, allenthalben sieht man

[1] Nur an einer einzigen Stelle fand ich als einzigen Vertreter der Nadelhölzer den Eibenbaum (Taxus baccata) in etwa 10—12 Exemplaren.

die Weiber auf dem Rücken Holz und mächtige Kupferkrüge mit Wasser schleppen. Die Männer tragen die gewöhnliche Tracht der Grusiner. Wir hatten gehofft, bei den Pschawen, welche wohlhabender sind als die Tuschinen und ein fruchtbareres Thal bewohnen, zum wenigsten keine schlechtere Aufnahme zu finden als bei diesen. Aber gleich im ersten Dorfe, wo wir baten, uns Milch und Eier zu bringen, hiefs es zuerst, dafs es solche nicht gebe, und als wir etwas energischer forderten, sagte man uns: „Gebt zuerst Geld! dann sollt ihr alles erhalten, was ihr verlangt.“ Ein Geistlicher, den wir darüber zur Rede stellten, erklärte uns, die Pschawen seien so argwöhnisch geworden, weil Polizei und andere Beamte sehr oft alles Mögliche requirieren und nichts bezahlen. Wir mufsten dafür für jede Kleinigkeit, die wir brauchten, um so höhere Preise zahlen und überzeugten uns, dafs die Pschawen ein sehr habsüchtiges und wenig gastfreundliches Volk sind.

Auch in Pschawien sind an vielen Stellen berühmte „kapischtsche“, sehr oft auf den Begräbnisstätten oder in der Nähe derselben. Ein eigentümlicher Kirchhof ist am Bergabhang bei Schuapcho. Dort bemerken wir etliche 30 sarkophagähnliche Bauten über den Gräbern in mehreren Reihen. Die Steine sind durch Mörtel verbunden und in den Langseiten kleine Öffnungen gelassen. Die grofse Anzahl dieser 4—5 Fufs hohen und etwa 7—8 Fufs langen Sarkophage weist darauf hin, dafs diese Art der Bestattung in dieser Gegend früher allgemein im Gebrauch war. Bei einigen der obengenannten „kapischtsche“ finden alljährlich Nationalfeste statt. So wurde am 1. Juli in der Nähe von Choschara ein solches Fest gefeiert und ganz Pschawien strömte bei diesem der heiligen Maria geweihten Heiligtum zusammen. Im Laufe zweier Tage hatten wir das interes-

sante Schauspiel, die pschawischen Gesellschaften an uns vorüberziehen zu sehen. Die Pilger waren zu Fufs und zu Pferd, Männer und Weiber, Knaben und Mädchen jeglichen Alters, sogar Brustkinder fehlten nicht. Jede Gemeinde trieb, je nach Vermögen, Stiere, Kälber und Schafe vor sich her, bei manchen der Tiere waren die Hörner geschmückt; sie waren zum Opfer bestimmt. Frauen und Mädchen trugen meist weifse Kleider und legten den oft weiten Weg barfufs zurück, um ein Gelübde zu lösen. Selten sah man echt pschawische Frauen-Kostüme, an denen Rot und Blau vorherrschte, besonders auffallend ist die breite rote Kante des Rocks. Die Brust war mit Perlen- und Münzenschnüren geschmückt; um den Kopf war ein Baschlyk geschlungen und zu einer Art Turban zusammengelegt. Unter den jungen Mädchen hatten einige frische Gesichter und hübsche Züge. Viel interessanter war übrigens für uns die Begegnung mit Chewsuren in ihrer malerischen Tracht. Zwar trugen sie keine Kettenpanzer, aber mit Schwert und Schild und Kinschal waren sie bewaffnet. Wir fragten, wozu diese Schilde und Schwerter, worauf sie antworteten, dafs sie hier viele Feinde haben. Sie zeigten uns auch die Handhabung der kleinen, mit Eisenblech beschlagenen runden Schilde von ca. 1 Fufs Durchmesser, welche an Lederriemen über die Schulter getragen werden. Beim Kampfe stellt sich der Chewsure aufs Knie und deckt mit der Linken den Leib mit dem Schild, während die Rechte das Schwert führt. An dem Daumen werden die sogenannten „sazeruli“, das ist Schlagringe, (3—4 Stück) getragen, welche oftmals ausgezackt sind. Die Chewsuren haben auffallend grofse und breite Hände, so dafs wir die Daumenringe über zwei Finger anziehen konnten. Die Schlagringe scheinen recht häufig gebraucht zu werden, denn alle Chewsuren,

die wir sahen, hatten auf der Stirn oder im Gesicht Narben von denselben; aufserdem war der Schädel bei manchen mit Säbeln angehauen. Die Schrammen im Gesicht und auf der Stirne erinnerten mich lebhaft an die Schmisse unserer Studenten. Bekanntlich haben die Chewsuren auch, sozusagen, ihren Fechtboden und üben sich von Jugend auf im Schlagen. Das Panzerhemd wird in der heifsen Zeit selten getragen. Die Leute machen einen sehr sympathischen und ritterlichen Eindruck, und wir bedauerten sehr, dafs wir nicht auch ihr Land näher hatten kennen lernen. Es ist wohl die längste Zeit, dafs dieses Volk in seiner Abgeschlossenheit seine uralte Tracht, seine Sitten und Bräuche erhalten hat, denn schon werden Untersuchungen zum Behuf des Eisenbahnbaues über den Kaukasus durch Chewsurien angestellt. Möglich, dafs die ungünstigen Gesteinsarten die Ingenieure veranlassen, einen anderen Weg zu wählen, und es wäre das wohl sehr zu wünschen, denn wo einmal der Pfiff der Lokomotive erschallt, wird der Mensch mehr und mehr Kosmopolit und verliert schnell seine Eigenart.

VIII.

Einiges über die Chewsuren und ihr Land.



Unstreitig eines der interessantesten Bergvölker im Kaukasus sind die Chewsuren. Sie verdienen besondere Aufmerksamkeit gerade in jetziger Zeit, wo sie eine grofse Krisis erleben, wo sie gezwungen sind, mit dem alten Brauch und Herkommen, mit ihren selbstgeschaffenen Gesetzen und Einrichtungen, an denen sie jahrhundertelang festgehalten, zu brechen und sich mehr und mehr den Gesetzen des Staates zu fügen, dessen Unterthanen sie schon über ein halbes Jahrhundert zurück geworden sind.

Wir haben in deutscher Sprache, soviel mir bekannt, nur eine einzige Monographie über dieses Volk und sein Land von Dr. G. Radde, der im Jahre 1878 jene Gegend besuchte und auf Grund eigener Anschauung und eines vom Fürsten Eristoff im Jahre 1855 publicierten Artikels ein sehr interessantes Buch darüber geschrieben hat. Da aber der berühmte Reisende nur kurze Zeit sich bei den Chewsuren aufhielt, auch mit ihrer Sprache durchaus nicht bekannt war, so haben sich in sein Werk da und dort einige kleine Unrichtigkeiten eingeschlichen. Neuerdings sind diese von kompetenten Personen berichtigt worden und manche neue Notizen zur Kenntnis von Land und Leuten hinzugekommen. Wir verweisen hier hauptsächlich auf die Arbeiten eines Herrn Chudatoff und des Pseudonyms Urbneli (erstere in russischer, letztere in georgischer Sprache

erschienen) und versuchen nunmehr das Wichtigste aus denselben mitzuteilen.

Chewsurien heifst ein kleiner Landstrich im Grofsen Kaukasus, zwischen 62,25° — 63° östlicher Länge und 42,30°—42,45° nördlicher Breite; es grenzt nach Norden an den Kreis von Wladikawkas und das innere Kistetien, nach Osten wieder an letzteres und Tuschetien, nach Süden an Pschawien und nach Westen an das Flüfschen Zno und den den Hauptkamm beim Tschauch (12107 Fufs) durchschneidenden Meridian, d. i. die Wasserscheide zwischen den Quellflüssen der Grofsen Aragwa und ihrem Zuflufs, der pschawischen Aragwa.

Der Hauptkamm des Kaukasus teilt das Land in zwei ungleiche Teile, den „perikitelischen“, d. i. „jenseitigen“, und den gröfseren „piraketelischen“, d. i. „diesseitigen“ Teil. In den engen Thälern, welche hier durch die Ausläufer des grofsen Gebirges gebildet werden, wohnen die Chewsuren, hauptsächlich an der chewsurischen und pschawischen Aragwa, welche sich bei Orzchali (Zweiwasser) vereinigen. Die durch beide Flüsse gebildete Schlucht verbreitert sich nach Norden mehr und mehr und geht endlich in ein über 7000 Fufs hohes Gebirgsplateau über, dem verschiedene Bergbäche entspringen. Der nördliche Teil von Chewsurien liegt zwischen den vom Archotis-Tawi, Tschakis-Mta, Borola und kleinen Borbalo ausgehenden Ausläufern in den Thälern des Schatilis-, Ardotis-, Achielis-Zchali und andern. (Der Achielis-Zchali ist der Quellflufs der Assa.)

In unvordenklicher Zeit wanderte ein kleiner Teil der grusinischen Bevölkerung in die abgeschlossenen Thäler des grofsen Kaukasus aus und brach alle Beziehungen mit seinem Volke ab. Im Laufe der Zeiten suchten ebendaselbst Flüchtlinge aus Grusien, Kistetien, Ossetien und Pschawien ein

Asyl. Wer ein Verbrechen oder einen Mord begangen, wer sich der Blutrache entziehen oder von dem unerträglichen Joch der Herren befreien wollte, dem boten jene Thäler sichere Zuflucht. Auf solche Weise bildete sich der kleine Stamm der Chewsuren, welcher dank seiner geographischen Abgeschlossenheit sehr lange seine politische Selbständigkeit bewahrt hat. Nur wenigen georgischen Königen und Eristawen gelang es, und immer nur auf kurze Zeit, das kleine Volk von sich abhängig zu machen, dessen Land übrigens mit seinem unfruchtbaren Boden und seinen unruhigen Bewohnern für sie nur wenig Wert hatte.

Dafs die Chewsuren von den Grusinern abstammen, beweist am besten die reine grusinische Sprache, deren sie sich bis auf den heutigen Tag, allerdings mit einigen phonetischen Besonderheiten und Abweichungen in der Betonung der Wörter bedienen. Dafs aber auch Vertreter anderer Stämme sich dem Volke beigesellt, läfst sich aus der Verschiedenheit der Typen im Chewsurenlande schliefsen. Obgleich sie aber eine ethnographische Einheit bilden, so kamen sie doch infolge der topographischen Bedingungen niemals zu einem klaren nationalen Bewufstsein, so nennen z. B. die südlichen Chewsuren ihre nördlichen Stammesbrüder nicht — Chewsuren, sondern Schatilionen, Archotionen, Ardotionen, d. h. nach den Namen der betreffenden Niederlassungen. Nach ihren eigenen Aussagen stammen die Chewsuren von etwa 11 verschiedenen Stammvätern ab und teilen sich demgemäfs in ebenso viele Geschlechter, die ihre eigentümlichen Überlieferungen, Gebräuche und Lebensart haben. Wurde ein Geschlecht zu zahlreich, so wanderte ein Teil desselben aus und gründete eine neue Niederlassung, verminderte es sich, so vereinigte es sich mit einem andern, da es allein nicht im stande war, die durch die Blutrache

geforderten Opfer aufzubringen. Noch vor kurzer Zeit legten die Bewohner der Dörfer Chachmati, Bisso und Tschormeschewi am Heiligtume von Chachmati das Gelübde der „Gemeinschaft und Bruderschaft“ ab, womit das Verbot des Heiratens innerhalb dieser Gemeinden verbunden ist; wer heiraten will, mufs sich die Braut von auswärts holen, da „Gemeinschaft und Bruderschaft“ als sehr nahe Verwandtschaft gelten.

Wann die Schluchten von Chewsurien ihre Bewohner aufnahmen, darüber fehlen genaue Anhaltspunkte; weder in der grusinischen Chronik „Kartlis-Zchowreba“ noch in der Geographie des Zarewitsch Wachuti (im 18. Jahrhundert) finden wir darauf bezügliche Notizen. Jedenfalls aber unterliegt es keinem Zweifel, dafs unter der Regierung der Königin Tamara (im 12. Jahrhundert) das Land schon von den Chewsuren bewohnt war. Wenigstens spielt diese Königin in den Sagen des Volkes eine grofse Rolle; ihr wird der Bau des alten Heiligtums der Chewsuren, der Kirche in Chachmati, welche vor acht Jahren beraubt wurde, zugeschrieben. Einige alte Leute behaupten, dafs unter den gestohlenen Geräten sich Schalen mit Inschriften aus der Zeit der Tamara befunden haben und dafs über der Thüre der chachmatischen Kirche sich eine Inschrift befinde, dahin lautend, dafs dieselbe in Gegenwart der Königin Tamara eingeweiht worden sei. Überhaupt hat das Volk ein lebhaftes historisches Gedächtnis. Noch heute erzählt man sich unter demselben von den Einfällen Tamerlans und der Perser; besonders lebhaft haben sich in der Erinnerung des Volkes die Greuelthaten des Eristawen an der Aragwa, Surab, erhalten, welcher beispielsweise einmal zu Neujahr die Kinder der chewsurischen Dörfer totdreschen liefs.

Zur Lebensweise der Chewsuren übergehend werden wir uns hauptsächlich mit der gesellschaftlichen Seite derselben beschäftigen, da die Einrichtung der Häuser, die Kleidung, das Hausgeräte etc. anderwärts genügend beschrieben werden.

Wer Pschawien und Chewsurien durchwandert, dem mufs es auffallen, dafs die Häuser in den pschawischen Dörfern in der Regel zerstreut in ziemlicher Entfernung voneinander liegen, so dafs im Winter gewöhnlich jede Verbindung zwischen denselben aufhört. Die Chewsuren dagegen bauen ihre Wohnungen dicht nebeneinander, oft haben einige Häuser einen und denselben Hof. Die Chewsuren lieben die Geselligkeit; in ihrer freien Zeit stehen oder sitzen sie beisammen, rauchen ihren schlechten Knaster und spucken eifrig aus; dabei erzählen sie einander allerlei Geschichten aus vergangenen Zeiten, von ihren Streifzügen nach Kistetien und Pschawien, von ihren Volkshelden, ihren Kämpfen mit den Eristawen. Das heranwachsende Geschlecht hört mit Andacht zu. Während die Pschawen sich hauptsächlich mit Viehzucht, besonders mit Schafzucht abgeben, wozu sie grofse Höfe und freie Plätze in der Nähe ihrer Häuser brauchen, und gegen die Einfälle der Tschetschenzen durch die Chewsuren geschützt waren, mufsten diese letzteren beständig gegen ihre Nachbarn, die Kistinen und Tschetschenzen, auf der Hut sein und bauten sich daher dicht nebeneinander an. Auch finden wir in Chewsurien, namentlich im nördlichen Teil desselben, eine Menge mehrere Stockwerke hoher Türme zum Schutze gegen besagte Feinde. Auf unwirtsamen, unfruchtbaren, schwer zugänglichen Höhen lebend konnten sie sich nur in geringem Mafse der Landwirtschaft und Viehzucht widmen; auch jetzt reicht der Ertrag ihrer Felder nicht zu ihrem Unterhalt aus. Die

kleinen Viehherden weiden auf den nahen Bergen; für den Winter werden Heuvorräte gemacht; die Produkte der Viehzucht, Butter, Käse, werden bei den Pschawen und Tuschinen gegen Brot und Gerste ausgetauscht. Die Unfruchtbarkeit des Bodens liefs nur kleine Ansiedelungen zu und bedingte häufige Auswanderungen sowie die geringe Vermehrung des Volkes (selten trifft man in einer Familie mehr als 3—4 Kinder). Es gilt fast für eine Schande, in den drei ersten Jahren der Ehe Kinder zu haben. Jedoch trifft man selten ein Mädchen über 13 Jahre, welches nicht seinen Liebhaber hätte, aber die jungen Leute wissen es so einzurichten, dafs die Bekanntschaften selten mit Schwangerschaft endigen.

Die Armut zwang die Chewsuren in früherer Zeit unter allen möglichen nichtigen Vorwänden Raubzüge zu den benachbarten Pschawen zu machen; nachdem Chewsurien an Rufsland gefallen war, mufste das natürlich aufhören. Jetzt erwerben sich die Einwohner desselben ihren Unterhalt durch Taglöhnerarbeit in den Bezirken von Duschet und Tioneti, auch im Nordkaukasus, wohin sie im Frühjahr und Herbst ziehen. Sie gelten für ehrlich und fleifsig und zeigen grofses Geschick bei Erdarbeiten und dem Aufführen steinerner Einfassungsmauern ohne Mörtel.

Dank geographischen und historischen Bedingungen hat sich bei den Chewsuren bis in die letzte Zeit die den Naturvölkern eigentümliche Einteilung in Geschlechter erhalten und jedes Glied derselben hat gewisse Verpflichtungen. Jeder einzelne war verpflichtet, sein Geschlecht zu schützen, in Not und Gefahr sich um die Fahne zu scharen, das Blut des Ermordeten zu rächen und Gut und Haus des Mörders zu zerstören; gehörte der Mörder dem eigenen Geschlecht

an, so mufsten alle Glieder desselben solidarisch mit Gut und Blut einstehen. Aufserdem wird unbedingter Gehorsam dem gewählten Ältesten gegenüber verlangt; niemand darf sich von einem weltlichen oder geistlichen Dienst lossagen; alle sind verpflichtet, das Gemeindeland zu bestellen, bei Sterbefällen materielle Unterstützung zu leisten, abwechselnd die Fahne des Geschlechts zu verwahren u. s. w.

Wie die meisten Bergvölker hatten die Chewsuren die Blutrache, aber dieser auch anderwärts übliche Brauch hat sich bei ihnen in eigentümlich charakteristischer Weise gestaltet. Sogleich, nachdem ein Mord ruchbar geworden, bewaffnete sich das ganze Geschlecht, dem der Ermordete angehörte, und zog in das Dorf des Mörders, dessen Haus eingeäschert wurde; niemand von den Verwandten des Mörders durfte sich zeigen, sonst wurde er getötet. Darauf zerstörte der Onkel des Ermordeten von mütterlicher Seite das Haus des Bruders oder Vetters des Mörders. Das war der Rache erster Akt. Weiterhin begann die Verfolgung der Angehörigen des Geschlechts des Mörders, welche sich durch Flucht zu retten suchten. Zwar konnte der Mord unter Vermittelung Dritter gesühnt werden durch Darbringung eines fünfjährigen Stiers und zweier Kessel im Gewicht von 9 und 2½ Pfund. Aber auch nach geleisteter Sühne durfte sich der Mörder im Laufe eines ganzen Jahres weder bei einem öffentlichen Feste zeigen noch sich in seinem Dorfe auf der Strafse sehen lassen.

Nach Verlauf eines Jahres schlich sich der Mörder mit seinen Brüdern heimlich zum Heiligen des rächenden Geschlechts, brachte ihm allerlei Opfer und flehte ihn um Schutz an. Zu gleicher Zeit wurde einem angesehenen Manne im Dorfe des Ermordeten Nachricht hiervon gegeben; er zeigte den Verwandten an, dafs der Mörder und seine

Brüder sich in den Schutz des Heiligen begeben haben. Sogleich versammelte sich das ganze Geschlecht, legte die Panzer an und bewaffnete sich mit den Worten: „Blut schreit nach Blut“, liefs sich dann aber mit dem „Vermittler“ in Unterhandlungen ein unter der Drohung, dafs das ganze Dorf des Mörders zerstört werden solle, wenn nicht genügende Sühne geleistet würde. Hierauf wurde gefordert, dafs das Gedächtnismahl im feindlichen Dorfe veranstaltet werde. Die Bluträcher begaben sich dahin, liefsen sich auf einem Dache nieder und fragten die Geschlechtsverwandten des Mörders: „Gebt ihr das Blutlos?“ (die Genugthuung für das Blut). Diese antworteten bejahend, sammelten sogleich Mehl und Butter im Dorfe, kochten die „chawizi“ (Fladen) und bewirteten die Angekommenen. Am andern Tag ernannten die Rächer zwei aus ihrer Mitte, welche von der ersten ihnen begegnenden Herde des verantwortlichen Dorfes die zwei fettesten Schafe auswählen und zum Mittagsmahl bereiten mufsten. War das alles geschehen, so erfolgte die eigentliche Sühne für das Blut des Ermordeten in folgender Weise: Das rächende Geschlecht wählte aus seiner Mitte zwei kühne Männer („Hund und Katze“ genannt); sie mufsten aus der Habe des Mörders sich nehmen, was ihnen gefiel. Das Mafs der Sühne selbst waren 416 Schafe mit Zugabe eines gröfseren Stückes Vieh. Damit war die Sache abgethan; doch mufsten die Rächer alljährlich zum Andenken an den Verstorbenen ein Schaf schlachten.

Nur in einem Ausnahmsfall ging der Mörder frei aus, wenn nämlich im Hause des Ermordeten ein teures Glied der Familie erkrankte. In solchem Falle drohte der „Vermittler“, dafs dieses sterben werde, wenn dem Mörder nicht verziehen werde. Der Mörder wurde ins Haus gerufen

und man sagte ihm: „Wir verzeihen dir, möge das Volk und der Heilige es wissen; wir werden dein Haus nicht überfallen und dich auf dem Wege nicht anhalten, du kannst ruhig schlafen.“ Die Onkel des Ermordeten von mütterlicher Seite aber durften sich auch in diesem Falle nicht mit dem Mörder aussöhnen, wenn sie nicht ein Schaf und einen zwölfpfündigen Kessel erhielten.

Bei andern Vergehen und Verbrechen entschieden die für jeden einzelnen Fall gewählten Richter. Für Verwundungen, welche den Tod nicht zur Folge hatten, waren Geldstrafen angesetzt, entsprechend dem Orte und der Gröfse der Wunde. Als Einheit für Geld und Geldeswert galt eine Kuh, welche früher 5, später 10 Rubel kostete; ein Hengst war gleich 4 Kühen, eine Stute = 6 Kühen. Auch das Schaf repräsentierte einen gewissen Geldwert, früher 1 Rubel 20 Kop., später 2 Rubel 40 Kop. So wurde nun für jede Wunde eine bestimmte Sühne festgesetzt, z. B. kostete eine Verletzung des Schädels mit Entblöfsung des Gehirns, ebenso eine schwere Verwundung am Arm oder Fufs 16 Kühe, eine einfache Wunde auf der Stirn 3 Schafe, eine schwere Verletzung des Daumens 5 Kühe, des Zeigefingers — 4, des Mittelfingers — 3, des Goldfingers — 2 Kühe, des kleinen Fingers — 1 Kuh; ein ausgestochenes Auge kostete — 30, eine Wunde am Ohr von der Gröfse eines Gerstenkorns — 9 Kühe, endlich Wunden unterhalb des Gürtels und oberhalb des Kniees, sogenannte „ehrlose“ Wunden, wurden mit 9 Kühen bezahlt. Bei Vergehen, bei denen die Schuld nicht derart nachgewiesen werden kann, und wo der Beschuldigte leugnet, ist der Reinigungseid am allgemeinen Heiligtum üblich, und die Chewsuren haben zueinander das Vertrauen, dafs niemand mit demselben Mifsbrauch treibt. Wir führen hier einen solchen Reinigungs-

eid wörtlich an. Der unschuldig Angeklagte stand vor dem Heiligtum mit einer Katze in der linken und einem Stock in der rechten Hand und rief laut: „Möge diese Katze, „deren Kopf ich mit meinem Stock berühre, die Leiche des „Diebes begleiten, möge sie mit ihrer Gegenwart und ihrem „Miauen das Leichenmahl dessen entweihen, der den Dieb „kennt und ihn nicht anzeigt; möge sie in jener Welt sich „ihm auf die Schulter und auf den Kopf setzen."

Eine eigentümliche Einrichtung in Schuldsachen ist der sogenannte „Msewali", d. i. die Person, der eine Schuld übergeben bezw. verkauft wird. Nehmen wir den Fall, dafs A dem B ein Schaf zu einem gewissen Termine abgeben mufs. A verpafst den Termin; jetzt wählt B eine dritte Person C, die ihm das Schaf abgiebt, aber von A zum Termine 2 Schafe fordert; zahlt A wieder nicht, so übergiebt C die Schuld an D, welcher von A nunmehr 4 Schafe zu fordern hat. So kann eine kleine Schuld bis ins unendliche wachsen. —

Gehen wir über zu den Hochzeitsgebräuchen. Der Hochzeit geht das Freien durch die Eltern voraus. Der Werber kommt in das Haus des auserwählten Mädchens mit den Worten: „wenn ihr mein Haus für wert haltet, so versagt meinem Sohne eure Tochter nicht." Ist der Vater einverstanden, so händigt der Werber demselben das Verlobungszeichen „nischani" ein, gewöhnlich einen Fingerhut oder eine Schnalle. Nach einiger Zeit braut der Vater des zukünftigen Bräutigams Schnaps, kauft sechzehn Arschin Zitz für die Braut und kommt in Begleitung eines nahen Verwandten in deren Haus, um formell einen Antrag zu machen. Dann hat er die Pflicht, jedes Jahr Anfang Januar in das Haus der Braut Schnaps und das sogenannte bedis-kweri d. i. die „Glücksbretzel" zu bringen, welch

letztere die Braut allein aufessen mufs. Diese Geschenke dauern bis zur Hochzeit fort. Endlich kommt der Vater des Bräutigams mit dem Vorschlag, die Hochzeit zu feiern. Wenn im Dorfe der Braut ein Toter liegt, so mufs der Vater ein Schaf schlachten; er schickt ins Haus der Braut 2 Schafe, von denen das eine vor dem Dorfheiligtum, das andere im Hause geschlachtet wird. Die Mutter der Braut backt zwei grofse Kuchen („kada"); die Freundinnen der Braut kommen herbei, schmücken die Braut und geleiten sie bis ans Ende des Dorfes, wo ein Kuchen aufgeschnitten wird; hier verabschiedet man sich und nur die nächsten Verwandten gehen weiter und verzehren unterwegs den zweiten Kuchen. Im Hause des Bräutigams hat man unterdessen Bier und Schnaps gebraut und das ganze Dorf eingeladen, um die Braut zu empfangen. Kommt die Braut an, so wird sie in der unteren Etage bei den Weibern untergebracht, während die Männer sich in der oberen Etage befinden; der Bräutigam versteckt sich in einem benachbarten Hause. Die Feier beginnt damit, dafs man ein Schaf zu Ehren des Heiligen schlachtet. Dann schicken die Schaffer nach dem Bräutigam, welchem bei seinem Erscheinen der Ehrenplatz angewiesen wird; man stellt ein Glas Schnaps vor ihn hin, womit er sich begnügen mufs. Am Tanz und Gesang nimmt er keinen Anteil. Die Festlichkeiten dauern drei Tage, dann verabschieden sich die Schaffer und der Bräutigam selbst geht auf eine ganze Woche aus dem Hause. Hierauf begleitet er mit Verwandten die Braut in ihr elterliches Haus, abermals wird drei Tage geschmaust und getrunken, worauf der Bräutigam sich heimbegiebt. Die Braut bleibt noch ein ganzes Jahr im elterlichen Hause. Nach Ablauf desselben kommt die Braut zum Bräutigam, dessen Mutter dem jungen Paar das Hoch-

zeitsbett bereitet; sie legt zuerst den Bräutigam und dann die Braut schlafen und segnet sie also: „Das Zeichen des Kreuzes über euch, blühet und gedeihet und werdet alt in der Liebe zueinander.“ So wird die Hochzeit in Chachmati gefeiert; in andern Gegenden werden der Dekanosse oder die Chewis-beri eingeladen, welche nach einem Gebet die Kleidung des Bräutigams mit Nadeln an das Kleid der Braut anheften und dann das Paar ins Hochzeitsbett legen. Die Bettgemeinschaft ist erst ein Jahr nach der Hochzeit erlaubt und nur im Verlauf dreier Tage, später darf die eheliche Annäherung nur im geheimen vor sich gehen. Mann und Frau sehen einander in Gegenwart Fremder nicht an und sprechen nicht miteinander. Das dauert bis zur Geburt des ersten Kindes, nach welcher das eheliche Leben in die gewöhnlichen Geleise einlenkt. Der Gebrauch, sich bei der ehelichen Annäherung ganz nackt auszukleiden, herrscht durchaus nicht überall. Die Ehen sind meist glücklich, Scheidung sehr selten; wenn die Frau den Mann verläfst und sich mit einem andern einläfst, so hat jener das Recht, wenn er sie trifft, ihr die Ohren oder die Nase abzuschneiden. Bigamie kommt wohl vor, aber selten; ebenso selten ist der bei andern kaukasischen Völkern übliche Brauch, die Braut zu rauben.

Was die Leichenbegängnisse betrifft, so sind sie bei den Chewsuren, wie bei den anderen Bergvölkern, mit sehr grofsen Ausgaben verbunden. Die armen Leute verkaufen und versetzen ihre letzte Habe, nur um ihren Toten mit Ehren zu begraben. Dabei müssen die Angehörigen des gleichen Geschlechts nach Kräften mithelfen; die einen bringen Butter, andere Milch, wieder andere Mehl u. s. w.

Sobald beim Kranken der Todeskampf beginnt, werden Verwandte und Bekannte zusammengerufen. Einige der-

selben, die sogenannten „narewi“, bringen den Sterbenden auf den Hof; von den nächsten Angehörigen darf ihn niemand berühren; die „narewi“ allein geben sich mit ihm ab; sie kleiden den Leichnam an, halten die Totenwache und bringen ihn zu Grabe; ihnen reicht niemand die Hand, niemand darf mit ihnen essen noch trinken. Denn der Tote gilt für unrein. Die Leiche wird zunächst in ein weifses und darauf in ein rotes Totenhemd gewickelt und bleibt 5—7 Tage an der Luft liegen. Alle Angehörigen und Verwandten lassen sich den Bart wachsen, sie dürfen keine frischen Kleider anziehen und keine Waffen in die Hand nehmen.

Sobald sich die Nachricht von einem Todesfall verbreitet, kommt das ganze Dorf in das Sterbehaus. Man spricht den Leidtragenden sein Beileid etwa in dieser Weise aus: „Ich bedauere sehr den Tod des X, lieber wäre ich selbst gestorben, um nicht von seinem Tod zu hören.“ Die Antwort lautet: „Das Zeichen des Kreuzes über dir, möge es dir und den Deinen wohl ergehen und Gott euch vor solchem Unglück bewahren!“ Die Angehörigen backen eine ungeheure Masse „chawizi“, wozu allein drei Pud Butter erforderlich sind, und schlachten einige Schafe, dagegen wird kein Schnaps gebraut. Wenn die Zeit des Begräbnisses herannaht, so liest der „chuzes“, der in diesem Falle den Namen „Priester der Seele“ erhält, ein Gebet, aber nicht über dem Toten, sondern im Hause, wobei er auch die Speisen segnet. Das Gebet ist sehr charakteristisch. Neben Citaten aus dem Alten und Neuen Testament finden wir in demselben rein lokale Zusätze. Es beginnt also: „Gott, von grofser Tugend!, Gott der Gerechtigkeit!, Gott, zu dem der Mensch betet und dem er die Seelen befiehlt, vermehre nicht das Leid der Menschen, reifse das Schwert aus der

Hand des Feindes, erleichtere dem Sterbenden den Ruf des Todes, schicke einen Engel in den Fufsstapfen Christi. Gott! möge das Zeichen des Kreuzes sein über seiner Seele, über diesem Tische u. s. w.“ Im ganzen langen Gebete finden sich Anreden an Gott den Vater, Gott den Sohn und Gott den heiligen Geist. Dasselbe bemerken wir in allen chewsurischen Gebeten. Davon, dafs die Chewsuren viele Götter haben, ist keine Rede.

Nach Beendigung des Gebetes tragen die „narewi“ den Toten zu Grabe. Niemand von den Verwandten giebt das Geleite aufser der Frau, welche manchmal das Pferd des Verstorbenen führt. Dieses wird zuweilen an eine Hand der Leiche angebunden mit den Worten: „Diene deinem Herrn in jener Welt ebenso treu wie in dieser.“ Hinter der Leiche folgen die Klageweiber, welche laut die Tugenden des Verstorbenen preisen. Während der Sarg in das Grab hinabgelassen wird, gerät eine der Frauen, gewöhnlich die Witwe, in Ekstase und verkündet im Namen des Verstorbenen: „So bin ich eingegangen ins Himmelreich, mich begrüfsen Vater und Brüder zu Pferde; sie fragen nach meinem Panzer, meinen Waffen“ etc. Waffen werden nicht ins Grab gelegt; es herrscht der Aberglaube, dafs solches dem Geschlechte Unglück bringt. Ist kurz vorher im Dorf ein Kind gestorben, so legen die Eltern dem Toten Äpfel mit in das Grab zum Grufs für dasselbe. Das Pferd des Verstorbenen erhält der nächste Verwandte, in der Regel der Onkel von mütterlicher Seite; dieser hat auch für die hinterlassenen Waisen zu sorgen. Das Grab ist ziemlich eng und tief; in Gegenden, wo das Holz selten ist, wird die Leiche zwischen grofse Schieferplatten gebettet.

Früher setzten die Chewsuren ihre Toten in Grüften bei. Solche Grüfte sind in Kistetien sehr häufig. In Nord-

chewsurien. da, wo der Schatilis- und Ardotis-Zchali sich vereinigen, steht auf einer einsamen, steilen Höhe eine solche Gruft, „Anatori“ genannt. Dort soll einst ein Stall der Königin Tamara gewesen sein. Es ist ein viereckiger Bau aus Schiefersteinen, nicht sehr hoch, mit zwei Öffnungen nach Osten und Süden. An den Innenwänden ziehen sich Bänke aus Schiefer hin, mehrere Reihen übereinander. Auf diesen sitzen oder liegen die Leichen in voller Kleidung, aber ohne Waffen, einige mit der Balaleika (eine Art Guitarre). Die meisten haben ein mumienartiges Aussehen, bei einigen haben sich die Gesichter sehr gut erhalten. Diese Gruft gilt bei Chewsuren und Kistinen als grofses Heiligtum, an dem die schwersten Eide geschworen werden.

Auf das Begräbnis folgen die ungeheuren Aufwand erfordernden Gedächtnismahle, bei den Reichen fünf, bei den Armen zwei im ersten Jahre. Das erste findet 3—7 Tage nach dem Begräbnis statt. Der Priester liest ein Gebet, woran sich halsbrecherische Wettrennen an den steilen Abhängen anschliefsen. Der Preis ist das Gewehr oder der Säbel des Verstorbenen. Fast alle diese Gedächtnismahle sind mit grofsen Trinkgelagen verbunden, man trinkt Bier und Schnaps, und im trunkenen Mute wird manches Schädel angehauen oder zerhauen.

Wir gehen über zu der Religion der Chewsuren. Glauben, Ritus und die Einrichtung der Geistlichkeit haben sie mit ihren nächsten Nachbarn, den Pschawen und den Mtiuletinzen gemein; auch bei den entfernter wohnenden Kartalinern finden wir manches Ähnliche, obgleich diese in beständiger Berührung mit dem grusinischen Königreiche waren, in welchem sehr früh die Ordnungen der griechischen Kirche eingeführt wurden. Geistliche im Sinne der griechischen Kirche haben die Chewsuren nie gehabt, und auch jetzt

bürgern sich dieselben im Lande sehr schwer ein. Obgleich die Chewsuren an den einigen Gott, an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist glauben, so sind diese Begriffe für sie doch zu abstrakt, und sie wenden sich in ihren Gebeten in der Regel an einen Heiligen oder dessen „kapischtsche“, d. i. Opferaltar oder Heiligtum. Am populärsten ist der heilige Georg, dem viele Heiligtümer geweiht sind. (Er ist auch der Schutzpatron von Grusien.) In allen wichtigen Angelegenheiten wendet sich der Chewsure an ihn. Hauptkapischtsche werden in Chewsurien drei gezählt, in den Dörfern Gudani, Chachmati und Karatis-Dschwari; alle Chewsuren halten sich für die Diener derselben und tragen zu Erhaltung derselben bei. Bei Dienstleistungen ist nicht die Zahl der Köpfe mafsgebend, sondern das „Geschlecht“ gilt als Einheit. Die Gründung der „kapischtsche“ wird in die graue Vorzeit zurückgeführt, das in Chachmati soll von Tamara gegründet, das von Gudani schon von Tamerlan zerstört worden sein.

Was die Priester anbelangt, so herrschen darüber bei dem Volk mancherlei Widersprüche; manche behaupten, dafs die „kadagi“ den Dekanossen wählen, andere, dafs seine Wahl durch das Volk vorgenommen wird. Ebenso widersprechend sind die Angaben über die „chewis-beri“ und die übrige Geistlichkeit. Ich halte mich an die Aussagen der gebildeteren Chewsuren, wonach sich die Sache wie folgt verhält.

Der „kadagi“ ist Wahrsager oder, richtiger gesagt, Verkündiger. Er wird von niemandem erwählt. Er mufs eine besondere Organisation haben, nervenschwach sein und leicht in Ekstase geraten. Die Stimmung der Umgebung und der feste Glaube an übernatürliche Kräfte erzeugt in ihm eine abnorme Aufregung, welche bald in Phantasieren

und krankhafte Bewegungen übergeht. Oftmals freilich spielen dabei Verstellung und Betrug eine grofse Rolle. Ein eigentliches Amt hat der „kadagi“ nicht, da er aber nach dem Glauben des Volkes in besonders nahen Beziehungen zu dem Heiligen steht, so geniefst er besondere Achtung und Vertrauen, und man wendet sich in allen wichtigen Angelegenheiten an ihn und gehorcht seinem Rate. So wurde in früheren Zeiten, wenn die Chewsuren einen Kriegszug unternahmen, stets der „kadagi“ um die Meinung des „Heiligen“ gefragt.

Andere Personen mit grofsem Einflufs sind die „mkitchawi“, ebenfalls Wahrsager. Es sind in der Regel erfahrene Leute, welche ihren Distrikt gut kennen und persönlich mit vielen Stammesgenossen bekannt sind. Als Mittel des Wahrsagens dienen ihnen Wasser und Getreidekörner; sie wissen Rat gegen allerlei Krankheiten und Gebrechen. Ihre Antworten sind oftmals dunkel wie die Sprüche eines Orakels. Einem Kranken, welchen nach Aussage des „mkitchawi“ der Heilige zu sich verlangt, wird ein weifses, baumwollenes Kleid angezogen, drei Jahre lang wird ihm das Haupthaar nicht geschoren, an die eine Hand wird ihm eine durchbohrte Silbermünze oder ein kleiner Stock angebunden.

Die eigentliche Geistlichkeit sind die Dekanossen, die Dasturi, die Chuzesi und die Chewis-Beri. Der Dekanosse wird auf den Rat des „kadagi“ vom Volk erwählt; er ist in der Regel ein fähiger und unterrichteter Mann; sehr oft ein guter Redner. Der Dekanosse kann nur gewählt werden, wenn in seinem Hause sich ein Kranker befindet. Der Erwählte weist in der Regel die Ehre von sich, aber der „kadagi“ überredet ihn, dafs das der Wille des Heiligen sei, und droht, dafs der Kranke schlimmer werde, wenn er nicht annehme. Endlich nimmt er die Wahl an und bringt

dem Heiligen einen Stier zum Opfer dar. Der Dekanosse mufs völlige Reinheit bewahren, er mufs sich jeder Berührung der Weiber enthalten und darf in die untere Etage des Hauses, wo die Frauen sich befinden, nicht eintreten. Seine Hauptpflicht ist der Dienst am „kapischtsche“ während des Festes, er hält die Messe, schlachtet die herbeigebrachten Opfertiere, kocht das Fleisch, zündet die Lichte an und betet über den Kranken; er segnet die Ehen ein und ernennt die andern Diener am Heiligtum, die „Dasturi“.

Diese sind die eigentlichen Diener des Heiligen, sie dürfen sich zu gewissen Zeiten nicht vom „kapischtsche“ entfernen, müssen dessen Gut bewahren und zum Feste das Bier bereiten; während des Dienstes müssen sie ebenfalls sich völliger Reinheit befleifsigen. In jedem „kapischtsche“ befindet sich zum Brauen des Bieres ein riesiger Kessel, der 30 Pud Gerste aufnehmen kann. Während das Bier gebraut wird, müssen die Dasturi barfüfsig und barhäuptig sein und dürfen keinen Gürtel tragen; sie dürfen nicht miteinander sprechen und dem Heiligtum nie den Rücken zukehren, um den Heiligen nicht zu beleidigen. Sie öffnen am Feste die Gefäfse mit Bier und bewirten damit die Anwesenden, angefangen vom Dekanossen und den Chewis-Beri. Die Chuzesi (eigentlich: Ältester, Geistlicher) lesen die Gebete beim Begräbnis und den Gedächtnismahlen. In der Regel bekleidet dieses Amt ein älterer Mann, welcher die Gebete auswendig aufzusagen versteht. Die Chewis-Beri (Alter, Schluchtenmönch) haben keinerlei Bedeutung in der geistlichen Hierarchie; sie sind verpflichtet, zum Feste des Heiligen ein Schaf und eine Tunge (= 5 Flaschen) Schnaps zu opfern, womit das Volk bewirtet wird. Das übrige Volk bringt zum „kapischtsche“ nichts mit sich, nur wer einen

Kranken im Hause hat, hat dem Heiligen ein Geschenk zu machen.

Die Festtage bei den Heiligtümern sind dem Chewsuren die feierlichsten Momente seines Lebens, er legt seine besten Kleider, all seinen Schmuck und seine ganze Waffenrüstung dazu an. Die Hauptfeste finden zu Beginn des Frühjahrs und Sommers und in der Mitte des Winters statt. Das gröfste Fest ist das gudanische vom Gründonnerstag bis Ostern, dann folgt das von Chachmati. Beim Fest in Gudani wird Brot mit Salz gegessen zur Erinnerung an den Durst, welchen der Erlöser gelitten, und dazu wenig Bier getrunken. Am Osterfest geniefst man Fleisch und trinkt dazu Schnaps.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

